Historische Nachrichten

zur

Kenntniß des Menschen

in

seinem wilden und rohen Zustande

von

C. Bastholm,

Doktor der Theologie, weil. Königlichem Konfessionarius und erstem Hofprediger.

Aus dem Dänischen übersetzt

von

H. E. Wolf,

Prediger zu Oeddis im Schleswigschen.

Erster Theil.

Altona,

bei J. F. Hammerich 1818.

An den Leser.

Weder der kindische Kitzel, mich meiner Belesenheit wegen gerühmt zu sehen, noch die Hoffnung, in der gelehrten Welt zu glänzen, haben mich bewogen, zur Ausarbeitung des gegenwärtigen Buchs die Feder in die Hand zu nehmen. Letztere Absicht würde, wenn ich sie auch gehabt hätte, durch dieses Werk doch nicht erreicht werden können. Ich habe bei allen meinen Schriften keine andere Absicht gehabt, als auf die eine oder die andere Art zu nützen; und daß dieses Buch nicht ohne Nutzen seyn werde, kann ich allerdings hoffen,

)(2

sobald es dazu geeignet ist, Menschenkenntniß zu befördern.

In den kultivirten Ländern lernen wir nur, was die Menschen werden können; in den unkultivirten, was sie sind. Alle die kultivirten Menschen sind einander ähnlich, und zwar mehr oder weniger, nach Maßgabe ihrer Kultur. Auch in den unkultivirten Ländern haben die ungebildeten Menschen viel Aehnlichkeit mit einander; jedoch können das Klima, die Gesetz und Einrichtungen des Landes manche Verschiedenhei hervorbringen. Will man den Menschen kennen lernen, wie er an und für sich, ohne Einwirkung der Kultur und weiser Gesetze, beschaffen ist: so muß man ihn in seinem rohen Zustande untersuchen. Darum schreibe ich dieses Buch von den wilden und rohen Menschen, ein Buch, welches wahrlich im Allgemeinen nicht dazu geschickt ist, Freude oder Stolz über unser Geschlecht zu erwekken, sondern nur bewirken soll, daß wir die Wichtigkeit der Kultur des Verstandes und der Moralität einsehen und die großen Vorzüge schätzen lernen, welche wohleingerichteten Staaten und durch weise Gesetze regierten Völkern vor den mehr oder weniger thierisch lebenden wilden und rohen Völkerschaften eigenthümlich sind.

Da es aber vielfache Grade der Wildheit und

Rohheit gibt, so bin ich allenthalben, wo die Materie es erlaubte, von den ganz wilden, thierischen Menschen zu den rohen übergegangen, und habe hier den Menschen durch die verschiedenen Stufen der Rohheit bis zu der aufkeimenden Kultur verfolgt, und auf diese Art sind Nachrichten von Türken, Persern, Hindostanern und mehreren mit ins Werk gekommen, welche gleichsam mit dem einen Fuße in dem Gebiete der Rohheit, mit dem andern in dem der Kultur stehen.

Mir ist kein Buch von dieser Einrichtung bekannt; wenigstens hat man ein solches in der dänischen Sprache nicht. Viele kennen wohl noch Krafts Buch von den Wilden; diejenigen aber, die es kennen, werden wohl auch nicht läugnen, daß sein und mein Buch weder in Ansehung des Plans, noch der Vollständigkeit einander ähnlich sind. Ueber das letztere darf man sich auch nicht wundern, da die spätern Zeiten mir einen Vortheil gewähren, den er nicht hatte, daß so viele Beschreibungen von Reisen unter den wilden und rohen Völkerschaften seit seiner Zeit herausgekommen sind.

Sein Buch macht also das meinige keinesweges überflüssig. Und ist es nicht überflüssig, ist es sogar zur Menschenkenntniß nützlich, so ist dies großentheils dem Herrn Konferenzrath Fleischer zuzuschreiben, der mich mit der größten Bereitwilligkeit mit Büchern aus

seiner guten und zahlreichen Büchersammlung versehen hat; ohne welche Hülfe ich an diesem Orte, von der Hauptstadt entfernt *), und durch das Brandunglück derselben des größten Theils meiner eigenen Büchersammlung beraubt, meinem Werke diese Vollständigkeit nicht würde haben geben können.

Bei der Ausarbeitung desselben habe ich wenige philosophische Untersuchungen anstellen können. Die Materie ist von der Natur, daß sie viele Untersuchungen der Art nicht zuläßt. Die Ursachen der Meinungen und Gebräuche, der Denkungs- und Handlungsart vieler von den wilden und rohen Völkerschaften liegen gewöhnlich in der Dunkelheit der Vorzeit so tief verborgen, daß man vergebens suchen wird, sie zu ergründen. Will man daher mein Werk nicht für viel mehr, als für ein historisches Magazin halten, so habe ich nichts dagegen, wenn man mir nur einräumen will, daß es ein ziemlich gut geordnetes Magazin und so eingerichtet ist, daß alle Menschen, von welchem Geschlechte und Stande sie auch seyn mögen, daß Gelehrte und Ungelehrte es mit Nutzen, wenn auch nicht mit gleichem Nutzen, lesen können. Wenigstens habe ich es in dieser Absicht ausgearbeitet.

---

*) Der Verfasser privatisirte damals in Schlagelse auf Seeland, zwölf Meilen von Kopenhagen.

Anmerk. des Uebers.

Der erste Band, der jetzt erscheint, handelt nur „von dem Charakter der wilden und rohen Völkerschaften.“ In den folgenden Bänden werde ich „ihre Gebräuche und Meinungen, ihren Kunstfleiß, ihre Wohnungen, ihre Kleidung, ihre Jagd- und Fischerei-Geräthschaften, ihre Waffen, ihr Kriegs- und Religionswesen, wie auch ihre Regierungsformen“ abhandeln.

Was ihren Charakter betrifft, so habe ich sie zwar meistentheils von einer sehr verabscheuungswürdigen Seite zeigen müssen. Ich habe aber nichts übertrieben, sondern bin der Geschichte genau gefolgt. Ich habe diejenigen gerühmt, die Ruhm verdienen; diejenigen aber, deren Charakter ganz schwarz ist, — und diese machen die Mehrheit aus — konnte ich nicht weißer zeichnen, als sie sind, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten. Es kommen auch in ihrem Charakter mehrere Züge vor, die nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden durften, wenn ich die wilden und rohen Menschen in ihrer ganzen Gestalt zeigen sollte, und welche sich für Leser von feinem Geschmacke schwerlich schildern lassen, ohne die Wohlanständigkeit zu beleidigen; ich habe aber allen Fleiß angewandt, um solche Stellen mit möglichster Delikatesse zu behandeln, und mehr kann man von einem Schriftsteller nicht verlangen.

Endlich werde ich, um das Werk so brauchbar, als möglich, zu machen, dem letzten Bande ein ziemlich vollständiges Register beyfügen, durch dessen Hülfe der Leser jede Völkerschaft nebst allem dem, das im Werke von ihr gesagt worden ist, wird finden können.

Der Verfasser.

Vorrede des Uebersetzers.

Wenn es nicht geläugnet werden kann, daß es für einen Jeden, der seinem Forschen nicht zu enge Gränzen setzt, eben so lehrreich, als unterhaltend und anziehend ist, den Menschen in seinem rohen Naturstande kennen zu lernen, so muß jeder Beitrag zur Geschichte der wilden und rohen Menschheit willkommen seyn, um so mehr, wenn solche Beiträge mit der Ausführlichkeit, dem Scharfsinne und der tiefen Menschenkenntniß geliefert werden, wie es in dem vorliegenden Werke der Fall ist. Der Name des gelehrten Verfassers dieses Werks, der sich durch seine vielen Schriften als aufgeklärten und freimüthigen Volksschriftsteller hinlänglich bewährt hat, wird den Lesern Bürge seyn, daß sie in dieser Schrift keins von den gehaltleeren Geistesprodukten, womit die Literatur überschwemmt wird, zu erwarten haben, sondern sich Gewinn für Verstand und Herz davon versprechen können. Es sey mir erlaubt, hier das Wichtigste von dem anzuführen, was der Recensent in No. 317. der Hallischen Literaturzeitung fürs Jahr 1805 über den Werth dieses Werks gesagt hat.

„Man erhält," sagt er, „hier eine Schrift,
„woraus Leser, die nicht Zeit und Gelegenheit haben,
„eine Menge Reisebeschreibungen und einzelner Bei-
„träge zur Geschichte der Menschheit zu lesen, den
„Menschen in seinem rohen Naturstande kennen ler-
„nen, und die also dazu geschickt ist, auf der einen
„Seite die überspannten Begriffe von des Menschen
„Natur und ursprünglicher Beschaffenheit herabzu-
„stimmen, auf der andern Seite die Wichtigkeit
„der Kultur des menschlichen Verstandes und Wil-
„lens einleuchtend zu machen, und die großen Vor-
„züge schätzen zu lehren, welche wohleingerichteten
„Staaten und durch weise Gesetze regierten Völkern
„vor der mehr oder weniger thierischen Lebensart der
„Wilden und Barbaren eigenthümlich sind. Ein
„Werk der Art, zu unserm Zwecke verfaßt und mit
„der Ausführlichkeit bearbeitet, als das vorliegende,
„geht, so viel Rec. weiß, der deutschen Literatur
„gänzlich ab, ob wir gleich von Meiners und
„Andern schätzbare Bruchstücke erhalten haben, und
„in der dänischen wird dessen Mangel durch Krafts
„Buch: de Wildes Saeder so wenig ersetzt,
„daß sich unser Verfasser durch Ausarbeitung dieser
„Schrift unstreitig ein wahres Verdienst erworben
„hat. Möge der Gelehrte, wenn er die vielen Rei-
„se-, Länder- und Völkerbeschreibungen der neuesten
„Zeit kennt, zum Behufe seiner historischen Men-

„schenkenntniß aus dieser Bastholmschen Schrift
„nicht das Geringste eigentlich Neue lernen; für den
„Nichtgelehrten und für jeden, dem es darum zu
„thun ist, das Wichtigste von dem, was in Reise-
„beschreibungen zur Kenntniß des Menschen in seinem
„rohen und wilden Zustande zerstreut mitgetheilt und
„mit Erzählungen von minder wichtigem Belange
„vermischt vorgetragen wird, kurz zusammen gefaßt
„zu erhalten, ist sie desto nützlicher. Da des Vfs
„Sprache korrekt und rein, sein Vortrag abwechselnd,
„munter und angenehm und das Bestreben desselben
„sichtbar ist, Gegenstände, die durch unzeitigen Scherz
„oder eine unvorsichtige Behandlung leicht Anstoß
„erregen können, und die in einem Werke der Art
„nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden
„dürfen, mit recht lobenswürdiger Vorsichtigkeit und
„Delikatesse zu behandeln; so ist von dieser Schrift
„den Lesern jeden Standes und beiderlei Geschlechts
„mehr Gewinn für Verstand und Herz zu verspre-
„chen, als von einer ganzen Menge schaler Romane
„und gehaltleerer Gedichte.

So weit der Recensent. Durch diese günstige Beurtheilung darauf aufmerksam gemacht, daß man auch im Auslande den Werth dieses schätzbaren Werkes anerkenne, faßte ich den Entschluß, es in einer Uebersetzung dem deutschen lesenden Publikum zu übergeben. Ich trug um so weniger Bedenken, mich dieser Arbeit zu un-

terziehen, da nach der oben angeführten Aeußerung des Recens. ein Buch, wie das gegenwärtige, der deutschen Literatur gänzlich abgeht. So sehr ich mir mit der Hoffnung schmeichle, daß diese Uebersetzung dem deutschen Publikum keine unwillkommene Erscheinung seyn werde, so sehr fühle ich auf der andern Seite die Unvollkommenheit meiner Arbeit, und bitte daher in Ansehung der etwa vorkommenden Fehler um gütige Zurechtweisung und schonende Nachsicht. Bei der Uebersetzung der übrigen Bände, die sobald wie möglich nachfolgen wird, werde ich auf die mir gegebenen Winke zur Verbesserung des Mangelhaften sorgfältig Rücksicht nehmen, und alles thun, was in meinen Kräften steht, um mich des Zutrauens des Publikums würdig zu machen.

Möchte nun dieses Werk, welches in meinem Vaterlande mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden ist, auch in Deutschland recht viele Leser finden! Dann werde ich mich für alle die Mühe reichlich belohnt fühlen, die ich auf die Uebersetzung desselben verwandt habe.

Oeddis, den 30sten Jenner 1818.

H. E. Wolf.

Inhalt.

I.

Charakter
der
wilden und rohen
Völkerschaften.

Allgemeine Betrachtungen über den Charakter der wilden und rohen Menschenarten.

Ob die ersten Bewohner dieser Erde das gegenwärtige Menschengeschlecht gewesen sind, oder ob diese Erde vordem von andern vernünftigen Wesen bewohnt gewesen ist? ob mehrere Menschenarten auf einmal hervorgebracht worden sind, oder ob alle Geschlechter der Erde von einem einzigen Menschenpaare abstammen? ob der Mensch in einem wilden, thierischen Zustande, ohne Sprache, ohne Entwikkelung des Verstandes auf die Erde gesetzt worden ist, und sich allmählich selbst aus diesem thierischen Zustande herausgearbeitet hat; oder ob der Schöpfer die ersten Menschen mit gewissen Ideen und einer Sprache, worin sie diese ausdrücken konnten, bildete? Diese Fragen hat man oft aufgeworfen. Einige haben sie bejaht, andere verneinet. Nach meiner Ueberzeugung wird man vergebens suchen, sie aus der Vernunft auf eine befriedigende Art zu beantworten. Es ist auch nicht meine Absicht, es zu thun. Ich werde in meinen jetzigen Untersuchungen alles meiden, was blos spekulativ ist, und mich lediglich auf das beschränken, was historische Gewißheit hat. Meine Absicht ist, meine Leser den Menschen kennen zu lehren, und diese Menschenkenntniß erhält man nicht aus Vernunftschlüssen, sondern aus glaubwürdigen historischen Zeugnissen, und nur aus diesen kann man die Vernunftschlüsse herleiten.

Die Geschichte lehrt uns, daß es auf der Erde noch ganz wilde, thierische Menschen gibt, daß die Stufen von ihnen bis zu dem ganz gebildeten Menschen hinauf, wie auch die Schattirungen so mannichfaltig sind, daß es schwer

hält, die Stufen dieser langen aufsteigenden Treppe von dem Pescheräh bis zu dem kultivirten Europäer zu bestimmen. Die beiden äußersten oder entgegengesetzten Enden dieser langen Stufenleiter sind leicht von einander zu unterscheiden; aber von der ersten Aeußerung der Kultur bis zu ihrer möglichsten Vervollkommnung sind die Stufen, so unkenntlich, daß der Menschenforscher, wenn er die ganze Menschheit überschaut, vergebens sucht, selbst die feinste Scheidelinie zu ziehen. Bei einigen Völkerschaften findet man Bildung des Verstandes, aber keine Bildung der Sitten; bei andern sittlich gute Gefühle ohne alle Bildung des Verstandes; bei einigen Bildung der Sitten ohne Bildung des Verstandes oder des Herzens, bei andern beides mit den rohesten Sitten vereinigt. Es gibt endlich Völkerschaften, die einen gewissen Grad von Kunstkultur haben, ohne sich deshalb ihrer Kultur in andern Rücksichten rühmen zu können. Bei diesen verschiedenen Arten von Kultur, deren jede wieder mannichfaltige Abstufungen hat, ist es zuweilen schwer, die Vorzüge der einen Völkerschaft gegen die der andern abzuwägen, und mit Gewißheit im Ganzen zu bestimmen, auf welcher Seite das Uebergewicht sich befindet, wenn man das Menschengeschlecht innerhalb seiner beiden Extremen, der völligsten Rohheit und der möglichst vollkommnen Kultur, in Betrachtung ziehet.

Eben so schwer ist es, eine allgemeine Ursache der Ab- oder Zunahme der Kultur des Menschengeschlechtes anzugeben; denn es kann mehrere Ursachen geben, und dasjenige, was bei einem Volke die Ab- oder Zunahme der Kultur bewirkt hat, hat bei einem andern nicht eben dieselbe Wirkung gehabt. — Die Religionsbegriffe, wie viel tragen sie nicht zur Verbesserung oder Verschlimmerung der Völker bei? Wie die Religion des Herrnhuters ihn zärtlich, sanftmüthig, menschenfreundlich macht, so ist der Hauptcharakter des Mahomedaners: Unverträglichkeit, Blutdurst und Stolz, die Wirkung seines Glaubens. — Die Verschiedenheit der Nahrungsmittel, welchen Einfluß hat

sie nicht auf die Kultur des Herzens? Daß der Indianer sanftmüthiger ist, als die meisten rohen Völkerschaften, die sich von Fleischspeisen nähren, sollte dieses nicht großentheils daher kommen, daß Vegetabilien seine einzige Nahrung sind? — Die verschiedenen Nahrungszweige, welche die Menschen zu ihrem Unterhalte wählen, sie mögen von der Jagd oder von dem Ackerbaue leben, wie viel tragen die nicht zur Verschiedenheit ihres Charakters bei? Endlich, was kann die Regierungsform nicht bewirken? Es ist für den Charakter eines Volks keinesweges gleichgültig, ob die Regierungsform demokratisch oder despotisch ist. Wie viel die Regierungsform zur Veränderung des natürlichen Charakters eines Volks beiträgt, davon sind die Kaschemirer ein Beweis. Diese sind von Natur ein frohes und lebhaftes Volk, das einen starken Hang zu Vergnügungen hat. Kein Volk in Asien ist gewinnsüchtiger, keins erfindsamer sowohl in Mitteln, sich Reichthum zu erwerben, als in der Anwendung des erworbenen Vermögens zu allen Arten von Ergötzungen. Wenn ein Kaschemirer von der untern Klasse nur zwei bis drei Thaler besitzt, so unternimmt er gleich eine Wasserfahrt, und ergötzt sich so lange, bis der letzte Schilling verzehrt ist. Selbst der Despotismus, die Unterdrückungen und Grausamkeiten, welche die Statthalter gegen sie ausüben, können ihren Hang zu Vergnügungen nicht unterdrücken. So viel hat die Regierung über die Natur noch nicht vermocht. Allein seitdem das Land von dem mongolischen Reiche getrennt wurde, sind die Sitten und die Lebensart der Einwohner sehr verändert worden. Unter dem milden Zepter der mongolischen Könige überließen sie sich ganz ihrem Naturel. Sie prangten mit prächtigen Kleidern, führten kostbare Gebäude auf, und genossen vornehmlich die Freuden der Tafel. Aber die Härte ihrer jetzigen Beherrscher hat ihre Denkungs- und Lebensart ganz verändert. Aus Furcht, sich Gewaltthätigkeiten und Erpressungen auszusetzen, scheuen sie sich, ihren Wohlstand auf irgend eine Art zu verrathen. Jetzt sind

sie muthlos, ihre Lebensart ist elend, ihre Kleider sind schlecht und geschmacklos. Selbst ihre vorige Redseligkeit hat sich in eine ängstliche Verschwiegenheit verwandelt. Nun sind sie räuberisch und stolz, und zeigen in allen ihren Handlungen List, Betrügerei und eine raffinirte Grausamkeit, die feigen Menschen eigen zu seyn pflegt. Ein Kaschemirer ist ein eben so unbeständiger Freund, als er ein unversöhnlicher Feind ist. Wenn sein Vortheil es erfordert, kann er Hindostaner, Mahomedaner, ja wohl sogar Christ seyn *). So kann die Regierungsform ein Volk verderben, welches durch das milde Klima und die Schönheit und Fruchtbarkeit der Natur so munter und liebenswürdig war.

Es ist daher, wenn man die älteste Geschichte eines Volks nicht kennet, schwer, oft unmöglich, mit einiger Gewißheit zu bestimmen, was die Ursache des Charakters eines solchen Volks gewesen, und wie es entweder so gut oder so schlecht geworden ist. Außer der Religion, den Nahrungsmitteln, Nahrungszweigen, Regierungsformen kann es viele andere Umstände geben, die beigetragen haben, den Charakter eines Volks ganz umzubilden, und es in Rücksicht der Kultur sowohl des Verstandes, als des Herzens schlimmer oder besser zu machen, als es von Natur ist. Ich will zum Beispiel blos die ungarischen Illyrier und die Morlaken erwähnen. Beide wohnen unter einem und demselben Himmelsstriche, beide haben einen Glauben, beide stehen unter einer Regierung; und doch sind sie einander so ungleich. — Die Illyrier sind faul und träge, zum Rauben und Plündern geneigt, und haben einen unüberwindlichen Hang zu starken Getränken nebst den daraus fließenden Lastern, insonderheit Unkeuschheit und Hurerei. Eine unerhörte Sorglosigkeit für die Zukunft, Verachtung der Wissenschaften und Künste, kein Gefühl der Menschen-

*) Beschreibung von Kaschemir, von Hennicke; in Zachs monatl. Korrespondenz. November 1801. S. 497 ff.

liebe, Rachsucht, die oft viele Jahre dauert, Unwissenheit in den ersten Gründen der Religion, mit allen ihren traurigen Folgen, Aberglaube, Hang zu Wahrsagungen, Zauberkünsten u. s. f. sind Hauptzüge ihres Charakters, und bei allem dem sind sie Christen, wenigstens dem Namen nach *).

Neben ihnen will ich die Morlaken anführen. Diese sind von Natur ein gutmüthiges, ehrliches und treuherziges Volk, welches sie sowohl in ihrem täglichen Leben, als in ihrem ganzen Handel und Wandel an den Tag legen. Gastfrei öffnen sie ihre armseligen Hütten jedem Reisenden, geben ihm, was sie haben, verlangen nichts dafür, und weigern sich sogar hartnäckig, die geringste Vergeltung anzunehmen. Man braucht ihnen nur ein wenig freundlich zu begegnen, um alle mögliche Höflichkeitsbeweise von ihnen zu erhalten und sie zu seinen besten Freunden zu machen. Diese Gastfreiheit, die man bei den Armen sowohl, als bei den Reichen findet, erstreckt sich auf Alle, die derselben bedürfen. So lange der wohlhabendere Morlake in seiner Wohnung Lebensmittel hat, können seine armen Nachbarn auf ihren nothdürftigen Unterhalt sichere Rechnung machen; man findet daher niemals einen Morlaken, der sich in dem Maße erniedrigt, daß er einen Fremden, der durch die Morlakei reiset, um Almosen bitten sollte. Hat ihnen jemand etwas geliehen, so bezahlen sie sehr pünktlich, wenn nicht unüberwindliche Hindernisse sich ihnen entgegen setzen. In diesem Falle kommen sie zu ihrem Gläubiger mit einem kleinen Geschenke und bitten um Aufschub. Auf die Art kann es leicht geschehen, daß sie, ohne es zu bedenken, von einem Termine zum andern durch ihre Geschenke das zwiefach bezahlen, was sie schuldig waren. Das Wohlwollende, Sanfte, Theilnehmende in ihrem Charakter geht sogar so weit, daß es in Verschwendung aus-

*) Beschreibung des Königreichs Slavonien, von Taube. Buch I. §. 50.

artet, wenn sie sich selbst und ihre Freunde ergötzen wollen. So bald sich eine festliche Gelegenheit darbietet, können sie in einer Woche das verschwenden, wovon sie mehrere Monate leben konnten. Eine Hochzeit, ein Festtag, oder die Ankunft eines Verwandten oder Freundes kann verursachen, daß das ganze Haus mit unmäßiger Freude sich ganz dem Essen und Trinken überläßt. Diese Verschwendung und Unbedachtsamkeit ist nur eine Folge ihres gutmüthigen und freundschaftlichen Charakters; denn sie sind sonst sehr sparsam. Bei dem Gebrauche von Dingen, die dem Morlaken gegen die Gewalt der Natur und der Jahrszeit zum Schutze dienen, ist er haushälterisch, selbst auf Kosten seiner Bequemlichkeit. Hat er z. B. eine neue Mütze, und wird vom Regen überfallen, so nimmt er sie ab, und will lieber den bloßen Kopf naß regnen, als seine neue Mütze verderben lassen. Kommt er zu einem Sumpf, so zieht er die Schuhe aus, so lange sie einigermaßen gut sind *). — Ihre Gastfreiheit und Freigebigkeit sind also nicht, wie bei vielen andern, eine natürliche Folge der Verschwendung, sondern eine Wirkung ihrer gutmüthigen und wohlthätigen Denkungsart.

So verschieden kann der Charakter zweier Völkerschaften seyn, die unter demselben Himmelsstriche wohnen, denselben Glauben, dieselbe Regierung haben. Zwar sind beide abergläubisch; dieses ist aber ein Fehler, den sie mit allen rohen Völkern gemein haben. Zwar sind beide rachsüchtig; die Rachsucht des Morlaken ist aber blos die Folge einer irrigen Vorstellung von der Gerechtigkeit, welches ich gehörigen Orts zeigen werde. Uebrigens sind die Morlaken und Illyrier einander völlig ungleich. Diese Ungleichheit ist vielleicht in der Einwirkung mehrerer Ursachen gegründet, die vor Zeiten auf den Charakter dieser Völkerschaften Einfluß

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Thl. I. Zweites Sendschreiben. §. V.

gehabt und sie so gebildet haben, wie sie jetzt sind. Dieses erwähnt aber die Geschichte nicht. Man sieht die Wirkung, die Ursache ist aber unbekannt. Vielleicht ist der Illyrier von Natur eben so gut, als der Morlake, aber, wie der Kaschemirer, in vorigen Zeiten durch Gewalt und Unterdrückungen verdorben worden. Und ist der Charakter eines Volks einmal verdorben, so wird, selbst bei der wachsamsten Regierung und den besten Veranstaltungen, eine lange Zeit und Umwälzung mehrerer Generationen erfordert, um ihn wieder zu veredeln.

Obgleich es aber mehrere Ursachen gibt, die den angebornen Charakter eines Volkes verbessern oder verschlimmern können, so muß man doch ohne Zweifel die Hauptursache des ursprünglichen, natürlichen Charakters jedes Volkes im Klima suchen, des Charakters nämlich, den ein solches Volk haben würde, wenn nicht Religionsbegriffe, Regierungsformen, Nahrungszweige und andere zufällige Umstände, durch ihre Einwirkung auf den Charakter, denselben veränderten. Und ist der ursprüngliche Charakter einmal durch solche Ursachen entweder verbessert oder verschlimmert worden, so wird er durch Erziehung, Beispiele, Gewohnheiten und dieselben Ursachen, die auf die Eltern gewirkt haben, von diesen wieder auf die Kinder fortgepflanzt.

Ich kann keinen Augenblick in Abrede seyn, daß, wie das Klima nebst allen dazu gehörigen Naturveränderungen auf den Körper und die gröbere oder feinere Organisation desselben wirkt, es auch, wegen der genauen Verbindung, die zwischen der Seele und der Organisation des Körpers Statt findet, auf die Seele wirken müsse. Durch die Einwirkung des Klimas haben einige Völkerschaften einen gröbern und schwerern, andere einen feinern Körperbau; einige sind in ihren Bewegungen langsamer, andere hurtiger; einige sind träger, andere lebhafter. — Ich spreche von den Nationen überhaupt; denn es gibt, wegen der Ursachen, die dazwischen wirken, immer viele Ausnah-

men. — Aber so muß es auch das Klima seyn, das die erste Anlage zum allgemeinen, natürlichen oder ursprünglichen Charakter eines Volkes bildet. Für den natürlichen Charakter eines Volkes kann es keinesweges gleichgültig seyn, ob es von einem milden Sonnenlichte bestrahlt, oder in Schneehaufen ausgebrütet wird; ob es Gebirge bewohnt, oder in Sümpfen lebt; ob es Wasser trinkt, oder mit dem Safte der Reben seinen Durst stillet; ob es sich von dem Fleische der Thiere, oder den Fischen des Meeres, oder den Früchten der Erde nähret; ob es Wurzeln, Farnkraut, Holzäpfel, Eicheln, oder Ananas, Melonen, Feigen u. dgl. ißt. Davon überzeugt uns die Erfahrung.

Die Völkerschaften, die auf gleicher Stufe der Kultur stehen, haben ungefähr auch gleichen Charakter. Sie sind durch die Kultur dermaßen abgehobelt, polirt, gefirnisset, daß der Unterschied wenigstens nicht sehr auffallend ist, obgleich der ursprüngliche Charakter doch gewöhnlich durchschimmert. Betrachten wir aber die Naturmenschen, wie sie sind, ehe die Kultur bei irgend einer Gelegenheit zu ihnen gekommen ist (und ich spreche nur von dem Menschen in seinem wilden und rohen Zustande), so fällt der Unterschied zwischen den Völkerschaften sehr in die Augen, besonders wenn wir diejenigen, die unter den sehr rauhen und kalten Himmelsstrichen wohnen, mit denjenigen vergleichen, die unter den warmen und sanften wohnen. In den kalten Zonen, an den beiden Polen findet man den Menschen in einem sehr thierischen Zustande, sogar in einem Zustande, der in vielen Rücksichten weit unter dem thierischen ist. Ich will die Menschen in den, am Nordpole liegenden, Gegenden zuerst betrachten.

Die Eskimos haben zwar von Natur einige gute Seiten. Sie wissen nichts von Eifersucht, scheinen auch nicht zänkisch oder hitzig zu seyn, außer wenn ein Weib seinen Mann beleidigt; denn da geht es ihr sehr übel. Sie bestehlen selten einander, und in der Rücksicht haben sie einige Vorzüge. Es läßt sich auch hieraus abnehmen, daß sie

einen Begriff von Eigenthum haben. Uebrigens sind sie aber ganz thierisch. Man findet bei ihnen keine Spuren der Religion; wenigstens haben sie keinen Gegenstand der Verehrung. Sie haben keine Regierungsform, keine Gesetze. Ein allgemeiner Tadel ist die einzige Strafe für die abscheulichsten Laster. Keiner wird dem andern vorgezogen, es sey denn, daß er ihm an Stärke und Muth überlegen ist, und eine größere Zahl von Weibern und Kindern hat. Sie haben keine Heirathsgebräuche. Das Weib wird als ein Eigenthum betrachtet, und der Mann leihet öfters seinem Freunde eins von seinen Weibern. Der Vater verheirathet gern seine Tochter, ehe sie mannbar ist, weil er dann für eine weniger zu sorgen hat *). Wenn man einige wenige schwache Spuren der Menschheit ausnimmt, welche doch zum Theil Wirkungen eines angebornen Pflegma's zu seyn scheinen, so sind diese Menschen unläugbar ganz thierisch.

Von diesen nördlichen Gegenden Amerika's will ich in Gedanken zu den nördlichen Gegenden Asiens übergehen, und die Bewohner der sogenannten Fuchsinseln betrachten. — Diese Insulaner haben einen guten, natürlichen, aber langsamen Verstand. Daß sie einigen Gebrauch des Verstandes kennen, zeigen sie in ihren Begriffen von Recht und Unrecht, in der Befriedigung ihrer Bedürfnisse bei allen, auf ihren rauhen Inseln befindlichen, Mängeln, in der Fähigkeit ihrer Kinder, fremde Sprachen zu lernen, und bei mehrern Gelegenheiten. Sie sind sehr kaltblütig und gleichmüthig; kommen sie aber einmal durch Argwohn oder Beleidigungen aus ihrer ruhigen Fassung, so sind sie unbändig und wild, erlauben sich die übertriebenste Rache, und tödten sich oft selbst, wenn kleine Leiden sie treffen, oder sie blos ein mögliches Uebel fürchten; und solches thun sie

*) Roger Curtis Nachricht von der Küste Labrador; in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel. B. I. S. 110.

ganz kaltblütig; doch sind sie nicht treulos, diebisch, räuberisch oder mörderisch. Nur denjenigen tödten sie, der ihre Weiber zur Unzucht zwingt. Sie können hingegen aus Höflichkeit sie andern überlassen. — Diese rohen Naturmenschen leben unter sich in einer vollkommenen Gleichheit, ohne Befehlshaber und Oberhäupter, ohne Gesetze und Strafen, ohne Rücksicht auf das Vergangene oder Zukünftige. Diejenigen, die auf derselben Insel wohnen, sehen sich als eine Familie, und die Insel als gemeinschaftliches Eigenthum an, und stehen bei Vertheidigung und Angriff einander bei. Im Umgange sind sie ernsthaft, in ihren Reden lakonisch; unter sich aber sind sie munter, sogar gesprächig. Aus Sorglosigkeit sind sie gastfrei und freigebig, aber grob und ungeschliffen. Ohne Achtung für Eltern und Vorgesetzte, ohne Gehorsam und ohne Ehrbarkeit folgt jeder seinen Trieben. Sie essen, wenn sie hungert, und verrichten sogar dabei ihre Nothdurft. Wenn sie Mangel leiden, fasten sie viele Tage, ohne zu murren. Ihre Gruben sind voll von dem Kothe der Kinder, und ihre Dächer von den Unreinlichkeiten der Erwachsenen, die sie da verrichten, weshalb innen und außen ein unausstehlicher Gestank ist. Wie sie oft nackt gehen, so begatten sie sich auch ganz öffentlich, und da beide Geschlechter von Natur sehr verliebt sind, so geschieht solches sehr oft. Ihre Kinder gebären sie gleichfalls ganz öffentlich *). Diese Insulaner zeigen also, daß sie zwar Anlagen zur Kultur haben, aber doch bis jetzt ganz thierisch und viehisch sind. Sie sind Thiere, aber gute Thiere.

Bevor ich den Nordpol verlasse, will ich der Kamtschadalen erwähnen. Von dieser Völkerschaft kann nicht einmal das gelten, was ich von jenen sagte, daß sie gute Thiere sind; vielmehr sind sie gemeiniglich gegen einander grausam und haben öfters Streit und Krieg mit einander.

---

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi, dritte Ausgabe S. 360 ff. u. S. 369.

Es scheint, als wenn die Bewohner der nordöstlichen Küsten Asiens mehr natürliche Anlagen des Verstandes haben; sie sind aber deshalb nicht kultivirter oder menschlicher. Die Kamtschadalen haben eine lebhafte Einbildungskraft, ein gutes Gedächtniß und ein ungemeines Nachahmungsvermögen. Was sie sehen, machen sie nach, und wissen dabei die Reden und Geberden der Fremden lächerlich zu machen. Ihre Lieder und Fabeln sind voll sinnreicher und lustiger Einfälle. Ihre größten Ergötzungen bestehen im Singen und Tanzen, in Liebeshändeln und Liebesgeschichten. Sie müssen folglich von Natur sehr sanguinisch seyn, aber, wie alle sehr sanguinische, nur wenig Urtheilskraft haben. Sie finden daher keine Warnung in ihren Fehlern, und denken nie an die Folgen ihrer Handlungen. Sie sind sehr neugierig, weshalb Träume und die Auslegung derselben ihnen viel zu schaffen machen. Wollust und Freude sind ihre Hauptleidenschaften, welche mit ihrer Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit gegen andere Annehmlichkeiten des Lebens, sogar gegen das Leben selbst, wunderbar kontrastiren; denn nicht allein dem wirklichen, sondern auch dem chimärischen Uebel sind sie geneigt, durch Selbstmord zu entfliehen. Da sie sehr furchtsam sind, so können selbst kleine Gefahren sie zur Verzweifelung bringen, und sie tödten sich oft, um der Strafe zu entgehen. Den Tod ziehen sie einem beschwerlichen Leben vor, weshalb auch Alte und Gebrechliche durch Selbstmord sich das Leben zu nehmen suchen. Armuth beunruhigt sie nicht. Wenn der Hunger sie nöthigt, auf die Jagd zu gehen, so entfernen sie sich nicht weiter von ihren Hütten, als daß sie des Abends wieder zu Hause seyn, und bei ihren Frauen schlafen können; denn sie sorgen nur für die Befriedigung des gegenwärtigen Bedürfnisses, und bekümmern sich nicht um die Zukunft. Von Ehre und Schande haben sie keinen deutlichen Begriff. Durch eine harte Behandlung werden sie daher höflicher, dienstfertiger und weniger betrügerisch, als durch Güte. Wollust und Ge-

mächlichkeit sind die einzigen Dinge, die sie beneidens-werth finden; daher stehlen sie nur Weiber und Hunde. Sie sind rachsüchtig; aber da sie sehr furchtsam sind, so rächen sie sich nur heimlich. Höflichkeit kennen sie nicht, weder in Worten, noch in Handlungen. Im Genusse der Liebe sind sie viehisch, und daher, wider die Gewohnheit anderer Morgenländer, willige Sclaven ihrer Frauen. Ihre Weiber sind eben so ausschweifend und rühmen sich sogar ihrer Liebeshändel. Jede Gefälligkeit, die sie Fremden erweisen, müssen diese durch Liebkosungen erkaufen. Ihre Lebensart ist sehr unreinlich. Von Waschen und andern Arten von Reinigungsmitteln wissen sie nichts. Sie essen mit ihren Hunden aus derselben Schüssel. Alles stinkt bei ihnen nach Fisch. Sie kämmen nie ihr Haar, und schneiden nicht ihre Nägel ab. Durch diese Unreinlichkeiten ziehen sie sich so viel Ungeziefer zu, daß sie ganze Hände voll abkratzen und essen können *). Ich überlasse dem Leser, wenn er diese Schilderung betrachtet, zu beurtheilen, ob diese Menschen nicht, selbst bei ihren natürlichen Anlagen zur Kultur, in einem ganz thierischen Zustande leben, ja, ob sie nicht in gewissen Rücksichten sogar manchen Thierarten weit nachzusetzen sind. Wenigstens gibt es Thiere, die sie an Reinlichkeit weit übertreffen.

Vom Nordpole will ich mich an den Südpol wenden. Hier finden wir das Menschengeschlecht in demselben wilden, thierischen Zustande. Die beiden bewohnten äußersten Enden unserer Erde sind in Amerika das Feuerland und im Südmeere van Diemens Land. In diesen beiden Gegenden findet man den Menschen in dem elendesten, viehischsten Zustande. Die Feuerländer, Pe-

---

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe S. 331. ff. Krascheninnikows Beschreibung von Kamtschatka in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. V. S. 284.

scherähs und alle Anwohner der magellanischen Straße sind in keiner Rücksicht über das Thier erhaben. In einem sehr kalten Klima haben sie keine andere Kleidung, als ein Stück von der Haut eines Seekalbes, welches ihnen kaum an den halben Theil der Lenden hinabreicht, und oben kaum die Schultern bedeckt. Beide Geschlechter bedecken nicht einmal die Geburtsglieder. Ein unerträglicher Geruch von dem verdorbenen Thran, womit sie sich beschmieren, und dem faulen Seehundsfleisch, das ihre leckerste Speise ist, und ohne alle Zubereitung genossen wird, macht es unausstehlich, ihnen nahe zu kommen. Sie wohnen unter einigen zusammengebundenen dürren Zweigen, die eine niedrige, runde, offene Hütte ausmachen; auf diese Zweige legen sie etwas dürres Gras, und die Oeffnungen werden hie und da mit Seehundsfellen bedeckt. Ein Fünftel oder Sechstel einer solchen Hütte ist offen, und dient ihnen theils zum Eingang, theils zum Feuerheerd. Eine Art Kunstkultur hat bei ihnen angefangen, erstreckt sich aber doch nicht weiter, als auf die ersten Bedürfnisse des Lebens, und zeigt sich in einem kleinen geflochtenen Korbe, einem Ranzen von Mattenwerk, einer Hacke von einem Knochen, der an einen Stock befestigt ist, womit sie die Muscheln von den Felsen abstoßen, einem schlechten Bogen und einigen Pfeilen. Sie verstehen auch Kähne zu machen. Diese sind aus Baumrinde verfertigt, die mit Binsen zusammengebunden und durch gebogene, anderthalb Zoll dicke, Stäbe ausgespannt werden, wodurch es verhindert wird, daß der Boden des Kahns nicht so leicht ausgetreten wird. Die Oeffnungen in den Fugen werden mit Moos verstopft. An dem einen Ende eines solchen Kahnes legen sie ein wenig Erde, worauf sie, selbst im Sommer, ein beständiges Feuer unterhalten. Dieses keimenden Kunstfleißes ungeachtet, der nur zeigt, daß sie eine menschliche Seele haben, die durch Noth und Mangel entwickelt werden kann, sind sie die armseligsten und hülflosesten von allen menschlichen Wesen. Ihr Leben ist ein beständiges Herumirren in unwirthbaren Wü-

sten, wo die Europäer, selbst mitten im Sommer, vor Kälte sterben. Es ist leicht begreiflich, daß in einem solchen Klima alle Verstandeskultur landflüchtig seyn, und daß solche Menschen auf der untersten Stufe der Menschheit stehen müssen. Man findet daher bei ihnen weder etwas, das einer Regierung ähnlich ist, noch irgend eine Spur von einer Gottesverehrung. Ihre Dummheit, Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit geht so weit, daß sie nicht einmal bei Erblickung der europäischen Schiffe sich im geringsten verwunderten, oder die geringste Begierde nach einigen von den Sachen äußerten, welche die Engländer ihnen anboten, einige Glaskorallen ausgenommen, eine Zierath, die sie am besten entbehren konnten *). Byron entdeckte indeß einen Diebstahl bei ihnen, der eine Art von Begierde nach fremdem Eigenthum verrieth; denn während einer von seinen Leuten schlief, schnitten sie ihm das Hintertheil seiner Jacke mit einem scharfen Flintensteine ab, dessen sie sich statt eines Messers bedienten **). Aber dieser Hang zum Stehlen ist eben keine Wirkung des Menschenverstandes; denn Affen stehlen auch, und zwar solche Dinge, die sie nicht einmal zu etwas gebrauchen können. — Ich möchte glauben, daß sowohl der physische, als intellektuelle Zustand dieser Menschen hinreichend sey, um die Sophistereien derjenigen zu widerlegen, die den wilden Naturstand der bürgerlichen Verfassung vorziehen.

So dumm und thierisch diese Feuerländer auch sind, so schienen die Vandiemensländer, auf der südlichen Spitze von Neuholland, noch dümmer zu seyn. Bei diesen sah

---

*) Reinhold Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Hauptst. 6. Absch. 4. S. 257. Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. II. S. 305 ff. Bougainville's Reise um die Welt; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 533.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise von Georg Forster. B. I. S. 120 ff.

man nichts, das nur den geringsten Grad von Kunstfleiß vermuthen ließ. Außer dem zugespitzten Stock, den einer von den Einwohnern in der Hand führte, und einigen Stücken Kangurufellen, die sich verschiedene von ihnen mit Riemen um die Füße gebunden hatten, bemerkte man bey ihnen nichts, woran die Kunst den geringsten Antheil gehabt hätte. Doch verrathen die vielen Linien, welche sie nach verschiedenen Richtungen in die Haut punktirt haben, einige Erfindungskunst. Es ist aber möglich, daß diese Kunst nicht einmal ihre eigene Erfindung, sondern von andern Seefahrern von den Südseeinseln ihnen beigebracht worden ist. Und wäre sie auch ihre eigene Erfindung, so wäre sie doch kein Beweis einiger Entwickelung des Verstandes. Dagegen war die Gleichgültigkeit und Achtlosigkeit, womit sie alles, was ihnen fremd war, angafften, und womit sie selbst die Geschenke der Europäer empfingen, ein Beweis, wie gering ihre Kultur und wie stumpf ihr Verstand ist *).

Aus dem, was ich von den Polarmenschen hier angeführt habe, erhellet, wie der Mensch ohne Kultur beschaffen ist, so lange er noch in dem wilden, thierischen Zustande lebt. Für Ehre und Reichthum hat er kein Gefühl. Sein nothdürftigstes Auskommen zu haben, und eine ganz thierische Liebe zu befriedigen, sind die einzigen Gegenstände seiner Bemühungen, und mehr sucht das Thier auch nicht. Gleichwie das Thier, mit der Nothdurft zufrieden, weder an Wohlgeschmack, noch Ueberfluß denkt, also der wilde Mensch. Er sorgt nur für die Gegenwart, ohne sich um die Zukunft zu bekümmern. Will man diese Einfalt, diese Genügsamkeit und Zufriedenheit für eine Tugend halten, so irrt man sich. Brutalität ist keine Tugend. Der wilde Mensch ist, wie das Thier, in seinen Liebestrieben ganz viehisch. Wahre Liebe empfindet er nicht. Die Befriedigung eines blos sinnlichen Triebes ist keine Liebe; daher sucht er, wie das Thier, mit dem Gegenstande dieses sinn-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise von Georg Forster. B. I. S. 120. ff.

ten werden. Höchstens sind sie etwas eifersüchtig und sehr empfindlich über den Ruhm und die Belohnungen, die man ihren Kameraden gibt; und dieses ist das einzige, was sie aus ihrer natürlichen Trägheit erwecken kann. Von Geiz sind sie völlig frei. Ihre Begierden schränken sich blos auf das ein, was sie von einem Tage zum andern gebrauchen. Wegen des morgenden Tages sind sie ganz unbesorgt. Diese Sorglosigkeit kann man auch bei einem Volke erwarten, das kein Eigenthum hat, bei welchem alles gemeinschaftlich ist, und wo keiner ein anderes Recht kennt, als dasjenige, zuerst die Früchte der Erde einzusammeln, deren er bedarf. Die Dienstwilligkeiten, die man ihnen beweist, sehen sie mit Gleichgültigkeit an, und sind nicht dankbar dafür; dagegen gerathen sie über eine Kleinigkeit in Zorn, werden aber auch wieder ruhig, sobald sie Widerstand finden. Eine Kleinigkeit kann sie zuweilen beruhigen, und fangen sie einmal an nachzugeben, so sind sie aus Furcht zu jeder Niederträchtigkeit fähig. Verlieren hingegen ihre Feinde, so ist ihr Stolz unerträglich. Doch leben sie unter einander meistentheils in großer Einigkeit; nur gegen ihre Feinde sind sie boshaft *).

Ich überlasse dem Leser selbst zu beurtheilen, ob man nach dieser Schilderung bei den nördlichen Kaliforniern andere Eigenschaften findet, als bei den Thieren. Bei den Einwohnern des südlichsten Theils von Kalifornien, wo das Klima milder ist, findet man gleich einige Veränderung des Charakters. Man findet bei ihnen eine gute Denkungsart. Der Kapitain Schelvocke sagt, daß er in der ganzen Zeit, da er sich bei ihnen aufhielt, nichts als Eintracht und Freundlichkeit unter ihnen merken konnte. Er machte die Bemerkung, daß, wenn man einem insbesondere etwas zu essen gab, dieser es immer in so viele Portionen austheilte, als er Freunde bei sich hatte, und gewöhnlich wenig oder nichts für sich selbst behielt. Selten gingen sie

*) Natürliche und bürgerliche Geschichte von Kalifornien, von Adelung. Thl. I. B. 1. Abschn. 6.

allein, sondern gewöhnlich paarweise, Hand in Hand. Man konnte kein Zeichen der Grausamkeit an ihnen entdecken, weder in ihren Mienen, noch in ihren Handlungen. Ihre Weiber schienen sie in einer kleinen Entfernung zu halten. Dem Ansehen nach führen sie ein sorgloses Leben, und haben alles in Gemeinschaft. Sie schienen sich nicht um etwas anders, als die bloßen Bedürfnisse des Lebens, Speise und Trank, zu bemühen. Ihre Genügsamkeit überhob sie vieler ängstlichen Sorgen, und machte sie ehrlich. Es fiel ihnen nie ein, den Engländern etwas von ihrem Handwerkszeuge, oder sonst etwas, das ihnen nützlich seyn konnte, zu entwenden *). Diese Kalifornier haben zwar nicht mehr Verstandeskultur, als die Bewohner der nördlichen Gegenden; sie sind aber sanfter, gutmüthiger, freigebiger. Sie sind gute und glückliche Naturmenschen. Und woher diese Verschiedenheit des Charakters? Ich weiß keinen andern Grund davon anzugeben, als das sanftere Klima, worin sie wohnen.

Dieser Einfluß des Himmelsstriches wird aber noch sichtlicher, wenn man die Neuseeländer betrachtet. — Für diejenigen, die in der Erdkunde wenig bewandert sind, will ich vorläufig bemerken, daß in Neuseeland, welches am Südpole liegt, die südlichsten Gegenden die kältesten und die nördlichsten die wärmsten sind. — Auf der Südseite dieser Insel, wo das Klima rauh, kalt und sehr unfruchtbar ist, sind die Einwohner nicht weiter gekommen, als die Feuerländer. Sie leben von Fischen und Geflügel. Sie wohnen, wie diese, in schlechten Hütten von dürren, in die Erde gesteckten, Zweigen. Sie liegen auf Blättern, und haben keinen Begriff von Ackerbau. Ihre Kleidung bedeckt nur den obern Theil des Leibes. Ihre Füße und Schenkel sind blos. — Auf der nördlichen, wärmsten Seite der Insel hingegen hatten sie bessere Kleider und Kähne. Sie besaßen ansehnliche, mit Schilf umzäunte, Pflanzun-

*) Schelvocke's Reise um die Welt. Abschn. 13. S. 356 ff.

gen, und trieben auch den Ackerbau mit gutem Erfolge. In einem Bezirke von neunzig Seemeilen stehen sie unter einem Oberherrn, und werden von seinen untergeordneten Bedienten gerichtet. Sie scheinen auch weit ruhiger und bequemer, als die andern Bewohner der ganzen Insel, zu leben. Sie richten weit bessere Wohnungen, als die Feuerländer, auf. Ihre Hütten sind gemeiniglich mit Gras und inwendig mit Schilf bedeckt, wodurch sie ein sauberes Aussehen gewinnen. Oft fassen sie ihre Hütten mit einer Wand ein, die den Wind abhält und das Feuer beschützt, welches gewöhnlich am Eingange der Hütte angemacht ist. Ihre Kähne sind nicht allein weit dauerhafter, als die der Feuerländer, sondern auch zierlicher und mit mehr Symmetrie verfertigt. Ihre Kleidung bedeckt nicht allein, was die Schamhaftigkeit zu bedecken gebietet, sondern ist auch geschickt, sie vor der Gewalt der Luft zu schützen. Sie ist mit einer gewissen Zierlichkeit gewebt und an den Ecken mit schwarzen und weißen Hundsfellen verbrämt. Ueber diesem Kleide tragen sie einen groben Mantel, der aus den Fasern der Flachspflanze verfertigt wird, in Form einer Matte, und sehen in diesem Aufzuge einem Strohtuche ähnlich, da die Enden dieser Fasern frei herunter hängen. Dieser Mantel schützt sie indeß sehr gut gegen Wind und Regen *). In ihrem Betragen sind sie sehr züchtig und anständig. Selbst bei solchen Handlungen, die ihrer Meinung nach nicht unrechtmäßig sind, zeigen sie so viel Wohlanständigkeit, als man bei irgend einem gesitteten Europäer erwarten kann. Die Weiber z. B. sind zwar nicht unerbittlich; aber die Bedingungen und die Art, wie sie ihre Gunstbezeugungen bewilligen, sind mit derselben Wohlanständigkeit, wie bei uns in der Ehe, verknüpft. Wird einer Frauensperson eine Heirath angetragen, so verlangt sie zuerst die Ein-

*) Reinhold Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Hauptst. 6. Abschn. 4. S. 259.

willigung ihrer Verwandten, welche durch ein Geschenk leicht erhalten wird. Der Mann muß aber doch, nach erhaltener Einwilligung, ihr mit einer Art Anständigkeit begegnen, und zu der verabredeten Handlung erlauben sie keine andere Zeit, als die Nacht *).

Das ist sonderbar, daß auf einer und derselben Insel die Völkerschaften, in Rücksicht der Kultur, so verschieden seyn können. Diejenigen von ihnen, die in dem südlichen Theile der Insel wohnen, leben, aller Bequemlichkeiten des Lebens beraubt, in einem ganz thierischen Zustande; diejenigen hingegen, welche die nördlichen, mildern Gegenden bewohnen, haben es sowohl in der Kultur der Kunst, als der Sitten weit gebracht. Nur aus der Verschiedenheit des Klima's kann ich diesen großen Unterschied erklären. Die wärmern und mildern Zonen bilden nicht allein in ihren Bewohnern bessere Anlagen des Verstandes, sondern diese Anlagen werden auch leichter in den milden, als in den rohen und kalten Zonen entwickelt. Davon überzeugt uns die Geschichte. Traurig ist es aber, daß dieselbe Geschichte uns zugleich lehrt, daß die Entwickelung und Kultur des Verstandes selten und fast niemals einigen Einfluß auf die Kultur des Herzens habe. — Beides will ich mit Beispielen aus der Geschichte der Völker beweisen.

Die Kalmuken sind zwar ein rohes, unkultivirtes Volk, haben aber gute natürliche Anlagen zur Kultur. Sie haben einen guten und schnellen Verstand, sind lebhaft, neugierig, gelehrig, aufgeräumt, gastfrei, dienstfertig, ihren Herren ergeben, selbst wenn diese von einer andern Nation sind. Sie sind mit ihrem Zustande zufrieden und nicht muthlos in Trübsalen. Gegen ihre Vorgesetzten sind sie ehrerbietig, und erweisen den Alten viele Achtung. Aber ihre Lebhaftigkeit, Sorglosigkeit, wie auch ihr Hang zur Bequemlichkeit und Wollust macht sie falsch, diebisch, räu-

*) Wallis's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. III. S. 285 ff.

derisch und unreinlich. Doch gebrauchen sie bei ihren Räubereien mehr List als Gewalt, und begleiten sie selten mit Mord *).

Die Malabaren ebenfalls, die in einem noch weit wärmern Klima wohnen. Sie haben einen durchdringenden Verstand und sind lernbegierig. Sie reden sehr gern und bedienen sich zierlicher Ausdrücke und bilderreicher Redensarten. Sie vereinigen also Witz mit Scharfsinn. Sie sind sehr bedächtig in ihren Entschlüssen, wollen gern alles wissen, lauern auf alles, sind in ihren Reden bescheiden, aber sehr unbeständig, versprechen viel, halten aber wenig. In ihren Forderungen beharren sie, sind aber undankbar, wenn sie ihren Zweck erreicht haben. Sie sind gefällig und kriechend, wenn sie sich vor jemanden fürchten, aber stolz und herrschsüchtig, wenn sie die Oberhand haben. Sind sie beleidigt, so sind sie stille und schleichend, wenn sie sich keine Genugthuung verschaffen können, aber boshaft und unversöhnlich, wenn sich Gelegenheit zur Rache darbietet **). Sie sind sehr streit- und zanksüchtig; es bleibt aber gewöhnlich bei Worten und kommt selten zur Schlägerei. Ihr Gemüth wird dadurch nicht lange beunruhigt und ihr Gesicht legt sich bald in seine vorigen friedlichen Falten. Die Geringern unter ihnen sind furchtsam und blöde, Schmeichler und Lügner, welches wohl großentheils eine Folge des harten Joches ist, dem sie unterworfen sind. Sie sind sehr geizig und, wenn sie sich mit dem Stehlen abgeben, die geschicktesten Diebe von der Welt. Die Vornehmern unter ihnen besitzen vielen Hochmuth, wo sie ihn äußern dürfen; übrigens sind sie geschmeidig, listig und einnehmend, und gegen ihre Vorgesetzten demüthig, niedrig, kriechend. Ihre Unredlichkeit wissen sie mit einem Anstrich der größten Höf-

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Vierte Ausgabe. S. 403 u. 411.

**) Paolino da San Bartholomeo's Reise nach Ostindien.

lichkeit und der schmeichelhaftesten Geberden zu bedecken. Nichts ist ihnen heilig, wenn sie ihren Zweck erreichen können. Lügen wird für ganz erlaubt gehalten. Sie borgen in der Absicht, das Geborgte nie wieder zu geben. Sie sind träge und arbeiten selten mehr, als zu ihrem nothdürftigsten Unterhalte nöthig ist, welches vielleicht zum Theil eine Folge des heißen Klima's ist, worin sie wohnen. Sie haben, kraft ihrer Erziehung und der Gewohnheit, ihre Leidenschaften dermaßen in ihrer Gewalt, daß, wenn sie wollen, sie nichts in Bewegung setzen zu können scheint. Sie sind begierig, sich zu bereichern und zu gewinnen, es sey auf welche Art es wolle. Obgleich ein reicher Malabar, in der Hoffnung, den Himmel zu verdienen und vor andern durch seine religiöse Handlungen zu glänzen, oder um sich ein bleibendes Denkmal zu errichten, den armen oder vielmehr faulen Braminen und andern dergleichen stolzen Bettlern Wohlthaten erzeigt; so sucht er doch den hierbei erlittenen Verlust zu ersetzen, daß er die Geringern betrügt, und in dieser Denkungsart hat er unter den Christen viele Brüder *).

Aus obigen Schilderungen der Kalmuken und Malabaren erhellet, daß diese Völkerschaften, die unter den sanftern Himmelsstrichen wohnen, besonders die letztern, weit bessere Verstandesanlagen haben, als diejenigen, die nahe an den kalten Polen wohnen; selbst ihre Laster zeigen, daß sie bessere natürliche Anlagen haben. Sie sind nicht, wie jene, thierische Menschen, haben aber noch keine Kultur erhalten. Der höhere Grad von Verstand, Scharfsinn und Witz, den sie besitzen, hat auf das Herz keinen Einfluß gehabt. Diese Naturanlagen dienen nur zur Entwickelung der moralisch-bösen Triebe, die im Herzen verborgen sind.

So verhält es sich auch mit andern Völkerschaften,

---

*) Reisen nach Südamerika, Asien und Afrika, von Langstedt. Abschnitt 2. S. 186 ff.

die unter den wärmern Himmelsstrichen wohnen, selbst mit denen, die durch glückliche Umstände eine größere Bildung des Verstandes erhalten haben. Unter mehreren will ich nur die Chinesen und die Cochin-Chinesen erwähnen.

Daß die Chinesen gute Verstandesanlagen haben, daß diese in einem hohen Grade entwickelt sind, daß Verstandeskultur und besonders Kunstkultur bei diesem Volke große Fortschritte gemacht haben, ist nicht zu bezweifeln. Sie schätzen nichts höher, als Künste und Wissenschaften. Es geht sogar so weit, daß diese der einzige Weg zum Adel sind. Ihre natürliche Anlage zu Künsten und Wissenschaften ist dem warmen Klima, worin sie wohnen, zuzuschreiben. Die Entwickelung und Kultur dieser Anlage muß in einer Einwirkung von Ursachen, die wir nicht vollkommen kennen, gegründet seyn. Hat ein Volk schon eine angeborne Anlage zur Kultur, so braucht es nur eines einzigen Fürsten, der Weisheit mit Eifer vereinigt, oft nur eines einzigen Philosophen, um den schlummernden Menschenverstand zu wecken, ihn thätig zu machen, und ihm anzuzeigen, auf welche Art und durch welche Mittel er in seiner Thätigkeit fortgehen soll. Dies scheint, der Geschichte zufolge, zum Anfange und Fortgange der Kultur der Chinesen Anlaß gegeben zu haben. Diese Kultur hat aber auf die Kultur des Herzens nicht viel gewirkt. Sie sind von Natur von einem stillen und gefälligen Wesen, dabei saumselig und kaltblütig. Sie mögen nicht leiden, daß man im Umgange mit ihnen sehr munter ist. Sie können, wie du Halde sagt, nicht vertragen, in einem Monate so viel zu hören, als ein Franzose ihnen in einer Stunde vorplaudern kann. Alles dieses ist eine natürliche Eigenschaft, die sie selbst ohne Kultur haben würden. Gegen alte Personen, gegen Eltern und diejenigen, die vorher ihre Herren gewesen sind, haben sie eine unverbrüchliche Hochachtung und Ehrerbietung. Diese gute Eigenschaft ist eine Folge der chinesischen Politik. Sie wissen gut den Ausbruch ihrer Leidenschaften zu verhindern und sich selbst zu beherrschen; das ist

eine Wirkung ihrer Erziehung. Sie sind aber darum keine guten Menschen. Die Kultur des Verstandes hat keinen Einfluß auf die Kultur des Herzens. Sind sie beleidigt worden, so wissen sie ihren Zorn zu verbergen und ihrem Feinde so höflich zu begegnen, daß man glauben sollte, sie wären ganz unempfindlich. Sobald sie aber eine Gelegenheit finden, sich zu rächen, so ergreifen sie dieselbe unverzüglich. Eigennutz ist ein Hauptzug ihres Charakters. Wo sie hoffen können, etwas zu gewinnen, sparen sie keine Mühe, List, Schmeichelei, Gefälligkeiten, besonders wenn sie mit Fremden zu thun haben. Sie machen sich sogar eine Ehre daraus, sie betrügen zu können. Aufrichtigkeit ist also bei ihnen keine Haupttugend *).

Was die Cochin-Chinesen betrifft, so haben sie zwar nicht viele Kunstkultur, welches wahrscheinlich ihrer natürlichen Trägheit zuzuschreiben ist. Um dieser nicht Gewalt anzuthun, erhandeln sie von den Chinesen, Japanern und Europäern alles, was sie bedürfen. Es fehlt ihnen aber deshalb nicht an Anlagen des Verstandes; und obgleich sie die Künste weder schätzen, noch denselben obliegen, so werden doch alle Wissenschaften ohne Ausnahme von ihnen hoch geschätzt, und demjenigen, der sich darin auszeichnet, gibt man den Rang vor allen andern, wie man in China den Gelehrten dem Soldaten vorzieht. Die Cochin-Chinesen haben Universitäten mit Professoren. Sie haben gelehrte Würden und öffentliche Examina, worin diejenigen geprüft werden, denen solche Würden ertheilt werden sollen. Auch werden die nämlichen Wissenschaften, wie in China, gelehrt und die nämlichen Schriftsteller gelesen, vornehmlich aber Confucius. Ihre Charaktere stechen sie mit einem Grabstichel in Stein oder in einen andern harten

---

*) du Halde's ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs. Thl. II. Abth. 1. Abschnitt 9.

Körper, worauf das Papier gelegt und abgedruckt wird. — Man kann also behaupten, daß sie eine Art Buchdruckerei eher, als die Europäer, gekannt haben. — Sie haben große Fortschritte in der Kultur gemacht. Ihre natürlichen Verstandesanlagen sind sehr entwickelt worden. Aber von der moralischen Seite betrachtet, sind sie noch immer sehr roh, welches mit so vieler Kultur des Verstandes unvereinbar zu seyn scheint. Sie haben zwar viele gute Seiten. Sie sind höflich, leutselig und so sanftmüthig, daß viel dazu gehört, sie unwillig zu machen. Wider die Gewohnheit anderer Morgenländer erweisen sie den Europäern viele Achtung, und suchen sich ihnen verbindlich zu machen. Sie erlauben allen Fremden, sich nach ihren eigenen Sitten und Gebräuchen zu kleiden und sich nach ihren eigenen, sowohl weltlichen, als geistlichen, Gesetzen zu richten. Sie gehen mit einander mit aller Vertraulichkeit und Verträglichkeit, als Brüder einer Familie, um. Auch würde man es für etwas ganz abscheuliches halten, wenn einer etwas äße, ohne es mit allen andern, die zugegen wären, zu theilen. Daher sind sie auch besonders mitleidig gegen die Armen, und es wird nie eine Gabe verweigert, wenn jemand um ein Almosen bittet. Wenn dieses verlangt wird, sind sie schuldig, es zu geben. So bereit aber sie zum Geben sind, eben so fertig sind sie auch, alles zu fordern, was sie sehen. Wenn sie zu erkennen geben, daß sie etwas wünschen, so darf man es ihnen nicht verweigern. Die Cochin-Chinesen haben also einige gute Seiten. Betrachtet man sie aber aus andern Gesichtspunkten, so wird man finden, daß sie roh und barbarisch sind. — Den Menschen nicht schätzen, ihn dem Viehe gleich setzen, den freien Menschen für eine verkäufliche Waare halten, das ist doch wohl Beweis eines rohen Charakters; und dieses findet man bei den Cochin-Chinesen. Hat jemand sich im Kriege ausgezeichnet, so ist es bei ihnen Gebrauch, ihm eine gewisse

Anzahl Leute oder Vasallen, von funfzig bis tausend, anzuweisen. Diese sind verbunden, ihn für ihren Oberherrn zu erkennen, und zugleich schuldig, ihm in allen Fällen beizustehen. Wie barbarisch ihre Denkungsart ist, beweisen ihre peinlichen Gesetze. Die Gerechtigkeit wird zwar unpartheiisch, aber zugleich auf eine grausame Art gehandhabt. Einem Diebe wird für das erste Vergehen ein Finger abgeschnitten, für das zweite noch einer, für das dritte ein Ohr und für das vierte muß er den Kopf hergeben. Ehebrecher, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, werden ins Feld hinaus geführt, wo der Verbrecher einem Elephanten vorgeworfen wird, der ihn zu mehrern Malen in die Höhe wirft und auf den Spitzen seiner Zähne wieder fängt, so daß diese dem Missethäter durch den Leib gehen, und wenn er auf diese Art eine Zeitlang ist gemartert worden, schleudert er ihn auf die Erde und zertritt ihn mit seinen Füßen. Zu derselben Strafe werden auch diejenigen verurtheilt, die ein falsches Zeugniß abgelegt haben *).

Man kann dieses nicht lesen, ohne einzusehen, daß die Kultur ihres Verstandes ihre rohen und barbarischen Sitten bei weitem nicht abgeschliffen hat, und daß sie folglich auf einer niedrigen Stufe der Kultur stehen. Die wenigen guten Eigenschaften dieses Volks sind also nicht so sehr der Kultur des Verstandes, als dem Temperamente, Gewohnheiten und gewissen Erziehungsgrundsätzen beizumessen, die sie durch einen andern Kanal, als den des Verstandes, erhalten haben. Ich würde noch weit mehrere Beispiele anführen können, um zu beweisen, daß die weit größern Anlagen des Verstandes, die man unter den warmen Himmelsstrichen findet, und der weit leichtere Fortgang, den diese Anlagen in ihrer Entwickelung und Kultur gewinnen,

*) Borri's Beschreibung von Cochin-China; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. VI. S. 292. 293 ff.

auf die Kultur der Moralität bei diesen Völkerschaften nichts oder wenig wirken.

Gleichwie man unter den wärmern Himmelsstrichen größere Anlagen des Verstandes und zum Theil mehr Kultur findet, als unter den kältern und rohern, so findet man auch bei vielen von jenen Völkerschaften feinere Sitten im Umgange, die auch eine Art von Kultur sind, welche sowohl einen guten natürlichen Verstand, als ein gewisses Zartgefühl im Charakter verräth; von diesen findet man aber nicht das geringste bei jenen rohen Völkerschaften, die unter den kältern Himmelsstrichen wohnen.

Daß die Widaher, ein Volk in Guinea, gute natürliche Fähigkeiten haben müssen, das beweiset ihre Art zu rechnen. Sie rechnen alles im Kopfe, worin sie so fertig sind, als die Europäer mit Feder und Dinte, wenn gleich die Summe auf einige Tausende steigt. Eine solche Fähigkeit wird man bei den Eskimos, Kamtschadalen, Feuerländern, Neuseeländern gewiß nicht finden. Ihr Verstand ist aber nicht gebildet. Sie sind sehr unwissend. Sie machen keinen Unterschied der Zeiten, haben keine Abtheilung der Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre. Der Klügste unter ihnen weiß sein eigenes Alter nicht; fragt man sie, wie alt dieses oder jenes Kind ist? so werden sie antworten: es ward geboren, als der und der Direktor aus Frankreich kam, oder als der und der wegging. Fragt man, zu welcher Zeit im Jahre? so werden sie antworten: zur Saatzeit oder in der Erndte. Dies sind ihre Denkzeiten, und man darf sie nicht weiter fragen. Bei aller dieser Unwissenheit aber übertreffen sie in Beweisen der Höflichkeit alle andere Schwarzen und kommen darin am meisten mit den Chinesen überein. Allein die weite Entfernung Widah's von China überzeugt mich, daß sie diese Kultur der Sitten den Chinesen nicht zu verdanken haben. — Sie sind so höflich gegen einander und so ehrerbietig gegen die Obern, daß, wenn sie einander besuchen, oder auch nur von ungefähr antreffen, sie sogleich auf ihre Kniee

fallen und dreimal die Erde küssen, wobei sie in ihre Hände klopfen und einander einen guten Tag oder guten Abend wünschen. Wenn ein Niedrer mit seinem Obern spricht, bleibt er die ganze Zeit über auf der Erde sitzen oder liegen, und begiebt sich, nach geendigtem Gespräche, auf der Erde kriechend zurück. Eben dergleichen Ehrerbietung wird von dem jüngern dem ältern Bruder, von den Kindern dem Vater, und von den Weibern den Männern erwiesen. Keiner von ihnen wird von seinem oder ihrem Obern, Bruder, Vater oder Manne, etwas anders, als auf den Knien, annehmen oder ihm überreichen. Wenn sie mit einer von besagten Personen reden, so halten sie stets ihre Hand vor dem Munde, damit ihnen ihr Athem nicht beschwerlich seyn möge. Wenn zwei Personen von gleichem Stande einander begegnen, so fallen sie beide auf ihre Kniee und schlagen die Hände zusammen. Diese Ceremonien werden auch von den Begleitern und Bedienten auf beiden Seiten beobachtet. Wenn eine vornehme Person in ihrer Gegenwart niest, so fallen sie alle auf die Kniee, und wünschen ihr, nachdem sie die Erde geküßt und in ihre Hände geklopft haben, alles Glück und Heil *). Sonderbar genug ist, daß die Gewohnheit, dem Niesenden ein Kompliment zu machen, auch zu diesen Negern gekommen ist. — Unter diesen Komplimenten und Höflichkeitsbeweisen gibt es einige, die ein wenig pudelhundsmäßig sind, und hinlänglich beweisen, daß diese Neger keine Kultur haben; es gibt aber auch andere, die sehr fein sind, und ein feines Gefühl bei ihnen voraussetzen, z. B. daß sie die Hand vor dem Munde halten, wenn sie mit jemandem sprechen. Eine solche Delikatesse in den Manieren wird man unter den rohen und unkultivirten Völkern am Nord- und Südpole kaum finden.

Die Einwohner der Sandwichsinseln sind gutmüthig, lebhaft, freundlich und beständig in ihrer Freundschaft.

---

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. IV. S. 307 — 8.

Sie tragen in ihrem Wesen das Gepräge der Unbefangenheit und Fröhlichkeit, sind aber nicht so leichtsinnig, wie die andern Bewohner der Südsee. Ein Beweis von Fähigkeit, wodurch sie sich von den thierischen Menschen unter den kältern Himmelsstrichen unterscheiden, war unter andern, daß sie ihre Verwunderung über allerlei europäische Waaren durch einen gemischten Ausdruck von Freude und Niedergeschlagenheit zu erkennen gaben, und gleichsam mit einem demüthigen Selbstgefühl in sich zu gehen schienen. Dieses Bewußtseyn ihrer eigenen Inferiorität zeigte sich bei allen Gelegenheiten und sie hatten also keinen thörichten Stolz, wie die andern rohen Völkerschaften. Mit Zärtlichkeit und Sorgfalt warteten die Weiber ihre kleinen Kinder, und die Männer leisteten ihnen bei diesem mütterlichen Geschäfte sehr häufig Hülfe. Hierdurch zeichneten sie sich hinlänglich von Wilden aus, die Weib und Kinder eher unter die nothwendigen, als wünschenswerthen Dinge zu zählen, und sie, diesem Grundsatze gemäß, zu behandeln pflegen *). Mit diesem edlen Zuge ihres Charakters verbinden sie ein gewisses zuvorkommendes und höfliches Betragen gegen andere. Als die Franzosen im Angesichte von Mowee, einer von den Sandwichsinseln, waren, stießen ungefähr zweihundert Piroguen davon ab, um ihnen entgegen zu kommen. Alle waren mit Schweinen, Früchten und frischen Gemüsen beladen, welche die Einwohner ihnen an Bord schickten, und sie ohne irgend eine Bedingung anzunehmen nöthigten. Der Handel wurde auch sehr geschwind und redlich geschlossen. Uebrigens waren sie im Umgange leutselig und zuvorkommend, und bezeigten sich sogar gewissermaßen höflich gegen Fremde **).

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 428. ff.

**) La Perouse's Reise um die Welt. B. II.; in Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVII. S. 268.

Die Einwohner der kurilischen Inseln haben in ihren Sitten und Höflichkeitsbezeugungen einige Aehnlichkeit mit den obgenannten Widahern. Aus der Lage dieser Inseln sieht man aber leicht, daß ihre Bewohner diese Sitten nicht von den Widahern können erhalten haben; auch haben ihre Sitten zu wenig Aehnlichkeit mit den Sitten der Chinesen, als daß man glauben dürfte, daß sie chinesischen Ursprungs wären. Diese Insulaner sind in ihren Reden sanft, bescheiden, ehrbar und der Wahrheit getreu. Und, wie sie selbst weder lügen noch betrügen, so können sie auch nicht leiden, daß man sie betrügt. Dem Alter erweisen sie vorzügliche Ehre. Sie haben für jeden Menschen Achtung und sind besonders liebreich gegen ihre Landsleute. Gäste von andern Inseln empfangen sie in vollem Putze und mit ihren Waffen. Sie grüssen einander mit Kniebeugung, umarmen und küssen einander. Der älteste von den Gästen erzählt in einer Rede seine und der Seinigen Begebenheiten, wobei alle stehend zuhören. Diese Rede beantwortet der Wirth, und beide versichern einander einer freundschaftlichen Theilnahme *). Daß Alle die Rede des Fremden stehend anhören, ist zwar eine übertriebene Höflichkeit; aber die Gewohnheit, zu schweigen, wenn andere reden, und erst dann zu reden, wenn andere schweigen, ist ein Zartgefühl im Umgange, eine gesellschaftliche Pflicht, die selbst die gesitteten Europäer nicht kennen.

Ich kann diese Beispiele nicht beschliessen, ohne die Drotchysen zu erwähnen, eine Völkerschaft, welche die nordöstliche Küste der asiatischen Tartarei bewohnt. Diese zeichnen sich durch eine Feinheit der Denkungsart und des Gefühls aus, die man bei keinem andern rohen Volke findet. Geschenke nehmen sie nicht an, es sey denn, daß man ihnen diese mit einer Art Delikatesse anböte. Wenn man ihnen etwas schenken wollte, mußte man es den Kin-

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 556.

ken zeigen aber außerdem, wenn nicht viel Geschmack, so doch eine gewisse Feinheit und Kultur der Sitten durch die Art, wie sie diejenigen empfangen, denen sie eine gewisse Achtung bezeigen wollen. — Zuerst bietet ein Bedienter dem Angekommenen eine angezündete Pfeife Tabak. Darauf wird eine Schüssel mit eingemachten Sachen vorgesetzt, woraus jeder der Anwesenden ein wenig in einem Löffel erhält. Darauf kommt Kaffee, und wenn der getrunken ist, erhält jeder eine Tasse mit Sorbet, einem kühlenden Getränke, welches von Citronen und andern Sachen zubereitet ist. Die Bedienten haben ein Handtuch auf dem Arme, womit man sich abtrocknet, wenn man getrunken hat. Wenn es Zeit ist, wegzugehen, besprengen die Bedienten die Hände der Gäste mit Rosenwasser, womit sie das Gesicht waschen. Darauf wird Räuchwerk gebracht, welches man dadurch empfängt, daß man das Haupt vorwärts neigt und seinen Rock auf beiden Seiten ausbreitet *). Dieses Räuchern ist eine höfliche Art, seinen Gästen zu erkennen zu geben, daß man nicht Zeit oder Lust hat, sie länger zu behalten. Wenn das Räuchern daher vorbei ist, so weiß jeder, daß er gehen soll. — Diesen Gebrauch finde ich besser, als den unsrigen, zehnmal denjenigen zu bleiben zu bitten, dessen Besuch man lieber nicht gehabt hätte. Diese Methode der Türken, sich einen lästigen Besucher vom Halse zu schaffen, ist auch so fein, daß niemand sich dadurch beleidigt fühlt.

Man sollte kaum glauben können, daß ein Volk, welches so viel Galanterie in seinen Sitten und seinem Betragen gegen andere hat, in Rücksicht seines moralischen Charakters, so verdorben seyn könnte. Geiz, Uebermuth, Blutdurst, Rachsucht und die schändlichsten, selbst unnatürlichsten, Ausschweifungen in der Liebe machen die Hauptzüge ihres Charakters aus. Ihre Staatskunst thut nichts, um diesem Verderbnisse Einhalt zu thun. Sie ist selbst eben so verdorben. Sie besteht in Trug und Verstellung.

---

*) Norden's Reise durch Aegypten und Nubien. S. 56.

Die Mächtigen schämten sich keiner Treulosigkeit oder Niederträchtigkeit. Sie suchen nicht, sich Liebe zu verschaffen, sondern über die Person und das Eigenthum ihrer Untergebenen auf eine gewaltsame Art zu gebieten. Ihre Herrschaft wird durch die willkührlichsten Mittel erhalten, die Leidenschaft, Eigennutz, Geiz und Bosheit ihnen eingeben können. Ihr heiliges Buch, der Koran, ist, wie Drummond sagt, so bequem für Listigkeiten und Ungerechtigkeiten, daß man ihn auf tausend verschiedene Arten auslegen kann, nachdem der Eigensinn und das böse Herz der Ausleger, oder auch die ihnen ertheilten Befehle es erheischen *).

Die Perser sind von Natur weit munterer und lebhafter, als die Türken; doch zeigen sie keine Freimüthigkeit in ihren Gesprächen, welches gewiß nicht dem Temperamente, sondern der Furcht zuzuschreiben ist. Sie haben ein Sprichwort: die Wände haben Ohren. Nichts desto weniger finden sie viel Vergnügen an Scherz und komischen Ausdrücken und wollen gern einander persifliren, welches sie zuweilen mit feiner Ironie thun. In Ansehung ihres äußern Betragens sind sie, wie Franklin sagt, die Pariser des Orients und würden den gesittetsten Nationen in Europa Ehre machen können. Sie sind höflich und verbindlich gegen alle Fremde, ohne sich, wie die Türken, von Religionsvorurtheilen beherrschen zu lassen. Sie dulden alle Religionen, selbst diejenigen, die ihnen höchst abscheulich vorkommen. Es geht sogar so weit, daß sie niemals demjenigen etwas zu Leide thun, welcher, nachdem er ihren Glauben angenommen, zu demjenigen wieder zurückkehrt, in dem er geboren worden ist. Diese Duldsamkeit ist ohne Zweifel ihrem sanguinischen Temperamente und dem damit verknüpften Leichtsinne beizumessen. Gastfreiheit wird bei ihnen für so wichtig gehalten, daß jeder sich für geehrt hält, wenn jemand in sein Haus kommt und an dem Theil nimmt,

---

*) Drummond's Reisen. Hauptst. 5.; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. I. S. 382.

was die Familie hat. Das Haus eines Persers zu verlassen, ohne eine Pfeife geraucht, oder Erfrischungen zu sich genommen zu haben, wird für einen großen Schimpf gehalten. Im Umgange machen die Perser selbst bei den unbedeutendsten Gelegenheiten so übertriebene Komplimente, daß ein Fremder anfangs glauben möchte, sie wären bereit, Leben und Gut für ihn aufzuopfern; und diese Komplimente, die im Grunde nichts bedeuten, finden nicht allein bei Personen vom Stande, sondern selbst bei den geringsten Handwerkern Statt.

Es ist daher nicht zu läugnen, daß diese morgenländischen Franzosen eine feine Lebensart haben, obgleich ihre Höflichkeitsbezeugungen nur leere Komplimente sind. Ihr moralischer Charakter ist aber darum nicht weniger schwarz und verdorben. Sie haben zwar eine gute Seite. Sie schlagen sich nie. Ihr Zorn bricht nur in Schelten aus, und so aufgebracht sie auch sind, so wird doch der Name Gottes dadurch nie entheiligt. Gotteslästerung ist bei ihnen unerhört, ja sogar unbegreiflich. Sie können nicht begreifen, wie die Europäer, wenn sie zornig sind, bei Gottes Namen schwören können. Dagegen führen sie beständig, selbst bei Sachen von keinem Belange, diesen heiligen Namen im Munde. — Man sollte glauben, daß ein Volk, welches die Gottheit immer nennt und sich so sehr fürchtet, diesen Namen durch Flüche und Eidschwüre zu entheiligen, doch einen gewissen Grad von Moralität haben müßte; davon findet man aber nichts bei ihnen. Sie sind nicht, wie die Türken, dem Geize ergeben, sondern im Gegentheile in hohem Grade verschwenderisch. Suchen sie sich Vermögen zu erwerben, so geschieht es nur, um es an ihre Wollüste wieder verschwenden zu können. Sie genießen das Gegenwärtige in seiner ganzen Fülle, und bekümmern sich, von einem falschen Begriffe von Schicksal verleitet, nicht um das Zukünftige. Daß sie für den folgenden Tag nicht sorgen, ist die Ursache ihrer großen Verschwendung. Geld scheint ihnen eine Last zu seyn. Wenn

der König einem vornehmen Manne 50 bis 100,000 Livres schenkt, so ist dieses Kapital wenigstens in vierzehn Tagen ausgegeben. Er kauft Sklaven, miethet schöne Frauenzimmer, hält eine prächtige Equipage, meublirt seine Zimmer, kleidet sich prächtiger und prasset, so lange er etwas hat, und dann verkauft er wieder ein Stück nach dem andern. Zu ihrer Ueppigkeit und Verschwendung gesellt sich die Trägheit. Sie sind Feinde aller Arbeit. — Diese Laster schaden doch nur ihnen selbst, aber ihre übrige verwerfliche Denkungsart ist zugleich andern schädlich. Von Temperament sind sie heftig, zornig, empfindlich gegen Beleidigungen, die sie gleich auf der Stelle strafen. Sie sind die größten Lügner von der Welt, und sagen die gröbsten Unwahrheiten mit der äusersten Frechheit. Wenn sie verrathen werden, kommen sie dadurch so wenig aus der Fassung, daß sie vielmehr darüber scherzen. Jede Angelegenheit suchen sie erst durch Lug und Trug zu Stande zu bringen. Will dieses nicht angehen, so schließen sie ihren Handel redlich; es ist ihnen aber ganz gleichgültig, auf welche Art es geschicht. Sie sind die niederträchtigsten Schmeichler, und sie haben die Kunst zu schmeicheln so ganz in ihrer Gewalt, daß man glauben sollte, sie meinten es so, wie sie sagen. Sie legen einen falschen Eid ab, wenn sie Vortheil davon erwarten können. Was sie borgen, geben sie niemals wieder. Sie suchen Reichthum, Ehre und Ruhm durch alle mögliche Mittel. Scheinheiligkeit bedeckt alle ihre schlechten Handlungen. Sie reden vernünftig und moralisch. Sie affektiren viel Menschenliebe, Barmherzigkeit, Gastfreiheit, Verläugnung der Welt und Verachtung des Wohllebens, obgleich sie im Herzen anders denken. Großmuth kennen sie eben so wenig, als irgend eine andere Tugend. Sie ist wohl auch nicht unter einer despotischen Regierung möglich, wo alle Sklaven sind. Sie thun nichts, ohne aus Eigennutz; sie handeln entweder aus Hoffnung oder Furcht. Sie können nicht begreifen, wie es in andern Ländern Menschen giebt, die andern

bloß aus Tugend dienen, ohne eine andere Belohnung dafür zu erwarten, als das Bewußtseyn, seine Pflicht erfüllt zu haben *).

Welche traurige Schilderung dieses Volkes! Und die Perser haben so viele schöne Anlagen, so viele Bildung des Verstandes, so viele Feinheit in ihren Sitten, so viele Delikatesse in ihrem äußern Betragen; sind aber bei allem dem die unmoralischsten Menschen von der Welt. Das schöne Klima, worin sie leben, hat das Seinige gethan, sie mit den vorzüglichsten Fähigkeiten, Verstand, Witz, einer lebhaften Einbildungskraft und feinen natürlichen Gefühlen auszurüsten. Glückliche Umstände haben in uralten Zeiten zur Entwickelung und Ausbildung dieser natürlichen Fähigkeiten beigetragen; aber bei allem dem hat das Herz keine Kultur erhalten. So wird durch die Erfahrung die Wahrheit außer Zweifel gesetzt, daß dasjenige, was bei einem einzelnen Menschen oft der Fall ist, auch bei ganzen Völkerschaften Statt finde, daß die Kultur des Verstandes und des Herzens nicht immer gleichen Schritt mit einander halten. Soll die intellektuelle Kultur auf die moralische wirken, so müssen gesunde moralische Grundsätze einen wesentlichen Theil von jener ausmachen und früh angewandt werden, um diese zu befördern.

Im Gegentheile gibt es unter den wärmern und sanftern Himmelsstrichen Völkerschaften, die gleichsam mit einer moralischen Kultur, oder richtiger mit guten moralischen Anlagen geboren zu seyn scheinen, welche ohne Verstandeskultur sich von selbst entwickeln, wenn die Entwickelung derselben durch keine unglücklichen äußeren Umstände gehemmt wird. Solche gute Naturmenschen findet man in allen Welttheilen, aber doch besonders unter den sanftern

---

*) Chardins Reise nach Persien; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. V. S. 470. ff. Franklins Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach Persien. S. 71. ff.

Himmelsstrichen. Ich will einige Beispiele von jedem Welttheile anführen, Europa ausgenommen; denn hier findet man keine, die für bloße Naturmenschen gehalten werden können. Die Regierung hat hier zu viel Einfluß auf die Natur gehabt, und entweder zur Verbesserung oder Verschlimmerung des Menschen beigetragen.

Ich will mich zuerst nach Asien wenden, und hier finde ich die Orotchysen, welche zu den guten Naturmenschen mit Recht gezählt werden können, wenn sie auch die oben erwähnte Feinheit nicht hätten. La Perouse gibt ihnen das Zeugniß, daß man in keinem Welttheile eine Völkerschaft von bessern Menschen antreffen kann. Die Einwohner, deren reichlichste und sicherste Unterhaltung der Lachs ist, sahen dem Erfolge der Fischerei der Franzosen ungerührt zu. Als die Franzosen in ihrem Dorfe ankamen, kam der Anführer oder der Aelteste mit einigen andern Einwohnern auf den Strand, sie zu empfangen. Er warf sich auf die Erde nieder, indem er sie auf chinesische Art grüßte, und führte sie hierauf in seine Hütte, wo seine Frau, seine Schwiegertöchter, seine Kinder und Enkel waren. Er ließ eine reine Matte ausbreiten, auf welche er sie niederzusetzen nöthigte. Ein kleines Korn, welches die Franzosen nicht kannten, wurde in einen großen Kessel geworfen, der über dem Feuer mit einem Lachs stand, und ihnen vorgesetzt werden sollte. Dieses Korn ist ihr köstlichstes Gericht. Von dem Laster des Diebstahls scheint dieses Volk kaum eine Ahnung zu haben. Wenn sie ihre Hütten verlassen, setzen sie nur einige Breter vor ihre Hausthüre, um den Hunden den Eingang zu verwahren, und lassen, ohne sich vor andern Dieben zu fürchten, die Hütten mit ihren Habseligkeiten stehen. Sie zeigten eine so unverbrüchliche Treue und religiöse Achtung für fremdes Eigenthum, daß die Franzosen in ihren Hütten und unter dem Siegel ihrer Rechtschaffenheit, ihre Zeuge, Korallen, Eisengeräthe und überhaupt alles, was zu ihrem Tausche gehört, in angefüllten Säcken ließen, ohne daß sie je ihr Vertrauen

mißbrauchten. — Sie schienen kein Oberhaupt zu erkennen und keiner Regierung unterworfen zu seyn. Die Sanftheit ihrer Sitten und ihre Achtung für die Alten können vielleicht diese Anarchie bei ihnen unschädlich machen. Man war auch nie Zeuge auch nur des kleinsten Zwistes gewesen. Ihre gegenseitige Zuneigung und ihre Zärtlichkeit gegen ihre Kinder waren den Franzosen ein rührendes Schauspiel. Das schöne Geschlecht schien auch unter ihnen eine ziemlich große Achtung zu genießen, welches sonst unter den rohen Völkern nicht der Fall ist. Sie schlossen nie einen Handel ohne Zustimmung ihrer Weiber. Ihre Verrichtungen sind auch erträglich, und beschränken sich auf das Zuschneiden und Nähen ihrer Kleider, die Fische zum Trocknen auszulegen und ihre Kinder zu warten, denen sie, die Brust bis zum dritten oder vierten Jahre geben. — Welche gute Menschen! Und diese Gutmüthigkeit ist keine Wirkung ihrer Kultur. Daß sie nicht ganz ohne Kultur sind, davon zeugt die Delikatesse, womit sie Geschenke annehmen und austheilen. Allein daß ihre Kultur nicht sonderlich seyn müsse, läßt sich aus ihrer ganz abscheulichen Unreinlichkeit abnehmen. Die Franzosen sahen sie mit einer ekelhaften Gier die Schnauze, die Kiefern, die kleinen Knöchelchen und bisweilen die ganze Haut des Lachses, deren Schleim sie aussaugten, roh essen. Die schleimigen Theile des Lachses schienen auch den Weibern die auserlesensten Gerichte zu seyn. Schmutz und Gestank kleben so an diesen Leuten, daß die Geruchsnerven sich bei dem Gestanke des Lachses empörten, womit ihre Häuser, so wie die Plätze außer den Wohnungen angefüllt waren *). Ein Volk, das in solchem Gestanke, in solcher Unreinlichkeit leben kann, muß doch gewiß auf einer niedrigen Stufe der Kultur stehen. Die

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. II.; im Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen. B. XVII. S. 73. ff.

Gutmüthigkeit der Otaheiten muß also wahrscheinlich nur ihrem Temperamente und dieses dem Klima wieder beigemessen werden.

Auf Savu, einer von den Gewürzinseln, sind die Einwohner, obgleich sie Heiden sind, sehr moralisch, und gesitteter, als die meisten andern rohen, ja selbst kultivirten Völker. Keiner darf mehr als eine Frau heirathen. Man hört bei ihnen nichts von einem unerlaubten Umgange zwischen beiden Geschlechtern. Diebstähle sind sehr selten. Selbstrache erlauben sie sich nie. Entstehet unter ihnen ein Streit, so hüten sie sich sogar vor Zank, damit sie dadurch nicht zur Rache und Feindschaft gereizt werden. Sie bringen ihrem Raja oder Fürsten ihre Klagen vor, und überlassen ihm die Entscheidung. Eine ganz besondere Schamhaftigkeit und Reinlichkeit verdient bei ihnen angemerkt zu werden. Man findet bei ihnen nicht die geringste Spur von der Ausleerung des Leibes. Obgleich die Engländer sich einige Tage vom Morgen bis an den Abend bei ihnen aufhielten, so konnten sie doch gar nicht entdecken, wo solche Unreinlichkeiten hingebracht wurden. Es gibt kaum ein Land, wo man in Rücksicht solcher natürlichen Bedürfnisse so schamhaft ist, und sie so gut zu verbergen weiß *). Wenigstens übertreffen sie hierin sowohl die Italiener, als die Franzosen, und in Rücksicht ihrer übrigen guten Eigenschaften beschämen sie alle europäische Nationen, welche doch in der christlichen Moral erzogen sind.

Die Tungusen sind von einem sanguinischen Temperamente. Sie zeigen sich immer, wie sie sind. Lügen ist ihnen etwas Ungereimtes. Diebstahl und Betrügerei finden sie so schimpflich, daß sie über solche Vorwürfe oft Pfeile wechseln. Hieraus sieht man, daß sie

*) Wallis's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. IV. S. 661. ff.

Ehrgefühl haben. Sie sind mit dem Allernothwendigsten zufrieden, und theilen uneigennützig mit andern, was sie haben. Durch mehrtägigen Mangel an Nahrung aller Art werden sie nicht muthlos. Ihre Ehen gerathen fast immer, weil sie in ihrer Liebe nicht sehr empfindlich sind. Können die Eheleute sich nicht vertragen, so scheiden sie sich und der Mann heirathet wieder, wie bei uns. In ihrem Wirkungskreise zeigen sie Aufmerksamkeit, Fleiß und Geschicklichkeit. Begeht jemand einen Mord, so wird der Mörder zwar gepeitscht und muß die Hinterlassenen des Ermordeten unterhalten; aber ein irriger Begriff von Tapferkeit verursacht, daß man Todtschlag nicht schimpflich findet, vielmehr den Mörder für tapfer hält. Diebe sind auf immer beschimpft und müssen das Gestohlne ersetzen. Nur die Männer werden des Ehebruchs wegen gestraft, die Weiber nicht. Die Ursache, warum man die Weiber desselben Lasters wegen nicht straft, muß ohne Zweifel entweder darin liegen, daß diese theils der Versuchung mehr ausgesetzt, theils zu schwach sind, derselben zu widerstehen, theils glaubt man auch, die Männer seyen selbst an der Untreue ihrer Weiber schuld. Die Ursache der größern, gegen die Weiber bewiesenen, Nachsicht sey, welche sie wolle, so erhellet doch daraus, daß die Tungusen, da sie die Männer strafen, den Ehebruch für eine strafbare Handlung halten. — Sie sind munter und zufrieden; sie beleidigen daher einander selten. Sie reden ohne alle Umschweife. Keiner bittet um etwas, sondern fordert, was er haben will und erhält es gewiß auch, wenn es möglich ist. Feine Zärtlichkeit kennen sie nicht. Ihre Freundschaft scheint daher kalt zu seyn; sie ist aber doch thätig. Für Geschenke danken sie kaum; aber sie bezeigen sich doch überaus dienstfertig. Sie begleiten ihre Wohlthäter oft mehrere Tage und schaffen ihnen auf eigene Kosten die Freuden, die in ihrer Lage für die größten gehalten werden. Wer zu ihnen kommt, ist ein willkommner Gast, kostete es auch ihren letzten Bissen. — Wer bewundert nicht das Kühne, Männliche, Rechtschaffene in dem Cha-

rakter dieses Volkes! Hier ist mehr Handlung als Empfindung, anstatt daß bei dem gebildeten Europäer oft das Gegentheil Statt findet. Ihre Freundschaft ist nicht Empfindelei, sondern nützliche Thätigkeit. Ihre Dankbarkeit besteht nicht in Worten, sondern in Handlungen. Der einzige Flecken, der ihren Charakter entstellt, ist der Mangel an Scham. Bei Menschen aber, die so ganz im Stande der Natur leben, können unsre Begriffe von Scham nicht Statt finden. Nicht selten gehen ihre Kinder, selbst wenn sie ziemlich erwachsen sind, ganz nackt, und beide Geschlechter, doch nicht leicht die Mädchen, sitzen ganz nackt am Feuer, und laufen, ohne andere Bekleidung als kurze Hosen, außerhalb der Hütte herum; aber die Gewohnheit und der Umstand, daß beinahe alle Erwachsene verheirathet sind, macht diesen Gebrauch unschädlich und unschuldig *).

Die Tungusen können also wirklich für Muster der Moralität gelten. Es gibt in ihrem Charakter nur wenige Züge, die man lieber nicht darin sähe; die meisten sind so beschaffen, daß man wünschen möchte, sie wären Hauptzüge des Charakters aller kultivirten Völker. Und diese Moralität rührt gewiß nicht von einiger Verstandeskultur her. Ich wiederhole hier, was ich oben von den Drotchysen sagte, daß ihre Unreinlichkeit und ihre mannichfaltigen Schweinereien hinlängliche Beweise von ihrem Mangel an Kultur sind. Niemals waschen sie sich, und reinigen nie ein Gefäß. Höchstens trocknen sie es mit einem Pelzlappen ab, den sie sogar zuweilen von der Wiege nehmen. Wenn sie sich oder ihren Kindern das Ungeziefer abnehmen, so essen sie es, wie andere wilde und ganz rohe Völker. Die Unreinlichkeiten der Kinder sind ihnen nicht ekelhaft. Die Nasen derselben reinigen sie dadurch, daß sie sie in den Mund nehmen, die Unreinlichkeit aussaugen und hinterschlucken. Ein Volk, das in dem Grade unreinlich ist, kann doch wohl unmöglich

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Weich. Ausgabe. S. 309 u. 320. ff.

Kultur haben. Ihre Moralität kann also nicht in Kultur gegründet, sondern muß angeboren, muß ein ursprünglicher Charakter dieses Volkes seyn. In ihrer Religion und Regierung kann man wenigstens nicht die Ursache finden. Und wo soll man denn die Ursache dieses ursprünglichen Charakters suchen, wenn man sie nicht im Klima suchen soll?

Aber unter allen Völkerschaften in Asien verdienen die Bewohner der Pelewinseln vorzüglich ausgezeichnet zu werden. Als der Kapitain Wilson auf diesen Inseln anlangte, lebten die Einwohner in gutem, unschuldigem Stande der Natur; und aller Wahrscheinlichkeit nach ist kein Europäer damals auf diesen Inseln gewesen; denn sie verwunderten sich nicht allein über die weiße Farbe der Engländer, sondern auch über ihren Anzug, und schienen ungewiß, ob ihre Kleider nicht ein Theil ihres Leibes wären. So schienen sie geglaubt zu haben, daß der Hut ein Theil des Kopfes sey, und wurden daher ganz bestürzt, als sie zum ersten Male jemand den Hut abnehmen sahen. Bei dieser Einfalt waren sie in hohem Grade dienstfertig, zuvorkommend, höflich und freigebig gegen die Engländer von dem Augenblicke an, da sie ans Land kamen, bis sie wieder wegreisten. Gegen ihre Weiber waren sie zärtlich, gegen einander sanft und freundschaftlich. Selbst bei solchen Auftritten, die Streit hätten veranlassen können, sah man nichts vorfallen, wodurch auch nur der Schein von Heftigkeit oder Leidenschaft sich äußerte. Jeder besorgte seine Angelegenheiten mit Eifer, ohne sich in die Geschäfte seines Nachbars zu mischen. Einige von den Männern beschäftigten sich mit ihren Pflanzungen, fällten Bäume, machten Aexte, Taue und dergleichen; andere baueten Hütten oder Kähne. Einige verfertigten Netze und Fischgeräth; andere machten Speere, Wurfspieße und andere Waffen. Die Weiber besorgten die häuslichen Geschäfte, arbeiteten in den Pflanzungen, flochten Matten und Körbe. Alle verdienten durch ihr Tagewerk ihren täglichen Unterhalt, und da die Noth-

wendigkeit ihnen diese Pflicht auflegte, so sah man unter ihnen keinen Faulenzer oder Müßiggänger, selbst unter denjenigen nicht, die von höherem Range waren. Hingegen ermunterten diese durch ihr Beispiel die Geringern zur Arbeitsamkeit und Thätigkeit. Der König verfertigte selbst die besten Aexte auf der Insel und arbeitete beständig, wenn nicht wichtigere Geschäfte ihn davon abhielten. So vergingen ihre Tage bei unverdrossener Arbeit, und ihre Fröhlichkeit bewies, daß das Leben ihnen nie zur Last fiel *).

Welch ein glückliches Volk in seiner Rohheit; glücklich, weil es gut und edel, arbeitsam und tugendhaft war! Es war nicht ihre Verstandeskultur, die auf ihre Moralität wirkte. Aus den Nachrichten, die man von diesen Insulanern hat, sieht man, wie einfältig sie waren. Sie hatten etwas Kunstkultur; diese ist aber allein nicht vermögend, das Herz zu verbessern. Es ist zu glauben, daß das Klima zu der Gutmüthigkeit und Rechtschaffenheit dieses Volks den ersten Grund gelegt hat.

Die Hottentotten in Afrika sind auch, obgleich sie auf einer sehr niedrigen Stufe der Menschheit stehen, ein sehr gutmüthiges, ruhiges, ehrliches und treues Volk; und obgleich sie sehr phlegmatisch sind, so lieben sie doch einander sehr, und können einem sehr ergeben seyn. Ein Hottentotte ist im Stande, den letzten Bissen mit seinem Kameraden zu theilen. Sie besitzen wenig von der List und Schlauheit, die man gewöhnlich bei den Wilden findet. Beschuldigt man sie eines Verbrechens, welches sie wirklich begangen haben, so gestehen sie es gewöhnlich gleich. Selten zanken sie, oder schimpfen einander. Obgleich sie von Natur furchtsam sind, so gehen sie doch, unter der Anführung ihrer Befehlshaber, den Gefahren muthig entgegen, und ertragen geduldig alle Beschwerden. Es fehlt ihnen nicht

---

*) Geschichte des Prinzen Li-Bu, eines Eingebornen der Pelew-Inseln. S. 5. u. 35. ff.

an natürlichen Anlagen, sondern nur an Mitteln zu ihrer Ausbildung *).

Die Huswannas, die ebenfalls in den südlichen Gegenden von Afrika wohnen, sind auch ein gutmüthiges Volk. Wenn sie ihrer Viehtrifft wegen von einem Orte zum andern ziehen, lassen sie ihre Hütten stehen, damit andere von ihrer Nation, die denselben Weg nehmen möchten, sie benutzen können. Sie sind nicht allein gute Ehemänner und Väter, sondern auch vortreffliche Freunde. Wenn sie in einem Dorfe zusammen wohnen, so sieht keiner etwas für sein Eigenthum an. Alles ist gemeinschaftlich. Treffen sie andere Horden von ihrer Nation, so empfangen und beschützen sie einander. Kurz, sie behandeln einander wie Brüder, obgleich sie vielleicht einander nie vorher gesehen haben. Sie halten, wie die herumziehenden Araber, ihr Versprechen unverbrüchlich, und stehen bis zu dem letzten Blutstropfen dem Reisenden bei, der sich in ihren Schutz begibt, oder ihnen ihren Dienst bezahlt **).

Die Fulier, ein afrikanisches Volk, das an der Sanage wohnt, verdienen auch unter die guten Naturmenschen gerechnet zu werden. Es ist sehr leicht, sie zu regieren, weil sie von guter, ruhiger Gemüthsart sind, und dasjenige, was recht und billig ist, so gut wissen, daß ein Mensch, der schlecht handelt, allen ein Abscheu ist, und niemand ihm gegen die Obrigkeit beistehen wird. Sie sind sehr fleißig und haushälterisch. Sie pflanzen Tabak um ihre Häuser und Baumwolle rings um die Dörfer her, die ihnen zugleich zum Zaune dienet. Ueberdies säen sie verschiedene Arten von Getreide; und da sie weit mehr Baumwolle und Korn bauen, als sie selbst verbrauchen: so verkaufen sie solches für einen billigen Preis. Sie sind sehr gastfrei und

*) Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrikas von Sprengel. S. 147. ff.

**) Le Vaillant's neue Reise in das Innere von Afrika. B. II. S. 201. u. 205.

gegen alle freundlich. Ihr Verhalten hat ihnen solche Hochachtung erworben, daß es für eine ehrlose That gehalten wird, sie zu beleidigen oder zu verletzen. Ihre Leutseligkeit erstreckt sich auf alle; doch sind sie doppelt freundlich gegen ihre Landsleute, so daß sich alle Fulier, wenn einer von ihnen zum Sklaven gemacht wird, vereinigen, ihn loszukaufen. Sie lassen niemals einen von ihrem Volke Mangel leiden, sondern ernähren die Alten, Blinden und Lahmen. Man hört nie, daß sie einander betrügen. Sie werden nicht leicht zornig; doch rührt diese Sanftmuth nicht aus Mangel an Herzhaftigkeit her; denn sie sind ein so tapferes Volk, als irgend eins in Afrika. Sie sind strenge Mahomedaner. Es wird keiner, bis auf etliche wenige, Branntwein oder sonst etwas trinken, das stärker ist als Wasser. Sie sind beständig sehr reinlich, besonders die Weiber, welche die Häuser sehr sauber halten. Außer dem Ackerbaue legen sie sich auch auf die Viehzucht, und sind sehr gute Jäger, so daß sie Tiger, Löwen, Elephanten und andere wilde Thiere jagen *).

Diese gutmüthigen, arbeitsamen, freundlichen, mäßigen Fulier kontrastiren ganz besonders mit den faulen, unmäßigen, rachsüchtigen, liederlichen und in jeder Rücksicht lasterhaften Jalofen, die an der Gambia, beinahe in demselben Klima, wie jene, wohnen **). Die Ursache dieser Verschiedenheit des Charakters zweier Völkerschaften, die unter eben dem Himmelsstriche wohnen, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben, da die Geschichte uns nicht zu Hülfe kommt; ich vermuthe aber, daß die Jalofen in vorigen Zeiten ein eben so gutes Volk gewesen sind, wie die Fulier, durch Umstände aber, die wir nicht kennen, in einen Zustand der Wildheit können gerathen seyn. Es gehört weit mehr dazu, ein ganz wildes und rohes Volk zu kultiviren,

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. III. S. 178. ff.

**) a. a. O. S. 164.

als ein kultivirtes Volk viehisch zu machen. Zu dem letztern sind die Mißhandlungen und Unterdrückungen einiger Jahre hinlänglich; zu dem erstern werden eine weise Regierung, eine gesunde Religion und vernünftige Erziehungsanstalten erfordert. Dieses findet man aber eben so wenig bei den Fuliern, als bei den andern rohen afrikanischen Völkern. Wenn ich daher, als höchst wahrscheinlich, annehme, daß die Jalofen und Fulier, sofern beide unter eben dem Himmelsstriche wohnen, vom Anfange an denselben ursprünglichen Charakter gehabt haben; so muß ich eher glauben, daß die Jalofen anfangs gute Menschen, wie die Fulier, gewesen und allmählich aus irgend einer zufälligen Ursache verdorben worden sind, als daß die Fulier anfangs boshaft und verdorben, wie die Jalofen, gewesen sind, und späterhin eine moralische Kultur erhalten haben; denn ich finde bei diesem Volke nichts, das eine solche Kultur sollte bewirken können.

Ich komme jetzt zum Südmeere. Hier finde ich ein Volk, welches seiner sanften Denkungsart, seines guten Betragens und moralischen Charakters wegen eine Erwähnung verdient. Dieses sind die Bewohner der Insel Louisiade. De Page sagt, daß, wenn sie in diesem Lande zu einem Dorfe kamen, sie durch ein Geschrei von den ersten Wilden, die sie erblickten, gleich angemeldet wurden, und daß ihr Anführer und die Vornehmsten im Dorfe sich darauf gleich außerhalb ihrer Hütten versammelten. De Page's Leute schickten dann einen zu diesen Wilden hin, und machte ihnen gewöhnlich ein Geschenk von einer Flasche Branntwein, wahrlich! das schädlichste und verderblichste Geschenk, das sie ihnen machen konnten. Doch kam dieses, sagt er, ganz auf ihren eigenen freien Willen an. Die Wilden gaben ihnen hingegen Geflügel, Fische und Früchte in Menge, und boten ihnen auch ihren Tabak zum Rauchen an. Kurz, de Page fand bei diesen Wilden eine bessere Aufnahme, als er je, als Fremdling, in einer europäischen Stadt gefunden hatte. — Die Einwohner die-

ses Landes haben viele Ehrfurcht gegen die Alten, viele Liebe zu ihren Weibern. Eifersucht scheint nicht ihr Fehler zu seyn. Sie schienen gesellig, sanft, arbeitsam und tapfer zu seyn. Die Eintracht, die sowohl in ihrer Familie, als in ihren Dörfern herrschte, ihre Pünktlichkeit in der Erfüllung ihrer gegenseitigen Pflichten, der Pflichten des Jünglings gegen den Alten, des Vaters gegen den Sohn, des Mannes gegen sein Weib, die gute Art, wie sie die Fremden behandelten, und die geringe Furcht, die sie vor ihren Feinden zeigten, gaben de Pagen den besten Begriff von ihrer Sanftmuth, Dienstfertigkeit und Tapferkeit *).

In Amerika findet man auch ein Volk, das seines guten Charakters wegen anmerkenswerth ist. Dieses sind die Muskogulgen. Diese sind zwar eine stolze Menschenrace, im Kriege tapfer, eroberungssüchtig, und, zur Uebung, stets in den Waffen; doch gegen den besiegten Feind, sobald er sich unterwirft und ihre Freundschaft und ihren Schutz sucht, großmüthig und gütig. Er genießt alsdann sogleich alle Rechte freier Bürger ohne Ausnahme, und die besiegten Stämme sind eine, mit jenen verbrüderte, Gesellschaft. Niemals rotten sie einen Stamm völlig aus, wenn er sich nur unterwerfen will. Schließen sie ein Freundschafts-Bündniß mit einem andern Volke, so handeln sie niemals dagegen, sondern thun vielmehr alles, um das Bündniß noch genauer zu knüpfen. — Wie sehr werden von diesen Wilden die kultivirten Staaten Europens beschämt, die ewige Bündnisse schließen, deren Ewigkeit nicht länger, als der Vortheil, währet! — Wenn sie diejenigen von ihren Feinden tödten, die sie in ihre Gewalt bekommen, so scheint dieses eher eine Glaubenssache, als eine Wirkung der Grausamkeit zu seyn. Sie halten es für nothwendig, um die Geister ihrer erschlagenen Verwandten zu befriedigen. Betrachtet man sie ohne alle Vorurtheile in Hinsicht auf ihren Privatcharakter, so kann man ihnen ei-

*) De Page's Reisen um die Welt. Thl. I. S. 32. ff.

nen Grad von Moralität, worin sie viele gesittete Völker übertreffen, nicht streitig machen. Sie sind gerecht, redlich, freigebig und gastfrei gegen Fremde, liebreich gegen ihre Weiber und Anverwandte, zärtlich gegen ihre Kinder, fleißig, frugal, mäßig und ausdauernd, wohlthätig und schonend. Streit und Zank finden unter ihnen nie Statt. Man findet niemals, daß einer von diesen Indianern seine Frau geschlagen, oder sie nur im Zorne angefahren hat. Ihre Weiber verdienen auch in der That Achtung und die sanfteste Behandlung, da sie thätig, frugal, sorgsam, liebreich und zärtlich sind. In ihrem Verkehre, mit einander sind sie vertraut, freundschaftlich und ohne allen Zwang von ceremoniösen Formalitäten, als wenn sie die Leidenschaften der Ehrsucht und des Geizes gar nicht kenneten. Verreist ein Mann in seinen Geschäften, kommt er in eine andere Stadt und bedarf Lebensmittel, so geht er in das erste beste Haus, und sogleich sind Speise und Trank in Bereitschaft, oder er begibt sich auch wohl in das öffentliche Versammlungshaus, wo sich immer Leute befinden, die am Tage mit einander sprechen. Er kann auch in eine Privatgesellschaft gehen, wo ihn niemand erst einzuführen braucht. Es ist erstaunlich, daß diese Völkerschaft den bösen Beispielen der Europäer seit so langer Zeit widerstanden hat. Es ist den Europäern nicht einmal gelungen, sie durch Branntwein zu verderben, wodurch sie sonst alle die wilden und rohen Völker, zu denen sie gekommen sind, an Leib und Seele verdorben haben. Die Muskogulgen und einige andere, mit ihnen verbündete, Stämme verdienen vorzüglich dafür allgemeines Lob, daß in allen ihren Verträgen mit den Weißen der Artikel der erste und dringendste ist, daß keine Art geistiger Getränke in ihre Städte gebracht werden soll. Dieses ist um so außerordentlicher, da die meisten andern Nordamerikaner den stärksten Hang zu den geistigen Getränken der Europäer haben *).

*) Bartrams Reisen durch Nord- und Südkarolina. S. 465. ff.

Welche treffliche Naturmenschen! Sollten sie nicht den gesitteten Europäern zum Muster vorgestellt werden? Und solche Menschen bildet die Natur ohne alle vorhergehende Verstandeskultur. Möchte man nicht glauben, wenn man diese und die obigen Beispiele lieset, daß die Natur eine Anlage zur Moralität, zu guten Gefühlen, zu tugendhaften und edeln Handlungen, wie auch zur Vernunft im menschlichen Geschlechte niedergelegt habe? Diese Anlagen werden aber bei einigen Völkerschaften im Keime erstickt, bei andern mehr oder weniger entwickelt, nach dem Himmelsstriche, der auf dieselben wirkt, und mannichfaltigen andern Ursachen, die sich vereinigen, um sie zu ersticken oder zu entwickeln; die Geschichte erwähnt aber selten eine einzige von diesen Ursachen, gibt uns aber doch zuweilen Anlaß zu Muthmaßungen.

So viel erhellet aus der Geschichte, daß die nördlichen, ganz rohen und kalten Himmelsstriche die natürlichen Anlagen sowohl der Vernunft, als der Moralität im Keime ersticken. Sollen diese Anlagen entwickelt, einigermaßen vollkommen entwickelt werden, so müssen Ursachen aus andern Himmelsstrichen darauf wirken. Die Bewohner jener kalten Erdstriche würden sonst ohne Zweifel mit allen ihren natürlichen, guten Anlagen in einem wilden thierischen Zustande verbleiben. Aus der Geschichte sieht man auch, daß die intellektuellen und moralischen Anlagen des Menschen unter den wärmern und sanftern Himmelsstrichen am leichtesten entwickelt werden. Sie scheinen hier sich von selbst zu entwickeln, wenn äußere Umstände, deren es viele geben kann, diese Entwickelung nicht hindern. Unmöglich ist es aber, sie allenthalben anzugeben, da die Geschichte schweigt. Die Gewalt und die Unterdrückungen der angränzenden Nationen, religiöse Vorurtheile, die mit der Herbeischaffung der nöthigen Nahrungsmittel verbundene Schwierigkeit, die größere oder kleinere Macht der Sinnlichkeit, als Folge des Einflusses des Klima's oder der Wirkung der Nahrungsmittel auf den Körper und dessen Nerven, und weit mehrere

Ursachen können theils besonders, theils vereinigt beitragen, die schönsten natürlichen Anlagen zu ersticken; und die Wirkung muß natürlicher Weise sehr verschieden seyn, nachdem das Klima wärmer oder kälter ist und es viele oder wenige wirkende Ursachen gibt. Daher findet man in dem Charakter der Menschenarten eine so große Verschiedenheit, so viele Abstufungen und Schattirungen, daher unter den warmen Himmelsstrichen so viele thierische Völkerschaften. Der thierische Zustand dieser Menschen ist wohl hier nicht so sehr dem Klima, als andern Ursachen, die uns großentheils unbekannt sind, beizumessen. Ich will einiger dieser thierischen Menschen erwähnen und die Ursache ihres wilden und rohen Zustandes angeben, wo es nur möglich ist, sie zu vermuthen.

Auf den philippinischen Inseln gibt es sanft- und gutmüthige Menschen. Die Bewohner der philippinischen Insel Samar haben sanfte Sitten. Die Männer haben einen freundlichen, offenen Charakter. Ihre Weiber sind lustig und verliebt, ohne ausschweifend zu seyn. So wenig sie, wahrscheinlich des heißen Himmelsstriches wegen, zu strenger Arbeit aufgelegt sind, so wenig scheuen sie doch dieselbe bei der geringsten Aufforderung dazu. Im Umgange mit den Europäern sind sie ein wenig eitel, lügenhaft und eigennützig; aber mißtrauisch und diebisch sind sie nicht. Ihre Liebe zwischen beiden Geschlechtern, oder zwischen Eltern und Kindern, legen sie, wie die Europäer, durch Küsse an den Tag; sie haben aber dabei die besondere Gewohnheit, daß sie den Theil erst sanft anhauchen, worauf sie ihre Lippen drücken wollen. Die Einwohner von Manila sind außerordentlich lebhaft, munter, sinnreich und geschickt; diejenigen hingegen, die von den nördlichen Gegenden der Insel kommen, sind etwas roher. Der Wohlstand, worin sie leben, macht sie eitel. Für ihren Unterhalt sind sie so unbesorgt, daß sie oft Leute aus ihrem Stamme von weit entfernten Gegenden drei oder vier Monate bei sich behalten, ohne daß ein so langer Aufenthalt ihnen lästig scheint.

Gegen ihre Verwandten sind sie sehr wohlthätig und nehmen oft die ganze Familie eines Verwandten zu sich, wenn sie in schlechten Umständen ist. Diese bleibt dann bei ihnen so lange, als es ihr beliebt. Uebrigens sondern sich die Familien wenig von einander ab, und man findet oft in einem Hause vier oder fünf Zweige einer Familie, welche folglich eben so viele Familien ausmachen. Sie leben alle mit einander in einem guten Einverständnisse und essen alle aus einer Schüssel. Man sollte glauben, daß so zahlreiche Familien sehr geräumige Häuser erforderten; das ist aber hier nicht der Fall, denn alle Bewohner eines Hauses, selbst die Fremden, schlafen in einem Zimmer auf Matten, die auf dem Boden ausgebreitet sind, und doch ereignet sich selten etwas, das die Ehrbarkeit beleidigt. De Page merkte oft, wenn er erwachte, daß er die Matte mit einem Frauenzimmer getheilt hatte, das an seiner Seite schlief, ohne daß jemand sich darüber aufhielt. Diese gefährlichen Gebräuche hielt er für einen Beweis ihrer reinen Sitten, die in ihren Gesellschaften herrschen. Er hatte auch niemals in diesem Lande solche Uneinigkeiten zwischen Mann und Frau erfahren, wie in Europa so gewöhnlich sind *).

Der sanfte, muntre, gute und lebhafte Charakter dieser Indianer ist ohne Zweifel eine Wirkung des sanften und fruchtbaren Himmelsstriches, unter welchem sie wohnen, wo die Natur sie mit Wild und den herrlichsten Früchten im Ueberflusse versieht. — Aber wo kommen denn die wilden, thierischen Menschen her, die auch diese Inseln bewohnen? Marsden berichtet, daß auf den philippinischen Inseln eine Art von Menschen auf den Gebirgen wohnen, die an Farbe und Größe den Hottentotten ähneln. Sie sind barbarisch und wild. Sie beschmieren den ganzen Leib mit Fett und Asche. Ihre ganze Bekleidung besteht in Baumrinde, womit sie den Unterleib bedecken. In vielen

*) De Page's Reisen um die Welt. Thl. I. S. 174. u. 196. ff.

Stücken sind sie den Wilden in Nordamerika ähnlich; denn ihr größter Stolz besteht darin, daß sie aus den Schädeln ihrer Feinde trinken können, nachdem sie ihnen die Haut abgezogen haben. Sie leben größtentheils von Früchten und Wurzeln in den Wäldern; und wenn sie ein Stück Wild erlegen, stellen sie ein Fest an, bei welcher Feierlichkeit sie zuerst tanzen, und wenn sie sich dadurch ermüdet haben, so schlafen sie haufenweise, wie wilde Thiere, unter freiem Himmel. Diese Wilden haben übrigens keine Gesetze und keine Regierung, außer in so fern, daß jede Familie ihrem Haupte untergeben ist. Ihre größte Sorge ist die Vertheidigung ihrer Landsleute, um deren willen sie oft blutige Kriege führen *).

Es läßt sich nicht mit Gewißheit sagen, wie diese Menschen unter einem so herrlichen und fruchtbaren Himmelsstriche so wild und ganz thierisch geworden sind. Das kann unmöglich eine Wirkung des Klima's seyn; es ist aber zu vermuthen, daß die sanften und gutmüthigen Bewohner der philippinischen Inseln auf diesen Inseln gelandet sind, und die Eingebornen in die Wälder und auf die Gebirge verjagt haben. Sie sind dadurch in große Armuth gerathen, und haben, wie andere Thiere der Wälder, von dem leben müssen, was sie zur Erhaltung des Lebens einsammeln konnten. Sie und ihre Nachkommen sind auf diese Art allmählich verwildert worden, und haben die Sanftmuth und Güte eingebüßt, welche sie vorher gehabt haben, so lange sie als ein freies Volk in dem Wohlstande lebten, den sie der üppigen Natur zu verdanken hatten.

Auf eben diese Art läßt sich auch der Ursprung der wilden, ganz thierischen Menschen erklären, die auf der Halbinsel Malakka wohnen. — Die Malayen, wenigstens diejenigen, die auf Sumatra wohnen, sind, nach

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra von Marsden. S. 333.

Mardens Berichte, eben keine kultivirte oder moralische Menschen. Sie haben vielen Stolz, er ist aber nicht von der Art, die den Menschen von schlechten und strafbaren Handlungen abhält. Sie sind listig und falsch. Ihre heftigsten Leidenschaften und ihren Haß können sie meisterhaft verbergen, bis sie eine bequeme Gelegenheit finden können, sie zu befriedigen. Wahrhaftigkeit, Dankbarkeit und Redlichkeit gehören nicht unter ihre Tugenden. Sie sind gefühllos gegen wahre Ehre und Schande, neidisch und rachsüchtig. Ihr Muth ist nur die Wirkung einer schnell verfliegenden Heftigkeit, welche sie in Stand setzt, unglaublich muthige und verzweifelte Handlungen zu unternehmen. Ist das Leben ihnen abgesprochen, so gehen sie mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit und Gleichgültigkeit dem Tode entgegen, selbst in solchen Fällen, wo keine Leidenschaft die Seele zur Betachtung der Strafe heben kann. Vielleicht trägt ihr Glaube an ein unvermeidliches Schicksal und ihre falschen Begriffe von dem künftigen Leben zu dieser Ruhe und Standhaftigkeit viel bei *).

Die Malayen sind demnach nicht kultivirt oder moralisch; sie sind aber auch nicht ganz thierisch. Sie sind, wie die meisten rohen Völkerschaften, unter allen Himmelsstrichen, wenn man die wenigen unverdorbenen Menschenarten ausnimmt, von denen ich oben einige erwähnt habe. Es wohnen aber doch auf Malakka ganz wilde und thierische Menschen, die weiter nichts, als die menschliche Gestalt haben. Sie halten sich gewöhnlich auf den Bäumen auf, und wenn jemand unten vorüber geht, kommen sie hinab, fangen und verzehren ihn. Es gibt zwar unter ihnen einige, die eben nicht in dem Grade wild sind. Sie wandern in den Wäldern umher, ohne in Gesellschaft mit einander zu leben. Sie nähren sich von Früchten und Wurzeln und begatten sich

*) Marsden. a. St. S. 222.

ohne Unterschied, wenn sie einen Trieb in der Natur dazu empfinden. Diese sind doch wohl in allen Rücksichten thierisch; die andern aber sind sogar den Thieren nachzusetzen, welche, so wild sie auch sind, doch andere Thiere nicht fressen. Einige von diesen Wilden sind ein wenig gesellig geworden, und handeln mit den Malayen, jedoch ohne Umgang mit ihnen zu haben. Was sie auf den Bergen gesammelt haben, legen sie unten an einen Baum, worauf sie sich aufhalten. Die Malayen legen daher Früchte oder andere Kleinigkeiten zur Bezahlung hin, welche der Wilde aufliest, sobald sie weggegangen sind *).

Es ist sonderbar, daß auf Malakka, wo die Einwohner, bei aller ihrer Unmoralität, doch nicht wild sind, sich eine Menschenrace aufhält, die ganz thierisch ist. Dieses läßt sich also nicht anders, als wie oben die Wildheit der Bewohner der Philippinen, erklären: nämlich, daß ein Volksstamm aus Indien vormals auf diese Halbinsel eingerückt seyn muß und ihre ehemaligen Bewohner in die Wälder verjagt hat, welches zu ihrer allmähligen Verwilderung beitrug. Daher kommt vielleicht ihre Furcht vor den Malayen, daß sie sich ihnen nicht nähern dürfen, und ihr Haß gegen sie, der so weit geht, daß sie, wie viele andere Wilde, sie aus Rache fressen.

Auf eben diese Art läßt es sich erklären, daß auf der Insel Ceilon, wo die Malabaren wohnen, sich zugleich eine Menschenart aufhält, Wedas genannt, die in Wüsteneien und Höhlen lebt. Die Wedas wollen sich keiner Regierung unterwerfen; man hat sie auch nicht bezwingen können. Sie nähren sich wie wilde Menschen und leben, wie die Thiere, ohne bürgerliche Einrichtung. Sie fliehen sowohl die Europäer, als die ansässigen Malabaren und Singalesen. In den Ländern der malabarischen Fürsten richten sie oft großen Schaden an, überfallen die Einwohner, plündern sie aus und tödten sie, wenn sie sich widersetzen. Ihre

*) Sonnerats Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 2. §. 9.

Nahrung ist: Wurzeln, Baumfrüchte und wilde Thiere, deren Fleisch sie roh essen und in wilden Honig legen, wenn sie es aufbewahren wollen. Ob dieses wilde Volk Gottesverehrung hat, weiß man nicht *).

Ich bin ganz überzeugt, daß diese Menschen die Urbewohner der Insel gewesen und dadurch verwildert worden sind, daß die Malabaren einst vom festen Lande auf ihre Insel eingefallen sind und sie in Wüsteneien und Höhlen verjagt haben. Und so lange sie in diesem Zustande leben und in keine bürgerliche Verfassung mit den Malabaren vereinigt werden können, ist bei ihnen an keine Kultur zu denken.

Die andamonischen Inseln liegen in dem bengalischen Meerbusen, in einem Klima, wo die intellektuellen Anlagen bei andern Völkerschaften gut entwickelt werden. Dieses ist aber mit diesen Insulanern der Fall nicht. Sie haben zwar einige Kunstkultur; sie mögen aber diese entweder vom festen Lande erhalten haben, oder aus Noth dazu gezwungen worden seyn: so ist ihre Arbeit doch von der rohesten Art. Das wenige Geräth, dessen sie sich bedienen, ist ein vier bis fünf Schuh langer Bogen, dessen Saite aus Baumfasern besteht, sammt Pfeilen von Schilfrohr, die mit Fischbein oder im Feuer gehärtetem Holze zugespitzt sind. Nebst diesen haben sie einen, von schwerem, scharf gespitztem Holze gemachten, Speer und einen Schild von Baumrinde, um sich gegen ihre Feinde zu schützen. Denn so elend der Zustand dieser Menschen auch ist, so haben sie doch Gerechtsame und Eigenthum zu beschützen. Die Noth hat sie gelehrt, sich dieser Waffen mit großer Fertigkeit zu bedienen, um die Fische zu erstechen, oder zu erschießen. Sie verstehen auch Körbe zu verfertigen, worin sie die Fische auf dem Rücken forttragen. Zum Segeln bedienen sie sich hohler Bäume, oder Flöße von Bambusrohr, die sie mit Rudern lenken. Ihre Wohnungen bestehen aus vier

---

*) Wolfs Reise nach Ceilon. S. 167.

Stangen, die oben zusammengehen und mit Zweigen durchflochten sind. Auf der einen Seite wird eine Oeffnung gerade so groß, um hinein gehen zu können, gelassen. Ihr Bett besteht aus Blättern. Wenn sie die Speisen zubereiten wollen, legen sie solche auf ein Kohlenfeuer und verzehren sie halb gebraten. Da sie vom Ungeziefer sehr stark gequält werden, so übertünchen sie des Morgens ihren Leib ganz mit Schlamm, welcher, wenn er an der Sonne dürre wird, gleichsam einen undurchdringlichen Harnisch bildet. Ihre wolligten Köpfe bemalen sie mit rothem Oker. Diesen Schmuck können sie nicht fahren lassen, obgleich sie sonst ganz nackt gehen, und nicht die geringste Schamhaftigkeit darüber äußern. Bietet man ihnen Kleider an, so werfen sie diese, als unnütze Bürden, von sich. — Diese Indianer stehen also an Kultur der Kunst und der Sitten andern Indianern weit nach, die in eben dem Klima wohnen. Man kann sie eigentlich nicht unter die ganz thierischen Menschen rechnen; nach Symes Berichte sind sie aber so wild, daß die rohen Eingebornen von Neuseeland und die halb thierischen Feuerländer im Vergleiche dieser Insulaner in einem Zustande von Verfeinerung sind. Ihre einzige Beschäftigung, sagt er, ist, die Felsen hinan zu klimmen, oder längs der See herum zu irren, um Fische zu suchen. So elend aber ihr Zustand ist, so singen sie doch gern, bald in einem traurigen, bald in einem lebhaften Tone. Sie tanzen auch gern und schlagen dabei mit ihren Fersen an den Hintertheil ihres Körpers. Sonderbar ist es, daß sie nicht, wie andere Wilde, weder Wein, noch andere geistige Getränke lieben *).

Diese Insulaner scheinen auch von meiner Meinung eine Ausnahme zu machen, oder richtiger, sie zu bestreiten, daß die wärmen Himmelsstriche sowohl bessere Verstandes-

*) Reise des Michael Symes nach dem Königreiche Ava. Abschn. 1.; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. IV.

anlagen bei dem Menschen bilden, als sie leichter entwickeln. Theils muß man aber bemerken, daß die Wärme des Himmelsstriches nicht alles thut. Diese kann zur Vervollkommnung der Anlagen des Menschen mehr oder weniger beitragen; aber zu der Entwickelung derselben werden milde, fruchtbare Gegenden erfordert. Bei Menschen, wie diesen, die beständig entweder die Felsen hinan klimmen, um Wurzeln zu suchen, oder an den Küsten liegen, um die Produkte des Meeres zum nothdürftigsten Unterhalte zu sammeln, ist es nicht zu erwarten, daß selbst die vorzüglichsten natürlichen Anlagen sollten entwickelt werden und in hohem Grade ausgebildet werden können. Theils ist es möglich, daß diese Insulaner einst durch ein Ungewitter von dem festen Lande an diese Küsten verschlagen worden sind. Ihre Vorfahren haben vielleicht mehr Kultur gehabt. Ihre Nachkommen sind vielleicht durch diese unwirthbaren Gegenden verwildert worden, haben die Kultur ihrer Vorfahren allmählich eingebüßt und nur so viel davon behalten, als ihnen zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich war.

Von diesen asiatischen Inseln will ich mit meinen Betrachtungen zu den südlichsten Gegenden Afrika's übergehen. Hier finden wir Hottentotten und Buschmänner, zwei Menschenarten, die unter einem und demselben Himmelsstriche wohnen, und doch in allen Rücksichten so sehr verschieden sind. Jene sind gutmüthig, ehrlich, freigebig, friedfertig; diese gerade das Gegentheil davon. Alle Reisende kommen darin überein, sie als die schlechtesten und wildesten aller Menschen zu schildern. Sie bauen nicht das Land und haben keine Viehzucht. Sie nähren sich größtentheils nur von Wurzeln, die sie ausgraben, und von dem Wilde, das sie fangen können. Wenn solches ihnen mangelt, gehen sie auf Plünderung aus und werden dann ihren Nachbarn gefährlich. Hat jemand etwas geraubt, so nehmen sie alle Theil daran. Sie sorgen niemals für den folgenden Tag, gehen auch nicht sparsam mit ihren Lebensmitteln um; entweder sie schmausen, oder sie hungern. Sind sie so

glücklich, eine ganze Heerde zu erbeuten, so tödten sie das Vieh in solcher Menge, daß die Luft mit dem Gestanke der verfaulten Thiere angefüllt wird. Was sie nicht verzehren können, überlassen sie den Raubvögeln. — Barrow gab drei Buschmännern des Nachmittags um fünf Uhr ein Schaf, und dieses war am folgenden Tage vor Mittag verzehrt. Sie aßen die ganze Nacht hindurch, ohne zu schlafen, oder aufzuhören, bis das ganze Thier verzehrt war. Diese Buschmänner sind aber nicht allein räuberisch und gefräßig, sondern auch grausam gegen ihre Feinde. Daß sie vergiftete Pfeile und Spieße gebrauchen, das haben sie mit vielen andern Wilden gemein; wenn sie aber ihre Feinde fangen, so thun sie ihnen die ausgesuchtesten Martern an, um sie zu quälen. Nicht damit zufrieden, sie zu tödten, winden sie ihnen die Eingeweide aus dem Leibe heraus, reißen ihnen die Nägel von den Fingern, ziehen ihnen die Haut ab und dergleichen. Selbst mit den Thieren, die sie ihnen rauben, gehen sie unbarmherzig um. Sie treiben sie an die steilsten Felsen, wo sie ohne Speise und Trank bleiben müssen, bis sie geschlachtet werden, oder verhungern. — Menschen, die so grausam mit andern verfahren, sind gewöhnlich auch hart gegen sich selbst. Bei jeder Krankheit, sie sey von welcher Natur sie wolle, schneiden sie sich das äußerste Glied der Finger ab, und fangen mit dem kleinen Finger der linken Hand an, wahrscheinlich, weil sie diesen am besten entbehren können. Die Ursache dieser Verstümmelung ist die Einbildung, daß das Uebel mit dem Blute zugleich vergeht.*)

Wie thierisch sind diese Menschen, wie ähnlich den Tigern, unter welchen sie wohnen; und doch wohnen sie mit den gutmüthigen Hottentotten unter einem Himmelsstriche. Die Ursache dieser Verschiedenheit des Charakters ist hier nicht schwer zu finden. Bekanntlich sind die Busch-

---

*) Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika, von Sprengel. S. 278. u. 284.

männer Flüchtlinge von allen Arten, der Abschaum des menschlichen Geschlechts, schlechte Menschen, die der Verbrechen wegen in die Wälder haben fliehen müssen. Diese vermehren sich theils durch sich selbst, theils gewinnen sie allmählich durch andere schlechte Menschen einen Zuwachs. Die Noth hat sie zuerst zu Räubern, und Uebung im Rauben zuletzt grausam gemacht. Die Kinder müssen natürlicherweise ihren Vätern ähnlich werden. So ist allmählich eine ganze Race von wilden thierischen Menschen entstanden. Wäre es wohl Sünde, wenn glimpflichere Mittel vergebens versucht worden sind, solche thierische Menschen auf der Jagd zu verfolgen und sie, wie andere wilde Raubthiere, zu vertilgen?

Diese Beispiele der Wildheit und Brutalität, die man selbst unter den warmen und sanften Himmelsstrichen findet, und mehrere der Art, die ich noch anführen konnte, schwächen also nicht den, von mir aufgestellten, allgemeinen Satz sowohl, daß die Menschen unter den wärmern und sanftern Himmelsstrichen bessere intellektuelle und moralische Anlagen haben, als auch, daß diese Anlagen unter solchen Himmelsstrichen leichter entwickelt und kultivirt werden, als unter den rohen und kalten, wenn sonst keine unglückliche Ursachen zusammen stoßen und ihre Entwickelung hindern. Nach diesen allgemeinen Betrachtungen will ich jetzt die besondern Züge des Charakters der wilden und rohen Völkerschaften anführen, von welchen Zügen man einige bei diesem, andere bei jenem Volke, bald in höherem, bald in geringerem Grade findet; und diese Züge müssen verschiedene Ursachen haben, sie müssen im Klima, in der Regierungsform, in religiösen Meinungen, Vorurtheilen, Aberglauben und der größern oder kleinern Macht der Sinnlichkeit, nachdem der Einfluß des Klima's auf dieselben wirkt, gegründet seyn.

---

glücklich, eine ganze Heerde zu erbeuten, so tödten sie das Vieh in solcher Menge, daß die Luft mit dem Gestanke der verfaulten Thiere angefüllt wird. Was sie nicht verzehren können, überlassen sie den Raubvögeln. — Barrow gab drei Buschmännern des Nachmittags um fünf Uhr ein Schaf, und dieses war am folgenden Tage vor Mittag verzehrt. Sie aßen die ganze Nacht hindurch, ohne zu schlafen, oder aufzuhören, bis das ganze Thier verzehrt war. Diese Buschmänner sind aber nicht allein räuberisch und gefräßig, sondern auch grausam gegen ihre Feinde. Daß sie vergiftete Pfeile und Spieße gebrauchen, das haben sie mit vielen andern Wilden gemein; wenn sie aber ihre Feinde fangen, so thun sie ihnen die ausgesuchtesten Martern an, um sie zu quälen. Nicht damit zufrieden, sie zu tödten, winden sie ihnen die Eingeweide aus dem Leibe heraus, reißen ihnen die Nägel von den Fingern, ziehen ihnen die Haut ab und dergleichen. Selbst mit den Thieren, die sie ihnen rauben, gehen sie unbarmherzig um. Sie treiben sie an die steilsten Felsen, wo sie ohne Speise und Trank bleiben müssen, bis sie geschlachtet werden, oder verhungern. — Menschen, die so grausam mit andern verfahren, sind gewöhnlich auch hart gegen sich selbst. Bei jeder Krankheit, sie sey von welcher Natur sie wolle, schneiden sie sich das äußerste Glied der Finger ab, und fangen mit dem kleinen Finger der linken Hand an, wahrscheinlich, weil sie diesen am besten entbehren können. Die Ursache dieser Verstümmelung ist die Einbildung, daß das Uebel mit dem Blute zugleich vergeht.*).

Wie thierisch sind diese Menschen, wie ähnlich den Tigern, unter welchen sie wohnen; und doch wohnen sie mit den gutmüthigen Hottentotten unter einem Himmelsstriche. Die Ursache dieser Verschiedenheit des Charakters ist hier nicht schwer zu finden. Bekanntlich sind die Busch-

---

*) Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika, von Sprengel. S. 278. u. 284.

ganz in der Kindheit. Alles macht ihnen Vergnügen, so lange es neu ist. Wenn die Sinne einmal gewöhnt sind, es zu sehen, hat es keinen Werth mehr. Kein vernünftiges Nachdenken über dergleichen Dinge, keine Achtsamkeit darauf wird bei ihnen rege. Sie beschäftigen nur die Sinne.

Bei einigen nordamerikanischen Stämmen findet man denselben Mangel an Aufmerksamkeit auf die Werke der Kunst; die Ursache dieses Mangels ist aber nicht sowohl Kinderei, als vielmehr Unbekanntschaft mit dem Nutzen und Gebrauche derselben. Erzählt man ihnen von jemanden, der schnell laufen kann, der ein geschickter Jäger ist, der ein Ziel leicht treffen, oder einen Bogen leicht spannen kann, der einen Kahn zu steuern weiß, der versteht, was zum Kriege gehört, der die Lage seines Landes kennt, der, ohne Führer, den Weg durch einen unermeßlichen Wald finden und dabei von wenigen Nahrungsmitteln leben kann: so hören sie solche Erzählungen mit großer Aufmerksamkeit an und können den Gegenstand derselben nicht genug erheben. Zeigt man ihnen aber Stücke von Kunst-Produkten, so sind sie nicht so aufmerksam. Sie können zwar, vielleicht um den Europäern zu gefallen, sagen: daß solche Dinge hübsch sind; aber nach der Einrichtung derselben fragen sie nie, und um den Nutzen und Gebrauch derselben bekümmern sie sich eben so wenig *). Die rohen Menschen denken nur an das, was in ihrer Lage das Nöthigste und Unentbehrlichste ist. Alles Uebrige erregt weder ihre Aufmerksamkeit, noch ihre Neugierde. Denselben Mangel an Aufmerksamkeit findet man auch bei unserm rohen gemeinen Manne. Er gaffet alles an, was neu und ungewöhnlich ist. Das bloße Gaffen ist aber keine Aufmerksamkeit.

Dieselbe Trägheit des Geistes findet man bei den Bewohnern von Nutkasund. Neugier und Wißbegierde scheinen in ihnen gewissermaßen zu schlafen. Als die Englän-

---

*) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 3. S. 214.

der zu ihnen kamen, äußerten Wenige den Wunsch, Dinge, die ihnen unbekannt waren, und die dem wahrhaft Neugierigen aufgefallen seyn würden, zu sehen und zu untersuchen. Es gnügte ihnen, sich diejenigen Waaren, die sie schon kannten und deren Werth sie schätzten, zu verschaffen; alles Uebrige aber betrachteten sie mit der größten Gleichgültigkeit. Die Kleidung, Sitten, Schiffe der Europäer und andere Dinge erregten nicht ihre Bewunderung, ja nicht einmal ihre Aufmerksamkeit *).

Dieselbe Dummheit und Trägheit findet man bei den Neuseeländern. Sie sind mit ihrem geringen Maße von Kenntnissen ganz zufrieden und haben keinen Wunsch, es zu vergrößern. Die Art, wie sie fremde Gegenstände betrachten, verräth keine Neugier. Dinge, die sie noch nie gesehen haben, scheinen keinen lebhaften Eindruck auf sie zu machen, noch ihre Aufmerksamkeit auch nur einige Augenblicke auf sich zu ziehen **). Diese Trägheit und Gleichgültigkeit gegen alles hatte doch bei den Einwohnern von Neusüdwallis gute Folgen für die Engländer. Diese Wilden hatten, als die Engländer zu ihnen kamen, keinen Begriff von Tausch und Verkehr; auch konnten diese ihnen keinen beibringen. Die Glasperlen und Bänder der Engländer schätzten sie nicht. Sie nahmen zwar, was die Engländer ihnen anboten, man konnte ihnen aber nicht begreiflich machen, daß sie etwas dafür wiedergeben sollten. Diese Gleichgültigkeit, mit welcher sie alles, was die Engländer hatten, ansahen, ist ein Beweis der Brutalität, hatte aber auch die gute Folge, daß es ihnen nie in den Sinn kam, sie zu bestehlen. Man fand vielmehr alles, was man ihnen gegeben hatte, in den Wäldern herum geworfen ***). Das Neue und Seltene in den Sachen, wel-

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. III. S. 55. ff.

**) a. St. B. I. S. 151.

***) Cook's Reise um die Welt, in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. IV. S. 460.

che die Engländer hatten, zog so wenig ihre Aufmerksamkeit auf sich, daß nicht einmal Begierde nach dem Besitze derselben sich in ihnen regte.

Allein was die unbegreifliche Dummheit dieser Wilden noch mehr verräth, ist dies: daß sie bei Erblickung der englischen Schiffe durchaus keine Verwunderung oder Neugierde äußerten. Kein einziger stand still, sie zu betrachten *). Hätten sie nur die geringste Neigung zum Nachdenken gehabt, so hätten sie doch natürlich bei dem ersten Anblicke dieser schwimmenden Gebäude sehr erstaunen müssen, da sie aber dies nicht konnten, so kann der Unterschied zwischen ihnen und den Thieren nicht groß seyn. — Die Engländer fanden, daß die Patagonier eben so viehisch waren. Wenn sie auf die Schiffe der Engländer kamen, erregten die vielen großen und unbekannten Gegenstände, die sie da sahen, weder Neugierde noch Verwunderung bei ihnen. Sie betrachteten alles mit der größten Gleichgültigkeit. Nur ein Spiegel machte ihnen große Freude. Sie gingen hin und her, schnitten vor demselben tausenderlei Grimassen und lachten aus vollem Halse. Sie betrachteten auch die lebendigen Thiere, die sie am Bord hatten, und freueten sich besonders über die kalekutischen Hühner **). Man irrt sich ohne Zweifel, wenn man dies für einen Beweis des Nachdenkens hält. Ein Affe würde vielleicht dasselbe gethan haben.

Diese Unachtsamkeit und Gefühllosigkeit bei den Produkten der Kunst kann wohl zum Theil eine natürliche Folge der schlechten Umstände seyn, worin solche Menschen sich befinden. Darin ist wohl die Ursache der Gleichgültigkeit zu suchen, mit welcher die Pescherähs, die armseligsten aller Menschen, die Schiffe der Franzosen und alles, was

*) a. St. S. 371.

**) Wallis's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. I. S. 207. f.

man ihnen darin zeigte, betrachteten *). Wenn der Mensch stets von Hunger und Kälte geplagt ist und alle seine Kräfte, all sein Nachdenken gebrauchen muß, um die ersten Bedürfnisse der Natur zu befriedigen: so ist es nicht zu vermuthen, daß er auf die Wunder der Natur und die Werke der Kunst seine Aufmerksamkeit richten wird. Allein die vornehmste Ursache dieser Dummheit ist doch ohne Zweifel im Klima zu suchen. Unter einem kalten und rauhen Himmelsstriche werden die intellektuellen Anlagen in ihrer Entwickelung gehindert, und können nur langsam und mit Mühe entwickelt werden. Wo ein sanfteres Klima dem Menschen nicht zu Hülfe kommt, da bleibt er lange in seinem thierischen Zustande. Diese thierische Unachtsamkeit findet man daher besonders unter den kältern und rauhern Himmelsstrichen, wie ich oben gezeigt habe, ob es gleich auch hier Ausnahmen gibt; denn Port-Jackson kann zu den kalten und rauhen Himmelsstrichen nicht gerechnet werden. Ich rede daher nur überhaupt davon, und will auch meine Behauptung, daß man unter den sanftern Himmelsstrichen auf die Werke der Natur und Kunst aufmerksamer sey, als unter den kältern und rauhern, nicht ohne alle Ausnahme gelten lassen. In den sanften Erdstrichen ist der Geist munterer, lebhafter, aufgeweckter. Daraus folgt natürlich, daß das Große und Seltene den Menschen in einem höhern Grade rühre, und dessen ungeachtet kann die Rohheit in der Kultur beinahe dieselbe seyn, weil es entweder keine Gelegenheit zur Entwickelung der intellektuellen Anlagen gegeben hat, oder Hindernisse obwalteten, welche die Entwikkelung derselben gehemmt haben. Einige Beispiele werden dies beweisen.

Die Indianer am Oronoko sind ein grausames, abergläubiges, dem Trunke ergebenes, lügenhaftes, träges und, in jeder Rücksicht, rohes Volk, zeichnen sich aber

---

*) Bougainville's Reise um die Welt; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 533.

doch durch eine unbeschreibliche Neugier und Aufmerksamkeit auf alle unbekannte Gegenstände ganz besonders aus. Wenn sie einen Fremden sehen, so ist die kleinste Abweichung von ihren Sitten, Gebräuchen und ihrer äußern Gestalt ihnen auffallend. Gilii sagt, daß, wenn ein Fremder kommt, alle herbei laufen, ihn zu beobachten. Sie bemerken aufs genaueste alle seine Worte, Mienen, seine Statur, seinen Schmuck und seine Bewegung, und wenn sie nach Hause kommen, wissen sie nicht allein auf eine satirische Art über jede Sache, die ihnen ungewöhnlich vorkam, zu urtheilen, sondern ihn auch so nachzuahmen, daß man glauben sollte, den Fremden selbst zu sehen. Sie vergessen nie einen Menschen, den sie einmal gesehen haben. Wäre er auch zehn Jahre abwesend gewesen, so kennen sie ihn wieder, wenn sie ihn sehen. Auch bemerken sie auf ihren Reisen alles, was ihnen vorkommt. Wenn auch ein Weg in noch so vielen Krümmungen sich durch die dicksten Wälder schlängelt, so wissen sie ihn nach Jahren wieder zu finden, weil sie beinahe jeden darauf stehenden Baum kennen. Allein der wichtigste Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit ist das Papier. Gegen das beschriebene Papier haben sie eine ganz besondere Ehrfurcht und betrachten es als etwas Außerordentliches. Sie glauben, daß, wenn jemand ein Papier oder auch ein geschriebenes Buch durchliest, er die verborgensten Dinge entdecken könne *). Man wird sich leicht vorstellen können, daß Menschen, die in dem Grade aufmerksam sind, die Produkte der Kunst nicht gleichgültig ansehen werden. Erregen die Sitten und Gebräuche der Europäer in dem Grade ihre Aufmerksamkeit, so wird die Kunstarbeit derselben es wohl noch mehr thun.

Daß die Bewohner der Sandwichsinseln, ihrer sonstigen Rohheit ungeachtet, so dumm nicht waren, wie die Bewohner der kältern Gegenden, und größere Anlagen des

---

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 306. ff.

man ihnen darin zeigte, betrachteten *). Wenn der Mensch stets von Hunger und Kälte geplagt ist und alle seine Kräfte, all sein Nachdenken gebrauchen muß, um die ersten Bedürfnisse der Natur zu befriedigen: so ist es nicht zu vermuthen, daß er auf die Wunder der Natur und die Werke der Kunst seine Aufmerksamkeit richten wird. Allein die vornehmste Ursache dieser Dummheit ist doch ohne Zweifel im Klima zu suchen. Unter einem kalten und rauhen Himmelsstriche werden die intellektuellen Anlagen in ihrer Entwickelung gehindert, und können nur langsam und mit Mühe entwickelt werden. Wo ein sanfteres Klima dem Menschen nicht zu Hülfe kommt, da bleibt er lange in seinem thierischen Zustande. Diese thierische Unachtsamkeit findet man daher besonders unter den kältern und rauhern Himmelsstrichen, wie ich oben gezeigt habe, ob es gleich auch hier Ausnahmen gibt; denn Port-Jackson kann zu den kalten und rauhen Himmelsstrichen nicht gerechnet werden. Ich rede daher nur überhaupt davon, und will auch meine Behauptung, daß man unter den sanftern Himmelsstrichen auf die Werke der Natur und Kunst aufmerksamer sey, als unter den kältern und rauhern, nicht ohne alle Ausnahme gelten lassen. In den sanften Erdstrichen ist der Geist munterer, lebhafter, aufgeweckter. Daraus folgt natürlich, daß das Große und Seltene den Menschen in einem höhern Grade rühre, und dessen ungeachtet kann die Rohheit in der Kultur beinahe dieselbe seyn, weil es entweder keine Gelegenheit zur Entwickelung der intellektuellen Anlagen gegeben hat, oder Hindernisse obwalteten, welche die Entwikkelung derselben gehemmt haben. Einige Beispiele werden dies beweisen.

Die Indianer am Oronoko sind ein grausames, abergläubiges, dem Trunke ergebenes, lügenhaftes, träges und, in jeder Rücksicht, rohes Volk, zeichnen sich aber

*) Bougainville's Reise um die Welt; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 533.

doch durch eine unbeschreibliche Neugier und Aufmerksamkeit auf alle unbekannte Gegenstände ganz besonders aus. Wenn sie einen Fremden sehen, so ist die kleinste Abweichung von ihren Sitten, Gebräuchen und ihrer äußern Gestalt ihnen auffallend. Gilii sagt, daß, wenn ein Fremder kommt, alle herbei laufen, ihn zu beobachten. Sie bemerken aufs genaueste alle seine Worte, Mienen, seine Statur, seinen Schmuck und seine Bewegung, und wenn sie nach Hause kommen, wissen sie nicht allein auf eine satirische Art über jede Sache, die ihnen ungewöhnlich vorkam, zu urtheilen, sondern ihn auch so nachzuahmen, daß man glauben sollte, den Fremden selbst zu sehen. Sie vergessen nie einen Menschen, den sie einmal gesehen haben. Wäre er auch zehn Jahre abwesend gewesen, so kennen sie ihn wieder, wenn sie ihn sehen. Auch bemerken sie auf ihren Reisen alles, was ihnen vorkommt. Wenn auch ein Weg in noch so vielen Krümmungen sich durch die dicksten Wälder schlängelt, so wissen sie ihn nach Jahren wieder zu finden, weil sie beinahe jeden darauf stehenden Baum kennen. Allein der wichtigste Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit ist das Papier. Gegen das beschriebene Papier haben sie eine ganz besondere Ehrfurcht und betrachten es als etwas Außerordentliches. Sie glauben, daß, wenn jemand ein Papier oder auch ein geschriebenes Buch durchliest, er die verborgensten Dinge entdecken könne *). Man wird sich leicht vorstellen können, daß Menschen, die in dem Grade aufmerksam sind, die Produkte der Kunst nicht gleichgültig ansehen werden. Erregen die Sitten und Gebräuche der Europäer in dem Grade ihre Aufmerksamkeit, so wird die Kunstarbeit derselben es wohl noch mehr thun.

Daß die Bewohner der Sandwichsinseln, ihrer sonstigen Rohheit ungeachtet, so dumm nicht waren, wie die Bewohner der kältern Gegenden, und größere Anlagen des

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 306. ff.

Verstandes hatten, läßt sich daraus abnehmen, daß sie ihre Verwunderung über allerlei europäische Waaren durch einen gemischten Ausdruck von Freude und Niedergeschlagenheit zu erkennen gaben, da sie daraus das große Uebergewicht sahen, welches die Europäer in der Kunstkultur über sie hatten *).

Die Einwohner der Osterinsel sind sehr unmoralische Menschen. Sie sind liederlich, diebisch, heuchlerisch und in dem Grade undankbar, daß sie, obgleich die Franzosen sie auf die liebreichste Art behandelt, ihre Felder mit allerlei nützlichen Saamengewächsen besäet und Ziegen, Schweine und Schafe unentgeldlich unter sie vertheilt hatten, mit Steinen nach ihnen warfen, und alles, was sie nur fortbringen konnten, stahlen. Allein der Umstand, daß sie die Schiffe der Franzosen mit der größten Sorgfalt ausmaßen, ist ein Beweis, daß sie ihre Kunstwerke nicht als unvernünftige Geschöpfe betrachteten. Sie nahmen das Tauwerk, die Anker, den Kompaß und das Steuerruder auf das allergenaueste in Augenschein. Tages darauf kamen sie wieder und brachten eine Schnur mit, um alle diese Gegenstände gehörig auszumessen. Dies führte la Perousen auf die Vermuthung, daß sie sich, vielleicht bei ihrer Zurückkunft aufs Land, über eins und das andere gestritten haben und ihrer Sache nicht recht gewiß seyn mochten **). Hieraus erhellet, wie sehr diese rohen Menschen den Patagoniern, Pescherähs, Neuseeländern und vielen andern Völkerschaften in Ansehung der intellektuellen Anlagen, und, wo nicht in Rücksicht der natürlichen Fähigkeiten, doch der Entwickelung derselben vorzuziehen sind. So wenig ihre Fähigkeiten auch entwickelt waren, so waren sie

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 428.

**) La Perouse's Reise um die Welt. Thl. I.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVI. S. 213. ff.

es doch in dem Grade, daß sie das Große in den Werken der Kunst bewundern und aufmerksam betrachten konnten.

Es ist natürlich, daß selbst in dem ungünstigsten Klima, wenn die Kunstkultur da einige Fortschritte gemacht hat, das Kunstgefühl geweckt werden, und die Aufmerksamkeit auf das Schöne und Seltene in den Produkten der Kunst zunehmen muß. Hiervon sind die Einwohner der, auf der nordöstlichen Küste der asiatischen Tartarei liegenden, Insel Segalien ein Beweis. Diese sind zwar roh, aber von einer so gutmüthigen Denkungsart, daß es den Leser nicht gereuen wird, sie etwas näher kennen zu lernen, als meine gegenwärtige Absicht eben erfordert. — Die Manieren dieser Einwohner sind ernst, edel und sehr einnehmend. Ueber ihre Frauenzimmer schienen sie eifersüchtig zu seyn und wollten sie nicht zum Vorschein kommen lassen. Den Alten bezeigten sie viele Achtung. Mit der größten Bereitwilligkeit lehrten sie die Franzosen ihre Sprache, da sie merkten, daß diese wünschten, sie zu kennen. Sie hatten sogar die Gefälligkeit, die Worte vier bis fünf Mal zu wiederholen, bis sie sicher waren, daß sie ihre Aussprache recht gefaßt hätten. Die Zeuge und Beile der Franzosen schienen sie sehr zu wünschen; sie scheuten sich nicht, sie zu fordern, waren aber so gewissenhaft, nichts als das zu nehmen, was die Franzosen ihnen gegeben hatten. Ihre Ideen über den Diebstahl stimmten mit der Moral dermaßen überein, daß die Franzosen kein Bedenken trugen, ihnen die Aufsicht über ihre Sachen anzuvertrauen. Ihre Ehrlichkeit erstreckte sich so weit, daß sie nicht einmal einen einzigen, von den Franzosen gefangenen, Lachs vom Sande aufhoben, ob sie gleich zu tausenden da lagen. Sie mußten sie sogar nöthigen, so viel davon zu nehmen, als ihnen beliebte. Diese gutmüthigen, aber rohen Menschen hatten einige Kunstkultur, die sie wahrscheinlich entweder von den Tartaren, mit denen sie Handel trieben, oder von den Chinesen vielleicht, denen sie in ihren Sitten etwas gleichen, erhalten hatten. Sie waren sehr arm, hatten aber so viel Verstand, daß sie

nur nützliche Dinge zu schätzen schienen. Eisen und Zeuge gingen ihnen über alles. Ihre Kultur ging so weit, daß sie eine Art von Abriß ihrer Insel und der Lage derselben zu machen wußten. Die Weberei war ihnen auch bekannt. Sie weben Leinwand, die völlig der unsrigen gleicht; allein ihr Garn besteht aus der Rinde eines auf ihrer Insel sehr gemeinen Weidenbaumes, und der nur sehr wenig von dem französischen verschieden zu seyn scheint. Ob sie gleich nicht die Erde bauen, so nutzen sie doch mit vieler Einsicht ihre freiwilligen Erzeugnisse. — Diese Insulaner hatten es also im Kunstfleiße nicht weit gebracht; allein die wenige Kunstkultur, die sie hatten, war doch hinlänglich, sie auf fremde Kunstarbeiten aufmerksam zu machen. Sie betrachteten diese nicht mit dem dummen Staunen so vieler andern Wilden. Die Stoffe und Künste der Franzosen zogen ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie wandten und kehrten diese Stoffe nach allen Seiten; sie sprachen unter sich davon, und suchten die Art ihrer Verfertigung aufzufinden *). — Solchergestalt wird die Aufmerksamkeit auf die Produkte der Kunst bei einem Volke erweckt, es wohne, unter welchem Himmelsstriche es wolle, und zwar erst dann, wann es selbst, entweder von der Nothwendigkeit getrieben, oder durch Beispiele von andern geleitet, in der Kunstkultur einige Fortschritte gemacht hat. Bei dem ganz rohen Menschen sucht man vergebens dies Gefühl für Kunst. Allein die Erfahrung lehrt doch, daß es nicht so schnell und leicht unter den kalten und rauhen, als unter den wärmern und sanftern Himmelsstrichen geweckt werde.

---

*) a. St. Thl. II. im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVII. S. 52. ff.

Kap. 2.

Aberglaube.

Kein Zug des Charakters der wilden und rohen Völker ist herrschender, als Aberglaube. Die wilden und rohen Menschen sind nicht alle unzüchtig, nicht alle rachsüchtig, nicht alle diebisch; aber alle, ohne Ausnahme, abergläubig. Sie lieben alle ihren Aberglauben. Er ist die liebste Nahrung ihrer Seele. Sie werden sogar auf denjenigen erbittert, der ihnen denselben zu rauben sucht. Dieser Fehler rührt nicht, wie viele andere, vom Klima her. Er wird unter allen Himmelsstrichen, sowohl unter der Linie, als an dem Nord- und Südpole, gefunden. Man trifft ihn auch bei allen wilden, rohen, wenig kultivirten Völkern an, und eben so bei denjenigen, die von Natur mit den besten intellektuellen Anlagen ausgerüstet sind, wie bei solchen, die den stumpfesten Verstand haben.

Die Mauren sind ein Volk, dem es an natürlichem Verstande nicht mangelt, und doch ist keins abergläubiger, als sie. Ihren Kindern hängen sie die Figur einer Hand um den Hals und malen sie auf ihre Schiffe und Häuser, als Gegengift für böse Augen. Die Fünfe ist bei ihnen eine unglückliche Zahl. Leute, die schon bei Jahren sind, tragen einige Sprüche von ihrem Alkoran entweder auf der Brust, oder nähen sie in ihre Mützen ein, um Hexerei und Zauberei zu verhüten und sich gegen Krankheiten und andere unglückliche Zufälle zu sichern. Diesen Zetteln schreiben sie eine so allgemein wirkende Kraft zu, daß sie sogar ihrem Viehe, ihren Pferden und andern Lastthieren sie an den Hals hängen. Auf Hexenmeister und Zauberer setzen sie viel Vertrauen. Bei außerordentlichen Gelegenheiten, insonderheit bei langwierigen Krankheiten, haben sie verschiedene abergläubige Ceremonien. Sie opfern einen Hahn, ein Schaf oder eine Ziege, und zwar dergestalt, daß sie den ganzen Körper vergraben. Sie trinken etwas vom Blute,

oder verbrennen und zerstreuen die Federn. Es ist in ganz Algier eine herrschende Meinung, daß alle Krankheiten daher rühren, daß man Jenounen (eine Art von Wesen, das sie zwischen Engel und Teufel setzen) beleidigt hat. Sie glauben, wie unsere Vorfahren, daß die Hexen die Schatten und Quellen suchen, sich in Kröten, Schlangen, oder andere kleine Thiere verwandeln, und daß die Menschen, da sie ihnen beständig in den Weg kommen, leicht von ihnen beschädigt werden können. Wenn jemand daher lahm oder krank wird, so bilden sie sich ein, daß er eins von diesen Wesen beleidigt habe. Einige Weiber werden sogleich herbei geholt, die sich auf dergleichen Künste verstehen sollen. Diese gehen Mittwochs mit Räuchwerk zu einer Quelle in der Nähe, wo sie, nach dem Geschlechte oder Range des Kranken, oder der Natur der Krankheit, ein Huhn oder einen Hahn, ein Lamm oder einen Bock opfern *).

Die Araber, dies lebhafte, mit den besten Talenten begabte Volk, sind nicht weniger abergläubig. Sie haben eine Wissenschaft, die sie „die Wissenschaft vom Namen Gottes" nennen. Durch diese soll man erfahren können, was in weit entfernten Ländern vorgeht, weil derjenige, der diese Wissenschaft besitzt, in einer genauen Verbindung mit den Geistern stehen soll, die ihn von allem benachrichtigen, was er zu wissen verlangt. Durch diese Wissenschaft soll man auch Wind und Wetter regieren, Schlangenbisse, Krüppel, Lahme und Blinde heilen können. Niebuhr meint, daß auch die Kunst, vergrabene Schätze zu finden, dazu gehöre. Einige sollen auch die Kunst, Zettel zu schreiben, verstehen, die gegen böse Augen und unzählige andere Zufälle gut seyn sollen. Diese Zettel tragen sie, in Leder genäht, an der Mütze, den Armen und der Brust. Sie hängen auch ihren Pferden, Eseln und Maulthieren ganze Schnüre davon um den Hals, um schädliche

---

*) Schaw's Reisen. Naturgeschichte der Barbarei. Kap. 3. Abschn. 10.

Zufälle von ihnen abzuwehren, Eßlust bei ihnen zu erwekken u. s. f. Einige von diesen Zetteln sollen Fliegen und Mücken aus den Zimmern vertreiben können, wo sie in die Fenster gesetzt sind; andere sollen die Kunst besitzen, aus dem Namen eines Menschen und dem Namen seiner Mutter vorher sagen zu können, was ihm begegnen wird. Sie machen auch Unterschied zwischen glücklichen und unglücklichen Tagen. Montag, Donnerstag und Sonnabend werden zur Antretung einer Reise für glücklich gehalten. Sie glauben auch sehr an Hexerei, z. B. jemand die Liebe anhexen zu können. Einige nehmen sich keine Handlung von Wichtigkeit vor, ohne im voraus die Knöpfe ihrer Kleider oder die Steine ihres Rosenkranzes gezählt zu haben, wodurch sie dieselben gleichsam um Rath fragen *).

So können selbst diejenigen Menschen, die einige Kultur haben, in die Finsterniß des Aberglaubens sinken; und wie tief müssen nicht diejenigen darin versunken liegen, die ganz roh und unkultivirt sind! Solche Menschen glauben, außer der Wahrheit, alles. Es gibt keinen Aberglauben, der nicht Eingang finden und von demjenigen gern angenommen werden könnte, der mehr von der Fantasie, als von der Vernunft geleitet wird. Auf welche Weise die vielen, die unzählig vielen besondern Arten von Aberglauben entstanden sind, was Veranlassung dazu gegeben hat, ist unmöglich auszuforschen; bei einigen wenigen Arten ließ es sich wohl thun, welches ich nachher zeigen werde; allein den Ursprung aller Arten von Aberglauben sucht man vergebens auszuspüren. Dagegen ist es leicht, eine allgemeine Ursache derselben anzugeben. Der Aberglaube ist gewiß nicht dem Menschen angeboren, sondern blos in seiner Unwissenheit im Bezug auf die Erzeugnisse der Natur und Kunst gegründet; er nimmt daher immer bei einem Volke in demselben Maße ab, wie die Kultur des Verstandes zunimmt.

*) Niebuhrs Beschreibung von Arabien. S. 121.

Eine Ursache des Aberglaubens der wilden und rohen Völker ist diese, daß sie von den Produkten der Kunst keine Kenntniß haben. Wie abergläubig die Indianer am Oronoko, im Betreff des beschriebenen Papieres, sind, habe ich oben erwähnt. Da sie die Kunst, zu schreiben und, mittelst geschriebener Zeichen, andern ihre Gedanken zu eröffnen, nicht kennen: so haben sie viel Ehrfurcht für das beschriebene Papier und stehen in dem Wahne, daß derjenige, der es blos ansieht, die verborgensten Dinge entdecken kann. So glaubten auch die Orotchysen, wenn sie die Franzosen schreiben sahen, daß es magische Zeichen wären, und hielten sie für Zauberer. Sie weigerten sich daher, auf das, was die Franzosen fragten, zu antworten, indem sie zu verstehen gaben, daß dies etwas Böses sey *). Die Karaiben glauben ebenfalls, wenn sie ein Schießgewehr sehen, daß es ein böser Geist sey, der durch dasselbe wirket **). Wie, wenn diese Menschen die Wirkungen der Elektricität und des Galvanism sähen, müßten sie dann nicht nothwendig dasselbe glauben?

So unwissend sie aber, im Betreff der Produkte der Kunst, sind, so wenig Kenntniß haben sie auch von der Natur, ihren Wirkungen und Kräften, und diese Unwissenheit muß nothwendig Aberglauben nach sich ziehen. Man betrachte nur unter andern die Einwohner von Louisiana. Diese wissen weder die Tage zu zählen, noch die Wochen zu unterscheiden. Nach der Kälte des Winters und der Wärme des Sommers bestimmen sie den Lauf eines Jahres; allein auf die, in dieser Zeit vorfallenden, Mondwechsel, oder auf die kleinern

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. II.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVII. S. 81.

**) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. B. 5. Hauptst. 15. Abschn. 15.

Abtheilungen der Zeit zu merken, damit wollen sie ihr Gedächtniß nicht beschweren. Es kommt ihnen nicht einmal in den Sinn, die Jahre zu zählen; fragt man daher jemanden: wie alt er sey? so weiß er darauf keinen andern Bescheid zu geben, als zu erzählen: wie viele Gouverneure er gekannt habe, und selbst diese Nachrichten sind unvollständig. Das Vergangene im Gedächtnisse zu behalten, kümmert sie nicht. Ihre Einbildungskraft beschäftigt sich blos mit dem Gegenwärtigen, und zwar nur mit dem, was sie gerade vor sich haben. Hierin sind die Kultivirten denjenigen ganz ähnlich, die gar keine Kultur haben *).

Von Menschen, die in dem Grade dumm und unwissend sind, kann man keinen, selbst nicht einmal den dunkelsten Begriff von den Einrichtungen und Kräften der Natur erwarten. Sie sehen die Wirkungen, kennen aber die Ursachen derselben nicht; und sind sie aus dem ganz thierischen Zustande so weit herausgekommen, daß sie anfangen, nach der Ursache zu fragen: so kann man gewiß seyn, daß sie die richtige nie treffen werden. Sie können auch, weil sie durchaus keine Kultur des Verstandes haben, die richtige unmöglich treffen.

Die Phänomene, die selbst den rohesten Menschenverstand erweckt haben und nothwendig erwecken mußten, sind Sonnen- und Mondsinsternisse, Ungewitter, Donner und Blitz. Diese schrecklichen Vorgänge in der Natur konnten nichts anders, als eine Frage nach der Ursache dieser Naturbegebenheiten bei ihnen erwecken, die diese rohen Menschen in Furcht und Schrecken setzen mußten. Die täglichen, sanftern Abwechselungen in der Natur, Regen und Sonnenschein, Wärme und Kälte, die Fruchtbarkeit der Natur, die labende Kraft des Wassers, die Geburt und der Tod der Thiere und tausend

*) De Ulloa physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Th. II. Abschn. 18.

andere Naturbegebenheiten haben ihre Aufmerksamkeit nicht auf sich ziehen können, weil der Menschenverstand noch in der Wiege liegt. Solche Naturbegebenheiten waren theils so gewöhnlich, daß sie dieselben nicht bemerkten, theils so schwach, daß sie ihr Nachdenken nicht erwecken konnten. Man findet daher nicht, daß die wilden und ganz rohen Menschen angefangen haben, nach der Ursache dieser Phänomene zu fragen. Nur jene, die sie in Schrecken setzten, waren stark genug, sie aus dem Schlummer zu wecken. Allein der Erfolg ihrer Untersuchungen dieser Vorgänge und Erscheinungen, die in der Natur Statt finden, zeigt, wie wenig sie die Natur und ihre Einrichtungen kannten. Ich will durch einige Beispiele den Leser hiervon überzeugen.

Die Einwohner von Guayra, eine Provinz im südlichen Amerika, glauben, wenn Sonnen- und Mondsinsternisse sich ereignen, daß es im Himmel einen Tiger und einen großen Hund gebe, die Sonne und Mond zu verschlingen pflegen, worüber sie sehr erschrecken *). Dieses Volk ist aber auch so dumm, daß es bis zur Zehen nicht zählen kann, ohne fehl zu zählen. — Die Chiguitos, die auch im südlichen Amerika wohnen, glauben, wenn der Mond verfinstert wird, daß er von Schweinen gebissen und davon blutig werde, weil er um diese Zeit eine röthliche Farbe hat. Um den Mond von diesen Thieren zu befreien, schießen sie mit ihren Pfeilen so lange in die Luft, bis er wie gewöhnlich aussieht. Das ist natürlich, daß sie, wenn sie den Mond in seiner gewöhnlichen Gestalt wieder sehen, solches ihren Pfeilen zuschreiben und dadurch in ihrem Aberglauben bestärkt werden müssen **). Wenn die Caraiben eine Mondsinsterniß sehen, glauben sie, daß es ein böser Geist sey, der den Mond verschlinge. Sie glauben, die-

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch. IV. S. 270.

**) a. a. St. Buch XIV. S. 221.

ser böse Geist sey auch da gegenwärtig, wo sie einen übeln Geruch bemerken. — Wie wenig sie übrigens den Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen kennen, legen sie auch durch andere Arten von Aberglauben an den Tag. So essen sie kein Schweinefleisch, aus Furcht, eben solche kleine Augen zu erhalten, wie die Schweine; aber auch keine Schildkröten, um nicht so dumm zu werden, wie sie. Hier hatten sie wohl am wenigsten Ursache, etwas zu befürchten, da sie nicht leicht dümmer werden können, als sie sind *). Die Indianer am Oronoko halten Sonne, Mond und Sterne für lebendige Geschöpfe. Einer sagte einstmals zu Salvator Gilii: „diese da oben sind Menschen, wie wir.“ Wenn daher der Mond verfinstert wird, glauben sie, daß er von ihnen weggehe oder sterbe. Sie fangen dann ein Weinen und Geheul an und bieten ihm Geschenke, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Einige glauben, daß es ihm an Essen fehle und daß er Hungers sterben müsse, und schicken sich daher gleich zum Säen und Pflanzen an, um ihm Unterhalt zu verschaffen. Andere glauben, daß er von feindseligen Menschen verwundet worden sey, und ergreifen daher geschwind die Waffen, um seine Feinde aufzusuchen und abzustrafen, und andere meinen, daß er, über ihre Gleichgültigkeit gegen ihn mißvergnügt, ihnen sein Licht nehme, um es andern zu schenken **).

Die Patagonier haben von den Gestirnen ungefähr die nämlichen Vorstellungen, wie die Indianer am Oronoko. Sie sind der Meinung, daß die Sterne ehemalige Indianer gewesen und daß die Milchstraße ein Feld sey, wo sie auf der Straußenjagd sind ***). Die Einwohner von Otaheiti hal-

---

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. B. 5. Hauptst. 15. Abschn. 15.

**) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii S. 339. u. 341.

***) Beschreibung von Patagonien, von Falkner. Kap. 5.

ten die Sterne für die Kinder der Sonne und des Mondes. Wenn sich die Sonne und der Mond verfinstern, so glauben sie, daß sie sich dann in ehelicher Verbindung befinden, und erklären daraus Krieg, Krankheit und dergleichen. Wenn sich ein Stern reinigt, so glauben sie eine Gottheit zu sehen. In dem Monde ist, ihrer Meinung nach, ein großes Land, voll Bäume und Früchte *). Wenn die Peruaner eine Sonnenfinsterniß sahen, so glaubten sie, daß die Sonne, wegen eines von ihnen begangenen Fehlers, bös auf sie sey, und prophezeieten daraus, es würde dem ganzen Volke bald ein großes Unglück begegnen. Wenn sich der Mond verfinsterte, so hielten sie ihn für krank und besorgten, daß er unfehlbar sterbe, sobald er sich ganz verfinstere, alsdann würde er vom Himmel fallen, sie alle erschlagen und das Ende der Welt verursachen. Nachdem die Finsterniß groß oder klein war, darnach beurtheilten sie auch die Beschaffenheit und den Zustand seiner Krankheit, und wenn er nach und nach sein Licht wieder bekam, so glaubten sie, er bessere sich und Pachacamas, der die Welt regiere, habe ihm geholfen, damit er nicht herunter fallen und die Welt vernichten möchte. Hatte er also sein völliges Licht wieder, so zeigte das Volk eine große Freude **).

Die Grönländer sind derselben Meinung, wie die Patagonier, daß Sonne, Mond und Sterne ihre Vorfahren gewesen und bei einer besondern Gelegenheit in den Himmel aufgenommen worden sind. Allein da diese beiden Völker so sehr weit von einander entfernt sind, so haben sie gewiß diese Meinung nicht von einander entlehnt; daher weichen sie auch darin von einander ab. — Der Mond soll eine Mannsperson und die Sonne seine Schwester gewesen seyn. Die Ursache, warum diese beiden Geschwister in den

---

*) Wilsons Missionsreise. S. 368.; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. II.

**) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. B. 2. Hauptst. 3. Abschn. 5. §. 45.

Himmel aufgenommen und zu himmlischen Lichtern ernannt worden sind, soll diese seyn: mehrere Jünglinge und Jungfrauen spielten einstmals in einem Hause von Schnee, wo der Mond, der in seine Schwester verliebt war, das Licht jeden Abend auszuputzen pflegte, um ihres Umgangs zu genießen. Weil sie aber darüber verdrießlich war, so beschmierte sie einstmals ihre Hände mit Ruß, um das Gesicht oder die Kleider desjenigen zu schwärzen, der sie im Dunkeln verfolgte, damit sie erfahren könnte, wer er gewesen sey, und daher kommen die Flecken des Mondes. Denn da er mit einem schönen, weißen Rennthierpelze bekleidet war, so ward dieser von der Schwärze sehr beschmuzt. Die Sonne lief darauf hinaus und zündete ein Stück Moos an; der Mond that ein Gleiches, sein Feuer verlosch aber bald wieder; daher sieht der Mond wie eine glühende Kohle und scheint nicht so hell, wie die Sonne. Der Mond lief dann der Sonne rings um das Haus herum nach, als wenn er sie erhaschen wollte; sie floh aber, um ihn los zu werden, in die Luft, und der Mond schlug, um sie zu verfolgen, denselben Weg ein, und so laufen sie noch täglich einander nach, die Sonne jedoch weiter oben, als der Mond. — Nach ihrer Meinung ist der letztere noch gezwungen, seiner Nahrung auf der Erde und im Meere dadurch nachzugehen, daß er Seehunde fängt, eine Kost, die er vom Anfange an gewohnt ist, und dies geschieht dann, wenn er am Himmel nicht sichtbar ist. — Sie glauben, daß der Mond zuweilen herab komme und ihren Weibern beiwohne. Auch dürfen junge Mädchen den Mond nicht lange anstarren, weil zu befürchten ist, sie möchten von ihm geschwängert werden. Dieser Wahn mag wahrscheinlich oft jungen Mädchen, wenn sie gefallen sind, gut zu Statten kommen. Es ist doch etwas sehr Anständiges, von dem Monde geschwängert worden zu seyn.

Die Grönländer glauben auch, daß die Sterne ehedem theils Menschen, theils Thiere und Fische gewesen sind, und daß die blaß glänzenden Sterne Nieren, die rothglän-

zenden aber Leber essen. — Man kann sich leicht vorstellen, daß Menschen, die solche lächerliche Begriffe von den Himmelskörpern haben, sich vernünftigere Vorstellungen von den andern Lufterscheinungen nicht werden machen können. So halten sie den Schnee für das Blut der Todten, der Regen aber komme von einem See oben im Himmel. Wenn der See überläuft, so fällt das Wasser auf die Erde herab. Wenn es donnert, so glauben sie, es schlagen sich zwei alte Weiber, die in der Luft in einem kleinen Hause wohnen, um ein ausgedehntes Seehundsfell. Während des Streites fällt das Haus ein, die Stücke fliegen herum, die Lampen werden zerbrochen und das Feuer fliegt in die Luft. Dies sind die Ursachen des Donners und des Blitzes *).

Die Guaycurussen, eine Völkerschaft, welche die südlichsten Gegenden von Amerika bewohnt, haben doch etwas erträglichere Begriffe von solchem Ungewitter. Sie schreiben es einem bösen Geiste zu, und gehen aus ihren Dörfern heraus, wenn ein Ungewitter sie bedroht. Die Männer sind bewaffnet. Weiber und Kinder schreien aus vollem Halse, in der Meinung, daß sie den bösen Geist, der dieses Ungewitter über sie bringen will, dadurch werden verjagen können. Die Erfahrung lehrt ihnen zwar, daß alles dieses nichts helfe, sie thun es aber doch jedesmal, vielleicht weil sie glauben, daß der böse Geist es noch ärger machen würde, wenn sie nicht durch ihr Geschrei und ihre Drohungen ihn in Furcht setzten **).

Ich würde mehrere Beispiele leicht anführen können, wenn ich nicht befürchten müßte, daß es die Geduld des Lesers ermüden würde; allein die angeführten können wohl auch hinreichend seyn, um die übergroße Unwissenheit der

---

*) Det gamle Grönlands nye Perlustration eller Naturelhistorie, af Hans Egede. Kap. XX.

**) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. B. II. S. 109.

wilden und rohen Völker in Ansehung der Natur zu zeigen. Traurig ist es, daß Geschöpfe, in denen eine menschliche Seele wohnet, auf alle diese lächerlichen Erklärungen der Naturphänomene fallen können; es ist aber leicht begreiflich, daß es keine Art von Aberglauben geben kann, sie sey so thöricht, so unsinnig, wie sie wolle, die nicht von Menschen könnte angenommen werden, welche die Einrichtung, die Kräfte und Wirkungen der Natur durchaus nicht kennen, und die es gar nicht kümmert, den Zusammenhang zwischen der Wirkung und der Ursache zu untersuchen, oder aus Mangel an Vernunft es nicht einmal thun können. Es gibt daher auch kaum irgend eine Art von Aberglauben, der bei diesen wilden und rohen Völkern nicht gefunden wird. Traurig ist es nur, daß derselbe Aberglaube auch mitten in der Christenheit bei unserm rohen gemeinen Manne gefunden wird; denn wenn dieser nicht durch die Erziehung bessere Kenntniß von der Natur erhält, als die andern rohen Menschen, so ist es natürlich, daß der Aberglaube gleich groß seyn und sich auf eben dieselbe Art äußern muß. Auslegung der Träume, Wahrsagungen und Hexerei, Glaube an Gespenster, an glückliche und unglückliche Tage, an Amulete und ihre Kraft sind die verschiedenen Aeußerungen des Aberglaubens. Ich will einige Beispiele dieser Sprößlinge der Dummheit und Unwissenheit anführen.

Ich will zuerst ihrer Träumereien erwähnen. — Die Einwohner in Batavia und der umliegenden Gegend glauben einen Teufel, welchen sie für den Urheber alles Uebels und aller Krankheiten halten, und bringen ihm daher, wenn sie krank oder sonst in Noth sind, Fleisch, Geld oder andere Dinge zum Sühnopfer dar. Gibt es jemand, der nirgends Ruhe findet, oder träumt ihm zwei, drei Nächte nach einander, so glaubt er, daß der böse Geist ihm seine Befehle bekannt machen und ihn mit Krankheit oder Tod gewiß strafen werde, wenn er seinen Willen nicht vollziehe. Kann er seine Träume nicht selbst deuten, so nimmt er zu den Priestern seine Zuflucht. Diese wissen ihm denn gleich

eine Erklärung derselben zu geben, die gewöhnlich darauf ausgeht, daß der Teufel Geld oder Lebensmittel verlange, und er zaudert dann nicht lange mit diesem Opfer. Er legt es auf einen, von Kokosblättern gemachten, Teller und hängt es an die Aeste eines Baumes, der doch nahe am Wasser stehen muß. Doch glauben sie nicht, daß der Teufel dieses Geld selbst brauche, sondern ihnen blos diese Gabe als eine Strafe für irgend ein begangenes Verbrechen auflege, und halten es für gleichgültig, wer es nachher nimmt. Was das Fleisch hingegen betrifft, so glauben sie, daß er eben nicht die gröbern Theile davon esse, sondern es blos so lange aussauge, bis es weder Saft noch Kraft mehr hat *). — Man begreift leicht, wer das Geld nimmt, und daß die Priester wohl wissen, das Fleisch zu essen, ehe der böse Geist den Saft daraus gesogen hat.

Allein es glauben doch nicht alle, daß Träume von einem bösen Geiste herrühren. Die Otaheitier bilden sich ein, daß die pünktliche Erfüllung aller gottesdienstlichen Pflichten ihnen jeden zeitlichen Segen verschaffe; und weil sie ferner glauben, daß der belebende, mächtige Einfluß der Gottheit überall ausgegossen sey, so ist es kein Wunder, daß der Aberglaube ihm allerlei Wirkungen zuschreibt. Plötzliche Todesfälle und ähnliche Ereignisse geschehen durch unmittelbares Wirken irgend einer Gottheit. Stößt einer mit dem Fuße an einen Stein und es schmerzt ihn, so hat es der Eatúa (der Gott) gethan. So sind ihre Träume auch entweder Eingebungen Gottes, oder abgeschiedener Seelen ihrer Freunde, wodurch sie im Stande sind, zukünftige Dinge vorher zu sagen; doch besitzt nicht ein jeder diese Gabe. Die Träumer genießen in ihrem Vaterlande beinahe gleiches Ansehen mit den inspirirten Priestern und Prophe-

*) Geschichte der neuesten Reisen um die Welt, von Hawkesworth. B. IV. S. 748.

tinnen, deren Vorherverkündigungen sie blindlings glauben und in allen wichtigen Unternehmungen zur Richtschnur brauchen *).

Die nordamerikanischen Indianer schreiben ebenfalls einem guten Geiste ihre Träume zu. Sie halten daher viel darauf, und bilden sich wirklich ein, daß sie von den Begebenheiten ihres ganzen künftigen Lebens träumen, oder doch wenigstens daraus schließen können, was ihnen in der Zukunft begegnen werde. Sie machen daher, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, diese Träumereien zu einer gottesdienstlichen Handlung, wobei sie sich folgendermaßen verhalten: die Jungen beschmieren sich das ganze Gesicht mit einer schwarzen Farbe, und fasten einige Tage, in welcher Zeit sie hoffen, daß der gute Geist sich ihnen in irgend einer Gestalt in Träumen offenbaren werde. Das lange Fasten, mit der lebhaften Phantasie der Jugend verbunden, muß natürlicherweise viele Bilder im Gehirne hervorbringen, und des Morgens lassen die Alten sich getreulich von ihnen erzählen, was ihnen des Nachts geträumet hat **).

Aus obigen Beispielen sieht man, wie die rohen Völker auf den Gedanken gekommen sind, daß Träume etwas zu bedeuten haben. Sie kannten die Einbildungskraft, ihre Wirkungen und die Gesetze nicht, nach welchen sie wirket, und glaubten daher, daß Träume nothwendig etwas Außerordentliches seyn und von einem guten oder bösen Geiste, oder auch zuweilen von den abgeschiedenen Seelen ihrer Freunde herrühren müßten. Sie standen in dem Wahne, daß ihnen dadurch etwas Wichtiges bekannt gemacht werden müsse, entweder was sie zu thun hätten, um ihre Unternehmungen zu einem

---

*) Cooks dritte Entdeckungsreise von Georg Forster. B. II. S. 357.

**) Rogers Beschreibung von Nordamerika, in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 245.

gewünschten Ausgange zu bringen, oder was ihnen begegnen würde, um demselben entgehen zu können.

Eine andere Frage ist es aber, wie sie auf die vielen Auslegungen ihrer Träume gefallen sind, die öfters in gar keiner Verbindung mit dem Traume stehen; z. B. daß es, wenn eine Frau von einer schwarzen Katze träumt, bedeuten solle, daß ihr Mann von seiner Reise nach Hause komme. Der scharfsinnigste Denker wird kaum einigen Zusammenhang zwischen diesem Traume und der Auslegung desselben finden können. Und das nämliche ist beinahe auf alle Träume und ihre Auslegung anwendbar. Allein wie können denn die Menschen auf alle diese ungereimten und lächerlichen Auslegungen gefallen seyn? Ich halte dafür, daß das Verfahren der Kamtschadalen in Ansehung ihrer Träume zur Beantwortung dieser Frage dienen kann. — Diese haben ihre Schamanen, wie mehrere asiatische Völkerschaften, und brauchen sie, wenn sie etwas entdecken wollen, was ihnen unbekannt ist, z. B. wenn ihnen etwas gestohlen ist, oder sie eine Erscheinung oder einen Traum ausgelegt haben wollen. Die Erklärung ihrer Träume liegt ihnen besonders sehr am Herzen, und es ist daher des Morgens ihr erstes Geschäft, ihre Träume einander zu erzählen und auszulegen. Können sie nun aus ihren Traumregeln einen Traum nicht erklären, so bemerken sie genau, was an dem Tage oder in der Zukunft geschieht, und leiten daraus neue Regeln zur Vermehrung ihres Traumsystems her *).

Hieraus sieht man, wie die rohen Völker auf alle die ungereimten und unzusammenhängenden Traumdeutungen gerathen sind. Sie bemerkten blos, was auf diesen oder jenen Traum folgte und bildeten sich jetzt ein, daß der Traum das bedeuten solle, was darauf folge. Wenn dies zufälligerweise mehrmals eintraf, so hatte es mit ihrer Aus-

*) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Kap. 23. S. 245.

legung derselben seine völlige Richtigkeit. Auf die Art würde es ein Leichtes seyn, ein so grosses Traumbuch zu erhalten, als man wünschte. Die Erfahrung muß zwar diese rohen Menschen gelehrt haben, daß ein und derselbe Traum nicht immer das nämliche bedeute; allein der allgemeine Hause liebt seinen Aberglauben zu sehr, als daß er solche Abweichungen von der Regel bemerken sollte; und wenn man sie auch bemerkt, so ist man doch immer geneigt, Ausflüchte zu suchen, um die Unfehlbarkeit der Regel zu rechtfertigen.

Weissagungen und Traumdeutungen stehen in so fern mit einander in Verbindung, als sie beide aus einer Quelle entspringen, nämlich aus Neugierde und Lust in die Zukunft zu schauen. Es gibt nichts, das weniger zu wünschen wäre, als sein künftiges Schicksal vorher zu wissen, und doch hat der rohe, gemeine Hause keinen sehnlichern Wunsch. Daher kommt es, daß man in seinen Träumen gern etwas Bedeutungsvolles findet; daher auch der allgemeine Hang zum Glauben an Weissagungen und das unerklärbare Vertrauen, das die Einfältigen auf Wahrsager und Wahrsagerinnen setzen, so oft sie sich auch von ihnen mögen betrogen sehen.

Sonderbar ist es aber, daß die rohen und die kultivirten Völker dieselben Mittel gebraucht haben, das Zukünftige vorher zu sehen. Die Himmelslichter sind immer, sowohl im Südmeere, als in Chaldäa, als ein Mittel gebraucht worden, in die Dunkelheit der Zukunft hinein zu schauen. Die Otaheitier nehmen in ihren öffentlichen Berathschlagungen Rücksicht auf gewisse Erscheinungen des Mondes. Wenn er das erste Mal nach seiner Veränderung in einer horizontalen Lage erscheint, so daß der konvexe Theil nach unten zu gekehrt ist, so ziehen sie, im vollen Vertrauen auf den glücklichsten Erfolg, in den Krieg *). Wahrscheinlich

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 358.

muß dies einmal eingetroffen seyn; und dies war also genug, um daraus eine Regel in der Wahrsagerkunst herzuleiten.

Bei den Römern glaubte man aus dem Fluge der Vögel das Zukünftige vorhersagen zu können. Die Anwohner des Oronoko's weissagen aus ihrem Gesange. Sie halten ihn für eine Unterredung zwischen ihnen und für einen Unterricht vom Himmel für die Menschen. Daher erweckt dieser Gesang, wenn sie ihn in den Wäldern hören, bald Betrübniß bei ihnen, bald Freude, nachdem sie ihn erklären. Außer diesem Aberglauben haben sie auch eine Art Hexerei mit gewissen Wurzeln. Durch einige, die sie bei sich tragen, glauben sie sich diejenigen gewogen machen zu können, von denen sie sonst eine üble Behandlung zu befürchten hätten, durch andere Liebe erwecken und jedes Herz besiegen zu können *).

Die Römer sagten aus den Eingeweiden der Thiere den Ausgang einer Unternehmung vorher; das nämliche thun die Battas, ein Volk auf Sumatra. Ehe sie in den Krieg ziehen, schlachten sie einen Büffel, oder ein ganz weißes Huhn, und weissagen aus der Bewegung der Eingeweide den guten oder üblen Ausgang ihres Vorhabens. Dies ist aber für den Priester, der diese Ceremonie verrichtet, eine gefährliche Sache; denn wenn seine Prophezeiung nicht eintrifft, so kostet ihm sein Mangel an Geschicklichkeit zuweilen das Leben **). Die Ursache der Nichterfüllung der Wahrsagung ist also, ihrer Meinung nach, nicht die Unzulänglichkeit des Mittels, sondern die Ungeschicklichkeit des Priesters. Der Aber-

---

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilli. S. 293. ff.

**) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 399.

glaube verliert also nichts, wenn auch dergleichen Weissagungen nicht eintreffen.

Allein außer diesen und mehreren andern Wahrsagerkünsten, ist die Verbindung, worin die Priester, nach dem Wahne der rohen Völker, mit den Geistern stehen, allenthalben und zu allen Zeiten der Kanal gewesen, durch welchen sie geglaubt haben, Kenntniß von der Zukunft zu erhalten, und die Priester haben, ihres Vortheils und Ansehens wegen, wodurch sie einen großen Einfluß aufs Volk und Gewalt über dasselbe erhalten haben, allenthalben gesucht, diesen Überglauben zu nähren. So haben die Bewohner von Unalaschka bei ihren Schmausereien und Festivitäten Wahrsager und Zeichendeuter. Diese verkündigen ihnen die Zukunft nach den Antworten, die sie von den bösen Geistern erhalten. Bei ihren Wahrsagergeschäften erscheinen sie in hölzernen Masken, nach der Art gemacht, wie ihnen der Geist, ihrer Vorstellung nach, zu erscheinen pflegt. Darauf tänzen sie mit den heftigsten Bewegungen und schlagen dabei ihre, mit Fischhäuten überzogene, Handpauken. Sonst tragen die Einwohner allerhand kleine Figuren auf ihren Mützen; stellen auch dergleichen in ihren Hütten herum, die bösen Geister abzuhalten, woraus man schließen muß, daß sie einige Religionsbegriffe haben, obgleich sie keine Begriffe vom höchsten Wesen haben *).

Die Ceremonien, welche die Priester oder Wahrsager auf Unalaschka brauchen, sind indeß sehr einfach gegen diejenigen, welche diese Gaukler an verschiedenen andern Orten gebrauchen, um diese rohen Völker zu verblenden und ihre Phantasie zu erhitzen. Ich will zum Beispiel blos das Verfahren dieser Wahrsager in Guinea anführen. Dies mag genug seyn, um die dummen

*) Auszüge aus Kapitain Krenitzins Journal; in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel. Thl. I. S. 243. u. 244.

Kunstgriffe kennen zu lernen, welche sie anwenden, um ein dummes Volk zu hintergehen.

Wenn ein Neger den Fetisch um etwas, das seine Anverwandten, seinen Freund, seine Frau und Kinder betrifft, befragen, oder etwas von Wichtigkeit unternehmen will, so geht er zu dem Fetischpriester oder der Priesterin und fragt, ob er den Fetisch zu sprechen bekommen kann, worauf entweder mit „Ja" oder „Nein" geantwortet wird. Tages darauf wird der Supplikant bestellt. Er bringt sein Opfer mit, welches gewöhnlich in einer Flasche Branntwein und Waaren, einen oder einen halben Thaler am Werthe, bestehet. — Ich vermuthe, daß die Antwort nicht gleich erfolge, damit der Fetischpriester unterdessen den Fragenden ausforschen und sich auf die Antwort gefaßt halten könne. — Die Fetischhütte ist immer rund, und man sieht darin tausenderlei Gerümpel hängen oder liegen. In einer Ecke steht ein irdenes Gefäß mit rother Erde, worein eine Feder von einem Hahnschwanze gesetzt ist. An einer andern Stelle stecken einige kleine Stäbchen in der Mauer oder Wand, die mit Zwirn oder Bast umwunden sind. Darunter ist eine rothe Feder von einem Papageienschwanze, Menschen- oder Viehhaare, außer allerlei Kleinigkeiten von Thierknochen und dergleichen. Oben unterm Dache an der Spitze hängt eine Glocke, derjenigen nicht unähnlich, welche die Bauern ihren Kühen oder Schafen, wenn sie im Gehölze weiden, um den Hals zu hängen pflegen. An der Glocke ist eine bastene Schnur gebunden, die fast bis an die Erde reicht. Hier hat der Fetisch auch seinen Stuhl, worauf er sitzen, und seine Matte, worauf er ruhen kann. Letztere ist nur eine Hand groß und der Stuhl verhältnißmäßig klein. Daraus kann man schließen, daß der Fetisch nicht größer als eine Puppe seyn müsse. — Vor dieser Puppe ist auch eine Flasche Branntwein gesetzt, welcher immer in Bereitschaft seyn muß. Wenn nun der Supplikant kommt, so überreicht er dem Fetischpriester sein Opfer, der es außerhalb der Hütte setzt und darnach auf Händen und Füßen hineinkriecht, so daß die oberwähnte

bastene Schnur ihm auf dem Nacken oder Rücken zu liegen kommt. Er befiehlt jetzt dem Suplikanten, daß er in die Hütte hinein kommen, die Thüre zumachen, sich auf die Erde setzen, den Kopf zwischen die Kniee stecken und die Hände vors Gesicht halten soll. Darauf macht er seine Beschwörungen und bannet den Fetisch zu sich, und wenn dieser da ist, wird die Glocke geläutet. Jetzt stellt der Fetischpriester sich, als wenn er besessen wäre, streckt Arme und Beine von sich, fängt an zu schnauben, schäumt mit dem Munde und holt mit einer hohen Brust einen ganz kurzen Athem. Der Suplikant weiß dann, daß es Zeit sey, um das zu fragen, was er wissen will, z. B. ob sein Freund genesen werde; was er dem Fetisch geben solle, um von ihm geheilt zu werden; warum der Fetisch ihn tödten wolle; womit er ihn beleidigt habe u. s. w. Hierauf antwortet der Fetischpriester mit einer feinen, pfeifenden Stimme in ihrer alten Sprache. Der Suplikant wird beinahe immer gut getröstet, doch unter der Bedingung, daß er einen weißen Hahn oder ein weißes Küchlein schlachten und auf einen Kreuzweg legen, oder auch das Thier lebendig fest binden soll; der Fetisch werde dann selbst kommen, es abzuholen. Zuweilen kommt der Suplikant leichtern Kaufes weg, da von ihm nicht mehr verlangt wird, als daß er nur ein Ei auf einen Kreuzweg legen oder zehn bis zwölf hölzerne Stäbchen nehmen, sie in die Erde schlagen, und dadurch die Krankheit seines Freundes aus dem Körper in die Erde treiben soll. — Es sind über tausenderlei Arten solcher Opfer. Ein reicher Neger pflegt gern, ob er gleich bei guter Gesundheit ist, monatlich ein Mal bei dem Fetisch anzufragen, wie er sich befinde, und erhält dann zur Antwort, daß seine Gesundheit gut sey, und daß er zur Erhaltung derselben ein Küchlein oder ein Ei opfern müsse. Er läßt aber dann ein Schaf oder eine Ziege schlachten und der Fetisch erhält dann nicht das Fleisch, sondern nur ein wenig von den Eingeweiden. Den Pferch des Thieres läßt er auf den Weg hinausbringen und verzehrt selbst den Rest

davon mit seinen Freunden. Wird er unterdessen krank, so darf er dem Fetisch den Vorwurf machen, daß er ihm in einem Jahre so viele Kreaturen geopfert habe, und doch jetzt wider sein Versprechen von einer Krankheit befallen worden sey *).

Sollte man wohl glauben, daß es möglich sey, daß Menschen, die doch nicht ganz viehisch sind, alle diese Gaukeleien glauben und darauf bauen könnten? Sollte man es wohl für möglich halten, daß sie glauben könnten, daß ein Geist, auf den Befehl des Priesters, in seine Puppe sollte herabkommen, da sitzen, ruhen, Branntwein trinken, Eier essen können u. s. w.; und daß dieser Geist ihm, seinem Befehle zufolge, das Zukünftige sollte vorher sagen, Krankheiten heilen, Unfälle verhüten können? Wie mag es wohl in dem Gehirne dieser Menschen aussehen, die alle diese Alfanzereien und Widersprüche annehmen und sich von allen den Schnurpfeifereien verblenden lassen können, womit diese Gaukler ihre Hütten ausfüllen und gegen welche diese abergläubigen Menschen gewiß eine tiefe, heilige Ehrfurcht haben? Allein betrachten wir die Anhänger der römischen Kirche, welche heilige Ehrfurcht haben sie nicht für die Gebeine ihrer Heiligen, die Lappen ihres leinenen Zeuges und unzählige andere Kleinigkeiten, welche die Betrügereien der Priester geheiligt haben und der Leichtgläubige ehret. Von diesen Menschen sollte man doch mehr Kultur erwarten; allein Kultur der Kunst und der Sitten können ohne wahre Kultur des Verstandes Statt finden.

Ich will noch zeigen, wie die norwegischen Lappen weissagen. Sie haben ein Instrument, das in ihrer Sprache Runebomme genannt wird, welches oben wie eine Trommel gestaltet und mit einem straff ausgespannten Fell überzogen ist, worauf verschiedene Charaktere gezeichnet sind, deren jeder seine Bedeutung hat. Einige dieser Charaktere

---

*) Tilforladelig Efterretning om Kysten Guinea, af Römer. Kap. 3.

werden für unglücklich, andere für glücklich gehalten. Wenn die Lappen eine weite Reise antreten, jagen oder fischen wollen, oder sonst etwas vorhaben, was sie für wichtig halten, so nehmen sie die Runebomme herbei, legen einen großen Ring aufs Fell, und schlagen darauf mit einem Hammer von Renuthierhorn. Nachdem der Ring durch dieses Klopfen von selbst zu den glücklichen oder unglückli= Charakteren hingehet, schließen sie auf das Gelingen oder Mißlingen ihres Vorhabens. Sie glauben auch, daß sie durch die Runebomme erfahren können, ob ein Kranker am Leben bleiben oder sterben werde *). Wahrscheinlich müssen diese Lappen auch geglaubt haben, daß ein Geist hierbei gewirkt und den Ring, wenn er in Bewegung gesetzt wurde, zu dem Charakter hingelenkt habe, der ihnen ihr künftiges Schicksal vorhersagen sollte; denn dem Ringe selbst konnten sie wohl eine solche Wahrsagungsgabe nicht beilegen.

So glauben die rohen Völker immer, daß Geister mit im Spiele sind. Diese stehen in genauer Verbindung mit ihren Priestern und machen ihnen das Künftige bekannt. Sie sind zugleich ihre Agenten, wenn sie entweder andere ins Unglück stürzen, oder Unglück von ihnen abwenden wollen, und sofern ihre Gaukler sich dazu brauchen lassen, werden sie Zauberer und Hexen genannt. Dieser Aberglaube mit Zauberkünsten ist eben so allgemein, als der andere mit Wahrsagerkünsten. Man findet ihn unter allen Himmelsstrichen, sowohl im warmen Süden, als im kalten Norden. Die Hottentotten glauben, daß ein böser Geist ihre Zauberer Künste lehre, wodurch sie rechtschaffenen Leuten und ihrem Viehe unaussprechlich viel Schaden zufügen können. Alle plötzliche und innere Schmerzen, alle Krankheiten, die ihre Aerzte nicht verstehen, oder die ungewöhnlich scheinen, und überhaupt alle Begebenheiten, die über ihren Begriff

---

*) Leems Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Kap. 21.

sind, schreiben sie der Zauberei zu *). Die Brasilianer schreiben auch ihren Zauberern die Kunst zu, sowohl ihren Feinden schaden, als diejenigen, die bezaubert worden sind, heilen zu können **). Hier kann also der eine Teufel den andern austreiben.

Man kann leicht denken, daß solche Gaukler, die nach dem Wahne des abergläubigen, großen Haufens in Verbindung mit unsichtbaren, mächtigen Wesen stehen, und durch ihre Kraft ihren Mitmenschen sowohl Gutes thun, als Schaden zufügen können, bei den rohen Völkern in großem Ansehen stehen, und daß diese eine überaus große Furcht vor ihnen haben müssen. Allein nichts desto weniger erstreckt dieses Ansehen, diese Furcht vor ihnen sich nicht weiter, als daß verschiedene Völker in dem südlichen Theile von Amerika sie sowohl mißhandeln, als tödten. Diese Völker sind zwar sehr abergläubig. Ihre Zauberer, die zugleich ihre Aerzte sind, haben sich bei ihnen dadurch in großes Ansehen gesetzt, daß sie vorgeben, aus dem Gesange der Vögel künftige Dinge vorhersagen und durch eine vom Himmel erhaltene Macht allerlei Krankheiten heilen zu können. Ihre Kur besteht indeß blos darin, daß sie an dem kranken Theile des Körpers saugen und sich stellen, als zögen sie etwas heraus, welches jedoch nichts anders ist, als was sie zum voraus in den Mund gesteckt haben und hernach als die Ursache der Krankheit angeben. Dieses Mittel, welches auf die Phantasie des Kranken viele Wirkung thut, kann wohl auch zuweilen viel zur Genesung beitragen. — Auch rühmen sie sich, daß es in ihrer Gewalt stehe, alle ums Leben zu bringen, welche sie wollen. Und da sie es so weit gebracht haben, daß Leute glauben, als hätten sie durch ihre Zauberkünste schon viele umgebracht, so geschieht es

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. I. Kap. 12.

**) Vierjährige Reise nach der Südsee von Dampier. Englisch beschrieben von Rogers. S. 101.

oft, daß diejenigen, die wissen, daß sie einen Feind haben und nicht vermögend sind, diesen Zauberern etwas zu geben, aus Furcht sterben, wodurch die Abergläubigen in ihrer Ueberzeugung von der außerordentlichen Macht solcher Gaukler aufs neue bestärkt werden *). Man findet aber nichts desto weniger, daß mehrere Muth genug haben, sie zu verfolgen und umzubringen. Die Chiguitos sind eben so abergläubig, wie die andern Völker im südlichen Amerika. Sie beschäftigen sich beständig damit, die Vorhersagung künftiger Dinge aus dem Geschrei der Thiere und Papageien herzuleiten. Sie glauben auch, daß sie auf ihren Waffen Zeichen eines Angriffes ihrer Feinde lesen können; und wenn sie auf ihren Waffen die Vorbedeutungen eines feindlichen Ueberfalles zu finden vermeinen, so werden sie dermaßen von Angst befallen, daß Männer und Weiber in verschiedenen Richtungen in die Wälder fliehen, ohne sich darum zu bekümmern, wie es ihren Kindern gehen wird, wenn sie ihnen nicht nachfolgen können. Sie geben sich auch nicht Zeit, Lebensmittel mitzunehmen, woraus folgt, daß viele von ihnen Hungers sterben **). Allein so abergläubig und furchtsam diese Indianer auch sind, so haben sie doch Muth genug, ihre Zauberer zu ergreifen und in Stücke zu hauen, wenn sie ihrer habhaft werden können, weil sie sie für die Feinde der Menschen halten. Sie sind muthig aus Furcht, und da sie alle unglückliche Zufälle ihnen zuschreiben, so hoffen sie sich davon zu befreien, wenn sie sie aus dem Wege räumen.

Bei den Patagoniern, die eben so abergläubig sind, ist das Schicksal der Zauberer nicht viel besser. Diese Indianer glauben eine unzählige Menge Teufel, und stehen in dem Wahne, daß sie in der Welt herum wandern und alles das Uebel verursachen, das Menschen und Thiere befällt.

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. B. IV. S. 272.

**) Charlevoix a. St. B. XIV. S. 221.

Sie glauben, daß jeder Zauberer zwei solche Teufel zu seiner beständigen Aufwartung habe, die ihn in den Stand setzen, künftige Dinge vorherzusagen und ihnen zu offenbaren, was an den entlegensten Orten geschieht, auch Kranke dadurch zu heilen, daß er andere Teufel, die sie plagen, austreibe und besänftige. Sie glauben auch, daß die Seelen dieser Zauberer nach dem Tode solche Teufel werden. Solche Betrüger gibt es beiderlei Geschlechts. Die Männer müssen Weiberkleider tragen und dürfen nicht heirathen. Den Weibern hingegen ist dieses erlaubt. Gewöhnlich werden sie schon in der Kindheit dazu erwählt, und zwar diejenigen wählt man, die etwas Weibliches an sich zu haben scheinen, oder solche, welche die fallende Sucht oder andere krampfhafte Zufälle haben. Diese halten sie für geborne Zauberer, welche die Teufel selbst zu ihren Werkzeugen auserlesen haben, da sie, wie die Juden, in dem Wahne stehen, daß sie von den Teufeln besessen sind, und daß diese solche Zuckungen in ihnen hervorbringen *). Allein so viel Macht sie auch diesen Zauberern zuschreiben, so geschieht es doch bisweilen, daß sie sie tödten, wenn einer von ihren Oberhäuptern stirbt, und sie ihnen die Schuld beimessen. Auch müssen sie, wenn die Pest oder sonst eine ansteckende Krankheit zu wüthen anfängt, viel ausstehen; denn sie schreiben diese ihnen und ihren Teufeln zu **). Ohne Zweifel müssen die Patagonier glauben, daß diese Teufel den Zauberern ganz zu Gebote stehen, und daß diese sie nach Belieben brauchen können, sowohl Böses, als Gutes zu stiften; denn sonst wäre es unbillig, sie des Bösen wegen, das geschähe, umzubringen, um so mehr, da sie sie selbst,

---

*) Die Bewohner der Sandwichsinseln glauben ohne Zweifel auch, daß Wahnsinnige von einem bösen Geiste besessen sind, denn sie erweisen ihnen eine besondere Achtung und Ehrfurcht. Cook's dritte Entdeckungsreise von Georg Forster. B. III. S. 424. Denselben Aberglauben findet man auch bei den Türken.

**) Beschreibung von Patagonien von Falkner. Kap. 5.

noch als Kinder, wählten. Sie wählen sie aber auch nur deshalb, damit sie ihnen durch die Teufel, die ihnen zu Gebote stehen, Glück bringen sollen; wenn sie hingegen Böses thun, so tödten sie sie theils aus Rache, theils wohl auch, um andere abzuschrecken. — Wie viel Unheil und Aberglauben hat nicht dieser Glaube an Geister und Teufel in die Welt gebracht!

Dieselbe Teufelei, die im Süden gefunden wird, ist auch im Norden herrschend. In diesem Stücke sind alle Menschen einander gleich. Es scheint blos, als wenn das Geschäft der Zauberer in den nördlichen Gegenden für sie weniger gefährlich sey, als in den südlichen, vielleicht, weil die Zauberer in jenen Gegenden besser wissen, sich dem Volke furchtbar zu machen und es in Zucht zu halten, als in diesen.

Die russischen Lappen halten, wie alle rohe Völker, viel auf Träume. Sie legen gewissen Sprüchen und Formularen eine außerordentliche Kraft bei. Sie trauen auch ihren Zauberern das Vermögen zu, Wind und Wetter erregen und verhindern, Insekten hervor rufen und vertreiben, mit den Geistern sprechen zu können u. s. w. *).

Die norwegischen Lappen geben den russischen im Aberglauben nichts nach, scheinen sogar, was ihre Zauberkünste anlangt, sie zu übertreffen. Sie bilden sich ein, daß ihre Zauberer ein Thier können zerbersten machen, wenn sie es blos im Namen des bösen Geistes anblasen oder bespeien; daß sie sich in Schwäne, Raben, Seehunde, Meerschweine verwandeln, in den Gestalten der Vögel, Fische und der vierfüßigen Thiere Sturm erregen und Schiffe auf dem Meere zertrümmern, wie auch durch ihre Zauberkünste den Menschen allerlei Krankheiten, Lähmung, sogar den Tod verursachen können. Sie glauben auch, daß sie den Thieren

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Erste Ausgabe. S. 14.

Schaden zufügen und sich Milch von fremden Kühen dadurch verschaffen können, daß sie ein Horn unter den Bauch der Kuh setzen und sie im Namen des bösen Geistes melken, wornach sie zuerst Milch, hernach Blut gibt und dann stirbt. — So wie sie aber glauben, daß sie durch ihre Zaubereien Menschen und Thiere beschädigen können, so glauben sie auch, daß sie durch dieselbe Kunst sowohl Menschen als Vieh heilen, die Wellen des Meeres dämpfen, zum Fischfange Glück bringen, auf einem Besen übers Meer reiten und in einem Tage oder in einer Nacht einige hundert Meilen von einem Orte zum andern ziehen können. Sie haben einen Herengesang, der eher ein Geheul, als ein Gesang ist, wodurch sie glauben, die Wölfe vertreiben zu können, damit sie dem Viehe nicht schaden sollen. — Ihre Zauberer geben sich auch mit dem Bannen der Diebe ab. Wenn etwas gestohlen ist, so verfahren sie dabei auf folgende Art: Der Zauberer guckt in Branntwein, den er in einer Schale bei sich hat, und nennet denjenigen bei Namen, den man in Verdacht hat und mit ziemlicher Gewißheit weiß, daß er des Diebstahls schuldig sey. Er gibt vor, daß er das Gesicht desselben im Branntwein sehe, als ein sicheres Zeichen, daß er und niemand anders der Dieb sey, und droht ihm dabei, wofern er das Gestohlne nicht wieder bringt, ihn durch seine Kunst an Augen oder Gliedern zu beschädigen. Die Folge hiervon ist, daß der Dieb, aus Furcht, ein Auge zu verlieren oder sonst verstümmelt zu werden, das Gestohlne wieder bringt. — Sie sollen auch einige Fliegen haben, Ganfliegen genannt, die sie zu ihren Zaubereien brauchen. Diese Fliegen erhält der Lappe von seinem Vater, wenn er Zauberer gewesen, und wenn er keine mehr hat, so glauben sie, daß der böse Geist in der Gestalt eines großen, häßlichen Vogels ihm andere an ihrer Statt verschaffe. Es heißt, daß der Zauberer diese Fliegen in einer Schachtel, die Ganschachtel genannt, bewahre und sie aussende, um Menschen und Vieh zu beschädigen; daß sie aber, wenn sie ihre Wirkung gethan haben,

in die Schachtel wieder zurückkommen *). Hieraus sieht man, wie der Menschenverstand ohne Kultur beschaffen und welcher Thorheiten er fähig ist, wenn er, statt Kenntniß von der Natur zu haben, nur Teufel und böse Geister kennet. Unser rohe, gemeine Mann ist daher auch, was den Aberglauben betrifft, den Lappen nicht unähnlich, und wird auch, so lange man ihn von bösen Geistern unterrichtet, statt ihm Kenntniß von der Natur und ihren Wirkungen beizubringen, stets mehr oder weniger Lappe bleiben.

Der Glaube an Gespenster ist ein Aberglaube, der bei den rohen Völkern eben so herrschend ist, als der Glaube an böse Geister. Gespenster sind aber, ihrer Meinung nach, die abgeschiedenen Seelen, die nach des Leibes Tode annoch herumwandern und den Lebendigen gefährlich sind. Die Otaheitier erschrecken daher, wenn sie des Nachts einem Begräbnißorte zu nahe kommen, wie unter uns der gemeine Mann sich fürchtet, im Dunkeln über einen Kirchhof zu gehen **). Die Brasilianer, welche sich vor Gespenstern eben so sehr fürchten, sind der Meinung, daß sie sie zu Freunden machen und den Schaden, den sie ihnen zufügen können, verhüten werden, wenn sie ihnen opfern ***). Dieser Glaube an Gespenster muß natürlicherweise bei den rohen Völkern eben so allgemein seyn, wie der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele; und die Völker, die Gespenster glauben, glauben daher auch, daß ein künftiges Leben sey. Die Lehre von der Unsterblichkeit kann man aber deshalb nicht fahren lassen, damit der Aberglaube von Gespenstern ausgerottet werde. Nur durch gesunde philosophische

---

*) Leems Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Kap. 21.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 357.

***) Vierjährige Reise nach der Südsee, von Dampier. Englisch beschrieben von Rogers. S. 101.

Begriffe von dem Zustande der Seele nach dem Tode, kann dieser Aberglaube beseitigt werden, insonderheit dadurch, daß man Kindern keine Gespenster = Mährchen erzählt, ehe sie durch gesunde Begriffe so weit gekommen sind, daß diese Fabeln keinen Eindruck mehr auf sie machen können. Ist der Eindruck erst geschehen, so kommt die Philosophie gemeiniglich zu spät. Man erkennt das Fabelhafte, fürchtet sich aber deshalb nicht weniger.

Ehe ich dieses Kapitel beschließe, muß ich noch eine doppelte Aeußerung des Aberglaubens berühren, den Glauben an glückliche und unglückliche Tage, wie auch den Glauben an die Wirkung der sogenannten Amulete.

Der Glaube an einen Unterschied zwischen glücklichen und unglücklichen Tagen wird besonders in Asien gefunden, obgleich es auch einige andere Völker gibt, die denselben Aberglauben haben. — Möglich ist es, daß dieser Glaube chaldäischen Ursprungs ist und sich von Chaldäa allmählich weiter über die andern Gegenden Asiens verbreitet hat.

Die Perser sind, ihres vorzüglichen, natürlichen Verstandes ungeachtet, sehr abergläubig. Der ungereimten Begriffe nicht zu gedenken, die sie von Sonnen = und Mondfinsternissen, Kometen, Sternschnuppen und dergleichen Zeichen am Himmel haben, will ich blos ihren Wahn berühren, dem Scorpion, mittelst eines gewissen Gebets, seine Kraft zu stechen benehmen zu können. Wenn derjenige, dem man Kraft dazu zutrauet, sein Gebet verrichtet hat, während er sein Gesicht nach dem Zeichen des Scorpions am Himmel wendet, so halten sie sich für völlig sicher und gehen ganz ruhig zu Bette. Außer diesen und andern abergläubigen Meinungen von Zauberei, Vorbedeutungen, Talismanen und andern dergleichen Dingen, hat diese Nation auch in Ansehung glücklicher und unglücklicher Tage und Stunden mehr, als jede andere, abergläubige Vorstellungen. Selbst bei den unbedeutendsten Gelegenheiten fragen sie stets nach einem glücklichen Tage. Sie können sich keine Reise vornehmen, ohne sich mit einem Wahrsagerbuche berathen zu haben, um den

glücklichen Tag zu finden. Bei ihren Ehen nehmen sie sorgfältig Rücksicht darauf. Ein glücklicher Tag zur Unterschreibung des Kontraktes, wie auch ein anderer zur Haltung der Hochzeit werden zum Wohl der Eheleute für unumgänglich nothwendig gehalten, und Leute, die Vermögen haben, schicken gewöhnlich bei der Geburt eines Kindes nach einem Astrologen, um von ihm dem Kinde die Nativität mit der möglichsten Genauigkeit stellen zu lassen *).

Die Tunkinesen haben, wie die Chinesen, ihre Wahrsager und Zauberer, welche letztere auch als Aerzte gebraucht werden. Sie glauben auch an glückliche und unglückliche Tage, und nehmen nichts von Wichtigkeit vor, ohne sich zuerst mit einem Wahrsager zu berathen, um den glücklichsten Tag zu erfahren **). Die Battas auf Sumatra sind auch im Betreff der Beobachtung glücklicher und unglücklicher Tage sehr abergläubig und haben ihre Priester, mit denen sie in diesem Stücke zu Rathe gehen ***).

Es ist nicht möglich, mit Gewißheit zu bestimmen, was diesen Aberglauben veranlaßt hat, der so alt ist, daß er sogar vor Moses Zeit herrschend war, weshalb er gegen Tagewähler ein Verbot erlassen mußte ****). Möglich ist es, daß der Glaube an glückliche und unglückliche Tage denselben Grund hat, wie der Glaube an Träume. Vielleicht hat man bemerkt, daß an gewissen Tagen einige Unternehmungen mißlungen sind, an andern dagegen einen erwünschten Ausgang gewonnen haben, und sich dann gewisse Regeln gemacht, nach welchen man die glücklichen und unglücklichen Tage bestimmte, oder man glaubte auch nur,

---

*) Franklins Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach Persien. S. 76. ff.

**) Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin, von Reichhard. S. 114.

***) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 398.

****) 3. Mos. 19, 26. 5. Mos. 18, 10. 14.

daß jeder Tag für das, was man vorhatte, nicht gleich glücklich seyn könnte. Nachdem das Volk erst diesen Aberglauben erhalten hatte, war es für die eigennützigen Pfaffen, die sich des Aberglaubens zu ihrem Vortheile stets zu bedienen wußten, ein Leichtes, die Mühe des Tagewählens zu übernehmen, die man ihnen reichlich lohnen mußte, des Ansehens nicht zu gedenken, worein sie durch diese vorgegebene Klugheit sich bei dem Volke setzten.

Allein der Ursprung dieses Aberglaubens mag seyn, welcher er wolle, so lehrt die Geschichte, daß er, wie jeder Aberglaube, schädliche Folgen hat. Es scheint zwar beim ersten Anblicke, daß dieser Aberglaube keine andere Folgen haben könne, als daß man ein Geschäft von einem Tage zum andern verschiebt. Allein das Beispiel der Madegassen lehrt uns, daß selbst diese Art Aberglaube die schrecklichsten Folgen haben kann; denn wenn eine Mutter an einem Tage, den der Zauberer nach der Stellung der Sterne am Himmel für unglücklich erklärt, ein Kind gebiert, so wird es verlassen und aufs freie Feld gesetzt, wo es vor Hunger und Durst umkommen, oder ein Raub der wilden Thiere werden muß *). Außerdem werden die Monate März und April, die letzte Woche jedes Monats, die Mittwoche und der Freitag für unglücklich gehalten, und auf die Art müßte beinahe die Hälfte der neugebornen Kinder umgebracht werden, wenn nicht einige Eltern, die weniger abergläubig sind, oder ein zärtlicheres Herz haben, solche unglückliche Kinder zu retten suchten, und an ihrer Statt Opfer zu ihrer Versöhnung darbrächten **). Laßt uns daher nie sagen, daß es gleichgültig sey, ob ein Volk abergläubig ist oder nicht, noch weniger behaupten, daß der Aberglaube unter gewissen Umständen nützlich seyn könne.

---

*) de Page's Reisen um die Welt. Thl. II. S. 354. ff.

**) Reise nach Madagaskar und Ostindien, von Rochon. S. 128.

Lügen ist immer schädlich, und Finsterniß nur gut für schlechte Handlungen.

Wie die Madegassen in aller Rücksicht abergläubig sind, so sind sie es auch in Ansehung der Wirkung der sogenannten Amulete. Sie binden sich gewisse Holzstückchen um den Hals, oder legen sie in kleine Beutel, und glauben dadurch dermaßen beschützt zu seyn, daß sie im Kriege nicht verwundet werden können. Sie glauben auch, daß ein Kranker geheilt werden könne, wenn man allerlei Dinge auf seinen Kopf legt und dabei gewisse Wörter ausspricht *). Die Perser haben auch alle ohne Ausnahme ihre Amulete. Diese bestehen gewöhnlich in einem Spruche aus dem Koran, oder von ihrem Propheten Ali, der entweder auf Papier geschrieben, oder in eine kleine silberne Platte gegraben ist, und um den Arm oder andere Theile des Körpers gebunden wird. Diese Amulete halten sie für unfehlbare Mittel gegen die Anfälle der Teufel und der bösen Geister, die, ihrer Meinung nach, beständig in der Welt herum wandern, und alles Unglück anrichten, was sie nur können **).

Ohne Zweifel müssen die Perser glauben, daß solche heilige Worte des Korans eine Kraft in sich haben, die unheiligen Geister zu schrecken und zu vertreiben; allein wie die Madegassen ihren Holzstückchen eine solche Kraft zuschreiben können, daß sie, wenn sie selbige bei sich tragen, im Kriege nicht verwundet werden, davon weiß ich keinen Grund anzugeben. Man wird ihn wohl auch vergebens suchen, da sie wahrscheinlich selbst keinen Grund davon werden angeben können. Jede Art Aberglaube muß zwar eine Ursache haben; allein wenn die Geschichte schweigt, so räth man oft vergebens. Rohe Völker fragen nie nach der Ursache, es ist ihnen genug, daß ihre Priester und Zau-

---

*) de Page's Reisen. a. St.

**) Franklin's Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach Persien. S. 76. ff.

derer, denen sie blindlings vertrauen, es lehren, und nun muß die Vernunft dem Glauben weichen.

Es gereicht auch den Priestern zum Nutzen, daß sie diesen Aberglauben bei dem rohen gemeinen Manne unterhalten und dafür sorgen, daß er nicht anfängt, etwas bei den vielen Schnurpfeifereien zu denken, die sie ihm vormachen. So verfertigen die Fetischpriester in Guinea beständig Amulete von mancherlei Gestalten, welche gegen allerlei Krankheiten und Gefahren nützlich seyn sollen, und verkaufen sie dem Volke. Diese Amulete sind bald ein Stück Leder mit neun Schlangenköpfen besetzt, das an einem Bande um den Hals hängt; bald eine Art von Kürbissen, von welchen sie den Saamen herausnehmen, ohne die Schale zu beschädigen, und sie mit allerlei Sachen, gebraunten Knochen, Federn und dergleichen wieder füllen. Solche Amulete sind aber blos für die Vornehmern, die sie gut bezahlen können. Sie haben sonst viele andere Arten von Amuleten; denn jeder Neger hat seine besondern, die mit denjenigen, welche andere haben, keine Aehnlichkeit haben dürfen *).

Sonderbar genug ist es, daß jeder seine besondern Amulete haben will, die von denen, welche andere haben, verschieden seyn müssen. Dienten diese Amulete blos zum Putz, so könnte ich begreifen, daß einer den andern an Geschmack und Erfindung übertreffen wollte; allein nun sind sie Mittel, böse Geister zu vertreiben, Krankheiten zu heilen, Unfälle zu verhüten; es müßte ihnen also wohl gleichgültig seyn, wie sie gestaltet und woraus sie verfertigt wären, wenn sie nur die gehörige Kraft hätten. — Sollte das vielleicht ein neuer Einfall von den Priestern seyn, daß sie solchen Amuleten verschiedene Gestalten geben und sie aus verschiedener Materie verfertigen, um sie für einen höhern Preis verkaufen zu können? Wären sie alle gleich, so müßten sie auch natürlich alle in gleichem Preise stehen.

---

*) Iserts Reise nach Guinea. Brief 8.

Dem sey, wie ihm wolle, so finden wir, daß mehrere rohe Völker eben so denken. So halten die Grönländer auch viel auf Amulete. Diese sind gemeiniglich ein altes Stück Holz, ein Stein, oder ein Knochen, ein Schnabel oder eine Klaue von einem Volgel, welches man sich an den Hals hängt, oder auch ein lederner Riemen, welchen man sich um die Stirn, um die Brust, oder um die Arme bindet, und alles dieses soll sie vor den Geistern, den Krankheiten und dem Tode bewahren, in ihren Geschäften Glück bringen, insonderheit es verhüten, daß Kinder durch Geister oder andere Schrecken ihre Seele verlieren. Verschieden müssen aber diese Anhängsel seyn. Jeder will sein besonderes haben, und das ist komisch, daß sich ein jeder über das des andern aufhält und es verlacht *). Dieses Lachen kommt daher, daß jeder sein Amulet entweder für das hübscheste, oder für das kräftigste hält. In letztern Falle müssen die Betrügereien der Priester mit im Spiele seyn, die dergleichen Sachen für einen höhern oder niedrigern Preis verkaufen, nachdem sie ihnen mehr oder weniger Kraft beilegen.

So tief sind die rohen Völker in die Finsterniß des Aberglaubens versunken, und diesen Aberglauben kann man ihnen gewissermaßen verzeihen, da die oben erwähnten Völker, die Perser ausgenommen, nicht allein gar keine Bildung des Verstandes, sondern auch eine Religion haben, die selbst lauter Aberglaube ist. Allein daß diejenigen, die sich zu der christlichen Religion bekennen, in jeder Rücksicht eben so abergläubig sind, das würde unbegreiflich scheinen, wenn man nicht wüßte, daß viele von den Priestern der päbstlichen Kirche, denen es obliegt, Licht zu verbreiten, ihr ganzes Ansehen beim Volke brauchen, um Finsterniß zu verbreiten und, gleich den Fetischpriestern der Heiden, die Unwissenden in ihrem Aberglauben zu bestärken. Da-

*) David Cranz's Historie von Grönland. Buch III. Abschn. V. §. 43.

von sind die Morlaken uns ein trauriger Beweis. Sie glauben nicht allein, wie alle rohe Völker, Hexen, Gespenster, Zauberer und Wahrsager, und zwar mit einer solchen Hartnäckigkeit, daß sie davon nicht abzubringen sind, sondern haben sogar dies vor jenen voraus, daß sie das Daseyn der Vampire annehmen und, wie die Siebenbürgen, in dem Wahne stehen, daß sie den Kindern das Blut aussaugen. Wenn daher jemand stirbt, der, ihrem Wahne nach, ein Vampir werden kann, so pflegen sie ihm die Kniescheibe überzuschneiden und ihn überall mit Nadeln zu stechen. Hierdurch behaupten sie, seine Rückkehr verhindern zu können. Es geschieht oft, daß ein Morlake vor seinem Tode seine Freunde bittet, ihn, ehe er begraben wird, wie einen Vampir zu behandeln, weil er voraus sieht, daß es ihn sonst sehr gelüsten würde, zurück zu kehren, um den Kindern das Blut auszusaugen. Außerdem hegen sie alle den Wahn, daß die Hexen fremden Kühen die Milch nehmen und ihre eigenen desto ergiebiger machen können. Schon dieser Aberglaube würde für diejenigen, die sich Christen nennen, entehrend genug seyn, hätten sie auch nicht den Aberglauben mit andern rohen Völkern gemein, daß sie Amuleten Glauben beimessen. So kaufen sie kleine Zettel von den Priestern, worauf Namen der Heiligen geschrieben sind. Diese nähen sie in ihre Mützen ein, damit sie von einer Krankheit geheilt oder davor bewahrt werden mögen. Zuweilen binden sie sie auch an die Hörner ihrer Ochsen. Diese Zettel behalten immer ihren Werth, obgleich die Erfahrung sie gelehrt haben muß, wie unkräftig sie sind. Dieselbe Wirkung gegen Krankheiten und andere Uebel schreiben sie den ungarischen Münzen zu, auf welchen ein Marienbild befindlich ist, welches das Kind Jesus auf dem rechten Arme trägt. Ein Geschenk von einer solchen Münze hat in der Morlakei für beide Geschlechter einen unschätzbaren Werth *).

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Thl. I. Zweites Sendschreiben. §. VIII.

Es ist wohl nicht möglich, allen den Aberglauben zu lesen, den Christen und Nichtchristen mit diesen Schnurpfeifereien treiben, ohne sich zu wundern, daß diese stets ihren Werth behalten können, da sie doch ohne Zweifel oft müssen erfahren haben, daß der Gebrauch derselben keine Wirkung thut. Der Abt Demanet macht uns aber dies begreiflich. Er sagt, daß die Neger im französischen Afrika, größtentheils Anhänger Mahomeds, sehr abergläubig sind. Ein Gebet, von ihren Priestern gemacht, tragen sie an dem Halse, in ein Stück Leder gewickelt. Oft haben sie an einem nicht genug, sondern tragen zehn bis zwölf, und bilden sich ein, daß dergleichen Gebete sie vor allen unglücklichen Zufällen bewahren und zum Sieger über ihre Feinde machen können. Ein jedes Gebet der Art bringt, ihrer Meinung nach, seine eigene Wirkung hervor. Erfolgt diese Wirkung nicht, welches natürlicherweise oft der Fall seyn muß, so werfen sie die Schuld auf den Priester, und dieser wieder auf die Neger, daß ihr Glaube nämlich entweder zu schwach ist, oder daß sie keine wahre Freunde Mahomeds sind. Der Priester nimmt dann die alten Gebete zu sich und gibt ihnen neue an ihrer Statt, mit der Ermahnung, daß sie denselben mehr vertrauen mögen, als den andern. — Diese Neger sind auch sehr begierig, das Zukünftige vorher zu wissen, und berathschlagen sich deshalb mit den Priestern. Sie bilden sich ein, daß sie aus dem Fluge der Vögel, dem Anblicke gewisser Thiere, oder dem Gange wilder Thiere und einer unzähligen Menge anderer Zeichen die Geheimnisse der Zukunft entdecken können. Das versteht sich, daß die Priester hierbei ihre Dolmetscher seyn müssen, und nach ihrer Verdolmetschung richten sie ihre Handlungen ein. Geschieht es nun, daß der Erfolg der Prophezeiung nicht entspricht, welches oft der Fall seyn muß, so ergreifen die Priester die Vorstellung, daß Gott oder Mohamed nicht gewollt habe, daß es so gehen sollte, wie sie es vorher gesehen hätten *). Der Aberglaube ver-

*) Neue Geschichte des französischen Afrika; vom Abbé Demanet. B. II. S. 10. ff.

liert also weder durch die trüglichen Amulete, noch durch die fehlgeschlagenen Prophezeiungen. Wer sich vom Aberglauben beherrschen läßt, findet stets Ausflüchte, damit er ein so theures Kleinod nicht verliere.

Man sollte nicht glauben, daß dieses Kleinod der rohen Völker, welches Neugierde und Furcht erschaffen hat, ihnen so lieb seyn könnte, wenn man alle die traurigen Folgen desselben erwägt. Ich will unter mehrern nur einige anführen, die hinlänglich seyn werden, um zu zeigen, wie sehr wir Ursache haben, uns zu freuen, daß wir in einem Lande wohnen, wo die wachsende Aufklärung die Finsterniß des Aberglaubens beständig mehr und mehr zerstreuet, und wo eine wachsame Regierung die üblen Wirkungen des Aberglaubens, den sie bis jetzt nicht ganz hat ausrotten können, zu verhindern sucht.

Ganz anders ist es mit den wilden und rohen Völkern beschaffen. — Die Einwohner von Benin sind ein Beweis, wie der Aberglaube einen sonst guten Charakter in Grausamkeit verwandeln kann. Diese Menschen vereinigen auf die sonderbarste Art Gutmüthigkeit, Sanftmuth und Gastfreiheit mit dem ausschweifendsten Fanatism, welcher in der Geschichte irgend eines andern Volkes wohl kaum seines Gleichen hat. Aus Aberglauben bringen sie ihre Mitmenschen um und beschmieren ihre Fetische mit ihrem Blute, in der Meinung, daß sie sich dadurch die Gottheit günstig machen werden *). Die Madegassen lehren uns, wie der Aberglaube über die zartesten Gefühle des Herzens siegen kann. So thierisch der Mensch auch ist, so muß er doch, wie die Thiere, Zärtlichkeit und Liebe gegen seine kleinen Kinder empfinden; diese Zärtlichkeit findet aber bei den madegassischen Müttern nicht Statt, wenn der Aberglaube ihnen gebietet, grausam zu seyn. Ist eine Frau,

*) Ueber die Einwohner des Königreichs Benin, von Palisot-Beauvois; in den allgemeinen geographischen Ephemeriden. B. VII. St. V. S. 407.

während ihrer Schwangerschaft, oft unpäßlich gewesen, oder hat sie viele Geburtsschmerzen ausstehen müssen, so verklagt sie das Kind und läßt es umbringen, wenn es auf die Welt gekommen ist, weil sie vermuthet, daß es etwas sehr Böses seyn muß, da es ihr so viele Schmerzen verursacht hat *). So macht der Aberglaube auch die Kamtschadalen gefühllos gegen Unglückliche. Wenn jemand vordem zufälligerweise ins Wasser fiel, hielten sie es für eine große Sünde, ihn zu retten. Sie meinten, daß, wenn er einmal zum Ertrinken bestimmt wäre, es Unrecht sey, daß er nicht ertränke. Keiner ließ ihn daher in seine Hütte hinein kommen; keiner sprach mit ihm, oder gab ihm die geringste Nahrung. Sie sahen ihn für wirklich todt an, und er mußte entweder an einem fremden Orte sein Glück versuchen, oder in der Heimath Hungers sterben **).

Nichts wäre leichter, als viele solche Beispiele der grausamen Wirkungen des Aberglaubens anzuführen; allein ich will mich blos bei den Proben der wilden und rohen Menschen zum Beweise der Unschuld aufhalten, welche uns zugleich die Dummheit dieser rohen Menschen, die Betrügereien der Priester und die Wirkungen des Aberglaubens zeigen.

Solche Proben zum Beweise der Unschuld geschehen zwar auf mancherlei Art; aber die gewöhnlichsten durch Feuer, Wasser und Gift. Ich will einige Beispiele hiervon anführen, die von Afrika hergenommen sind, ob man sie gleich in den andern Welttheilen auch finden könnte. So ist es z. B. bei einigen Indianern eine sehr gewöhnliche Probe der Wahrheit und Unschuld, daß sie den Beklagten gedörreten Reis essen lassen. Ist er unschuldig, so meinen sie, er werde ohne viele Mühe den Reis verschlucken können; ist er aber schuldig, so soll er nicht Speichel genug

*) Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen, B. XIV. S. 76. ff.

**) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Kap. 25.

[illegible] finden können. Außer dieser Probe haben [illegible], z. B. daß der Verklagte seine Hände [illegible] muß *). — Allein obgleich [illegible] an andern Orten findet: so [illegible], wo er sich besonders äußert. [illegible] und Mittel, das

[illegible], um diejenigen, die ver- [illegible] zu rechtfertigen, nämlich [illegible]. Die [illegible], sagt de Grand- [illegible], wenn sie wollen, die Haut [illegible] wird, vor den [illegible] er in der Hand hat. [illegible] Völkern keine [illegible] nach, kein Mit- [illegible] dieser Probe zu [illegible] folgendermaßen zu. [illegible] des versam- [illegible] Getränke gefüllte, [illegible], so wird er [illegible] seiner Wirkung [illegible]; denn in diesem [illegible]. Die zerstreuten [illegible] Palmenbaum ge- [illegible] haben ***). Man [illegible] der Priester stehe, [illegible] Gift oder an- [illegible] Kräuterschale zu mischen, [illegible] können, gegen [illegible]

[illegible]; in der Sammlung [illegible]. B. XVI. S. 400.

[illegible], par de Grand- [illegible]. B. VIII. S. 57.

[illegible] Bibliothek der neue- [illegible]. B. V. Abschn. 2.

welche sie eine heimliche Feindschaft hegen, wenn es nur dahin gebracht werden kann, daß sie irgend eines Verbrechens wegen verklagt werden, und daß sie die größten Verbrecher retten können, wenn diese gut bezahlen können. Die Priester sind daher auch bereit, bei jedem unerwarteten Todesfalle solche Proben vorzuschlagen.

Die Einwohner von Sogno sind der Zauberei sehr ergeben, und nehmen selten etwas vor, ohne sich mit einem Zauberer zu berathschlagen, wovon es auch in diesem Lande eine große Menge gibt. Diese Insulaner haben mancherlei kleine Proben, um zu entdecken, ob jemand schuldig oder unschuldig ist. Z. B. wenn die Wurzel des Bananasbaumes am Munde des Verklagten kleben bleibt; oder wenn kleine Muschelschalen, die man ihm auf die Stirne legt, daran hängen bleiben; oder auch, wenn er einen Stein aus einem Gefäße mit kochendem Wasser heraus nehmen kann, ohne beschädigt zu werden, so wird der Verklagte in diesen Fällen für unschuldig gehalten. Allein außer diesen Proben haben sie zwei andere, die Gift- und Feuerprobe. Sie haben etwas, das sie Bolungo nennen, welches eine Mischung von gewissen Kräutern, Früchten und Schlangenfleisch ist, und von einem Zauberer zubereitet wird. Derjenige, der davon ißt, fällt in eine Ohnmacht, von welcher er aufkommt, wenn er unschuldig ist; ist er aber schuldig, so stirbt er, wenn es nicht durch ein Gegengift verhindert wird. Das ist klar, daß es hierbei blos auf dem Zauberer beruhet, den Verklagten für schuldig zu erklären. Hasset er den Verklagten, so sorgt er wohl dafür, daß diese Dosis stark genug wird. — Die andere Probe besteht darin, daß man mit einem glühenden Eisen über die bloßen Beine des Verklagten fährt. Wenn er nicht verbrannt wird, so wird er frei gesprochen; widrigenfalls wird er verurtheilt *). Es ist möglich, daß die Prie-

*) Mazolla's Reise nach Afrika; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. IX. S. 353. ff.

ster ein Mittel wissen, die Beine des Verklagten im voraus zu beschmieren, daß sie vom Eisen nicht beschädigt werden, wenn sie ihn retten wollen; es ist auch wahrscheinlich, daß sie diese Probe nur für diejenigen vorschlagen, die sie verurtheilt haben wollen.

Ich kehre jetzt zu den Madegassen zurück. Es gibt kaum einen Aberglauben, der bei diesem Volke nicht gefunden wird. Unter mehrern Proben zur Beweisung der Unschuld haben sie auch diese drei, als die vorzüglichsten, die Wasser-, Feuer- und Tanghinprobe. Die Wasserprobe besteht darin, daß sie den Angeklagten durch einen Fluß, worin eine Menge Thiere sind, Kayman genannt, waden und ihn eine Zeitlang darin bleiben lassen. Wird er von diesen Thieren nicht angegriffen, so wird er für unschuldig erklärt. Die südlichen Bewohner von Madagossar haben eine andere Probe. Sie warten, bis das Meer sehr stürmisch ist, und setzen dann den Verklagten auf einen Felsen. Schonen die Wellen seiner, so ist seine Unschuld erwiesen. Ein jeder wird, ohne mein Erinnern, einsehen, wie zufällig es bei dieser Probe sey, ob ein Mensch verurtheilt oder frei gesprochen werden soll. — Die Feuerprobe geschieht dadurch, daß sie ein glühendes Eisen über die Zunge des Verklagten ziehen, und da es unmöglich ist, daß die Zunge nicht verbrannt wird, wenn sie kein Mittel wissen, die Kraft des Feuers zu verhindern: so folgt daraus, daß der Verklagte, der dieser Probe unterworfen wird, stets für schuldig erklärt werden muß. — Die dritte Probe, Tanghin genannt, ist ein sehr tödtliches Gift aus dem Pflanzenreiche. Dieser Probe werden nur diejenigen unterworfen, die Sklaven und Heerden haben. Wenn ein Oberhaupt einen von seinen Anverwandten verliert, und einen reichen Mann kennt, dessen Eigenthum er zu besitzen wünscht: so beschuldigt er ihn des Mordes. Der Verklagte muß seine Unschuld dadurch beweisen, daß er dieses Gift einnimmt, und da er natürlicherweise bei

dieser Probe sterben muß, so wird er für schuldig erklärt, und was er besitzt, fällt dem Kläger anheim *).

Solche Wirkungen hat der Aberglaube. Durch ihn werden die zärtlichsten Gefühle der Natur unterdrückt, durch ihn Eigennutz, Ungerechtigkeit, Haß und Grausamkeit beschützt. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß er im Norden die nämlichen Wirkungen gehabt habe; denn sonderbar ist es, daß die Feuer- und Wasserprobe im Mittelalter auch in Europa gebraucht worden sind. Man kann leicht begreifen, daß die nordischen Völker diese Künste nicht von den Afrikanern gelernt haben. Allein so ist der Aberglaube, bis auf wenige Einschränkungen, sich allenthalben gleich; er äußert sich überall auf die nämliche Art, und muß daher auch überall dieselben schädlichen Folgen haben.

Kap. 3.

Trägheit.

Es scheint, als wenn Trägheit dem Menschen angeboren wäre. Zwar haben die wilden und rohen Menschen keine Abneigung gegen Leibesbewegungen, die Ergötzung zum Endzweck haben, z. B. Spielen, Springen, Tanzen; diejenigen aber, die keinen andern Zweck haben, als Arbeit, verabscheuen sie als ein großes Uebel, und nur eine dringende Noth vermag sie dazu anzutreiben. So findet man die Anwohner des Oronoko's. Ihr größtes Vergnügen ist, nach dem Ziele zu schießen, zu ringen und Ball zu spielen. Besucht man sie in ihren Hütten, so trifft man sie gewöhnlich da spielend und tanzend an, oder sie schwatzen auch mit einander und blasen die Flöte, wobei sie jedoch in ihren Hän-

*) Sonnerats Reise nach Ostindien und China. Kap. 2. S. 5. Wastholm histor. Nachr. Bd. I.

gemattet sitzen oder liegen. Wenn es aber Arbeit gilt, so fühlen sie ihre natürliche Trägheit. Zwar hat Mangel und Liebe zur Bequemlichkeit und zum Genuß einige nützliche Erfindungen bei ihnen hervor gebracht und ihre Trägheit ein wenig vermindert; sie sind aber doch im Ganzen ein sehr träges Volk. Es treiben zwar einige, obwohl sehr unvollkommen, den Ackerbau; andere hingegen geben sich damit gar nicht ab, sondern verlassen sich ganz auf die Fischerei und die wilden Wurzeln und Früchte, die sie in den Wäldern finden. Zum Zeitvertreibe spitzt einer oder der andere seine Pfeile, aber mit der größten Nachlässigkeit, zu. Ein anderer stricket ein Netz; es scheint ihm aber ganz gleichgültig zu seyn, ob es in diesem oder dem künftigen Jahre fertig wird. Die Weiber sind eben so träge. Selbst um die Zubereitung der Speisen für ihre Männer bekümmern sie sich nicht und bringen den Tag mit Fasten sehr vergnügt zu, wenn sie nur ihrer Gemächlichkeit dabei pflegen können. Die Männer machen ihnen auch, wider die Gewohnheit anderer Wilden, keine Vorwürfe darüber, da sie selbst im höchsten Grade faul sind. Die Hütten sind auch zuweilen, der Faulheit der Männer wegen, leer, so daß die Weiber zu entschuldigen sind, wenn sie keine Speisen zubereiten. Haben sie nur ein wenig türkischen Weizen, so wird er geröstet und verzehrt, und damit ist diese kärgliche Mahlzeit zu Ende *).

Das nämliche kann man auch von den Hottentotten sagen. Sie können tanzen und zwar mit der größten Heftigkeit, weil es ihnen Vergnügen macht. Sie sind aber darum, in Absicht der Arbeit sowohl der Seele, als des Körpers, nicht minder träge. Es gibt kaum ein Volk, das vor Nachdenken und Arbeit mehr Abscheu hat, als sie. Sie haben eben so viel Vermögen, nachzudenken, als andere Völker, scheuen aber die Mühe. Nachdenken ist eine Arbeit für sie, Arbeit eine Plage. Nur die äußerste Noth

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii.

kann sie zum Arbeiten bringen, und dann geben sie keinem in der Arbeitsamkeit nach; aber wenn sie so viel haben, als sie jetzt brauchen, so legen sie sich wieder auf die faule Seite *). Barrow bezeugt dasselbe von ihnen. Er sagt, daß die Faulheit der Hottentotten ein wahres Uebel sey, gegen welches die Furcht allein wirken zu können scheint. Hunger ist nicht vermögend, sie zu überwinden. Ehe sie sich durch Jagd oder Aufgrabung von Wurzeln Nahrungsmittel verschaffen sollten, eher fasten sie den ganzen Tag, wenn sie nur schlafen können. Sie thun nichts, als essen und schlafen. Wenn sie das eine nicht haben können, so behelfen sie sich mit dem andern. Obgleich sie aber Hunger gut vertragen können, so sind sie doch, wenn sie etwas erhalten, die gefräßigsten Menschen in der Welt **).

Ich will noch die Madegassen anführen. Sie sind munter und lebhaft. Mit Ergötzungen und Schlaf bringen sie den größten Theil ihres Lebens zu. Sie äußern keine Begierde, mehr zu lernen, als zu ihren dringendsten Bedürfnissen erfordert wird, und selbst diese Begierde ist sehr schwach. Kenntnisse, die Nachdenken erfordern, sind ihnen mehr als gleichgültig. Eine natürliche Sorglosigkeit und Trägheit macht ihnen alles unerträglich, was eine Anstrengung der Denkkraft erfordert. Sie schränken sich daher mit ihren Wünschen blos auf das Gegenwärtige ein. Unfähig, einige Vorsicht in Ansehung der Zukunft zu gebrauchen, können sie nicht begreifen, wie es Menschen geben kann, die deshalb unruhig sind ***).

Aus obigen Beispielen erhellet, daß der Mensch munter und lebhaft seyn, Ergötzungen lieben und, um sich

H 2

---

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. I. Kap. 6.

**) Barrows Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika, von Sprengel. S. 147. ff.

***) Reise nach Madagaskar und Ostindien, von Rochon. S. 44.

dieselben zu verschaffen, alle seine Kräfte anstrengen, und doch sehr faul und träge seyn kann, wenn es darauf ankommt, die Kräfte der Seele und des Körpers zur Arbeit anzuwenden. Arbeitsamkeit ist also keine natürliche Folge der Munterkeit und Lebhaftigkeit, so wie Trägheit nicht immer eine Wirkung von Phlegma ist. Es gibt zwar Völker, die phlegmatisch und träge sind; es gibt aber auch andere, die nicht phlegmatisch, und doch gleich träge sind. — So vereinigen die Einwohner von St. Domingo einen schwachen Körperbau mit einem phlegmatischen und melancholischen Temperamente. Sie essen wenig, arbeiten nichts, bekümmern sich um nichts, und verbringen ihr Leben im größten Müßiggange. Wenn sie sich einen Theil des Tages mit Tanz belustigt haben, so wissen sie weiter nichts anzufangen und schlafen vor Langeweile ein. Sie sind im höchsten Grade unwissend und wollen nichts lernen. Eigennützig sind sie nicht. Sie sind zufrieden, wenn sie ihr nothdürftiges Auskommen haben. An Sammeln denken sie nicht, und was die Erde beinahe ohne Arbeit hervorbringt, ist gewissermaßen gemeinschaftlich. — Bei dieser Trägheit und Faulheit scheinen sie die besten Menschen von der Welt zu seyn. Sie sind sanftmüthig und lassen sich von Ehrgeiz, Zorn oder andern solchen Leidenschaften nicht beherrschen. Sie sind gastfrei gegen alle ohne Unterschied. Der Fremde ist dem Wirthe eben so lieb, als sein bester Freund *).

Die Türken sind auch eines phlegmatisch-melancholischen Temperaments. Sie haben selten ein fröhliches und offenes Gesicht. Sie lachen selten und die Fröhlichkeit der Europäer scheint ihnen ein Anfall des Wahnsinns zu seyn. Wenn sie sprechen, so geschieht es ohne Geberden und Leidenschaft. Wenn einer redet, so un-

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. B. 4. Hauptst. 5.

unterbrechen sie ihn niemals und reden ganze Tage lang kein Wort. Wenn sie ausgehen, so geschieht es allemal ihrer Geschäfte wegen und sehr bedächtlich. Sie können ganze Tage mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen und der Pfeife im Munde sitzen, ohne beinahe ihre Stellung zu verändern. Kurz, sie scheinen sowohl in Reden, als Handlungen ganz phlegmatisch zu seyn *).

Diese Menschen vereinigen also auch mit ihrem Phlegma einen hohen Grad von Faulheit und Unthätigkeit. Entspringt aber Trägheit deshalb aus dem Phlegma der Nation? Es ist ein Irrthum, daß alle phlegmatische Völker blos darum, weil sie phlegmatisch sind, träge seyn, und daß alle träge Nationen phlegmatisch seyn sollten. Diesem widerspricht die Geschichte. Ich habe oben gezeigt, daß lebhafte und muntre Nationen der Trägheit eben so ergeben sind, als die phlegmatischen Einwohner von St. Domingo und der Türkei.

Und wo kommt denn diese Trägheit, dieser Widerwille gegen alle Arbeit der Seele sowohl, als des Körpers her, der die wilden und rohen Völker so sehr auszeichnet? Sollte dies vielleicht eine Wirkung des Klima's seyn? Das haben die Meisten geglaubt. Die Meisten sind der Meinung, daß die Wärme des Himmelsstriches Trägheit verursache. Allein daß die Hitze des Klima's keine Hauptursache dieses Zuges im Charakter der rohen Menschen sey, lehrt die Geschichte. Unter den warmen Himmelsstrichen findet man eben sowohl arbeitsame Menschen, wie unter den kalten, und in dem kalten Klima eben sowol Trägheit der Seele und des Körpers, als in dem warmen. Der Unterschied scheint blos darin zu liegen, daß eine solche Trägheit in einem kalten Klima in eine gewisse Dummheit ausarten, in einem warmen hingegen mit mehr Geist und

*) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten. Thl. II. Abtheil. 4. Kap. 40.

Lebhaftigkeit verbunden seyn kann, welche letztere doch durch das geringste Nachdenken bald ermüdet werden können. Dies ist mit den Siamern der Fall. Sie wohnen in einem warmen Klima. Sie begreifen eine Sache leicht, wissen eine geschwinde und sinnreiche Antwort zu geben, auch wohl überdachte Entwürfe zu machen. Bei mittelmäßigem Fleiße würden sie es in den Wissenschaften und Künsten sehr weit bringen; allein ihre unüberwindliche Trägheit vernichtet diese Hoffnung *).

Die Einwohner von Paraguay wohnen auch in einem sehr warmen Klima. Sie sind dumm, wild, unbeständig, Menschenfresser, außerordentlich gefräßig und dem Trunke ergeben. Sie bekümmern sich aber wenig um die künftige Zeit, ja nicht einmal um die Bedürfnisse des Lebens. Sie sind unglaublich faul und träge, außer wenn sie aus ihrer Trägheit geweckt werden, um zu plündern oder sich an ihren Feinden zu rächen **).

Die Chiquitos hingegen, die in demselben Klima wohnen, haben einen guten Verstand, lieben die Wahrheit und haben wenige von den Fehlern, die bei den andern südlichen Amerikanern beinahe allgemein sind, worunter Leichtsinn und Trägheit die vornehmsten sind. Sie sind sehr arbeitsam, wenigstens lassen sie sich sehr leicht an Arbeit gewöhnen. Die Männer arbeiten in ihren Feldern und beschäftigen sich mit anderer Arbeit, wenn sie das Feld bestellt haben. Die Weiber bereiten die Speisen und spinnen Baumwolle zu ihren Kleidern und Betten ***). Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß diese Chiquitos von Natur eben so faul sind, als die

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von de la Loubère. Abtheil. 2, Kap. 9.

**) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. B. I. S. 6.

***) Charlevoix a. St. B. XIV. S. 218. u. 220.

andern Völker in Paraguay; was sie aber aus ihrer Trägheit geweckt hat, läßt sich kaum sagen.

Ich will noch die Serranos anführen, die unter demselben Himmelsstriche wohnen. Diese sind, wie die meisten südlichen Völker von Amerika, leichtsinnig und unbeständig, übertreffen aber an Trotz und Stolz alle andere, ob sie gleich das armseligste Leben führen, das man sich denken kann, und sehr arm sind. Sie bilden sich ein, viel mehr, als andere Völker, zu seyn, und erheben sich sogar, bei aller ihrer Armuth, über die Spanier. Diese Armuth kommt blos von ihrer Trägheit her, welche sie sich sogar zur Ehre anrechnen. Die Bewohner der Gebirge gehen lieber ganz nackend, als daß sie sich die Mühe geben sollten, sich Kleider zu verfertigen, ob es gleich auf den Gebirgen sehr kalt ist. Was sie nothwendig zu ihrer Bedeckung brauchen, kaufen sie von den Ancas, welche Vieh halten und die Wolle davon zu ihrem Gebrauche benutzen. — Die Serranos säen Getreide, welches sie zwischen zwei Steinen zermalmen, um eine Art Kuchen daraus zu machen. Sie schlachten ihre Schaafe nicht, um sie zu essen, sondern öffnen, wenn sie hungrig sind, ihnen eine Ader und trinken das Blut. Sie haben Kupfer und andere Metalle, die sie zusammenschmelzen, um daraus Gebisse und Sporhen zu verfertigen; allein nur wenige thun dieses, weil ihnen diese Arbeit zu schwer vorkommt *).

Die Widaher hingegen, welche ebenfalls unter einem sehr heißen Himmelsstriche wohnen, sind sehr arbeitsam. Männer und Weiber setzen beständig ihre Arbeit fort, bis sie vollendet ist. Außer dem Ackerbaue spinnen die Männer Baumwolle, weben schöne Zeuge, machen hölzernes Hausgeräth, Lanzen, Schmiedearbeit und viele andere Sachen. Die Weiber gehen indessen auch nicht müßig. Sie brauen Bier, richten Eßwaaren zu,

*) Charlevoix a. O. Buch XVI. S. 301.

die sie, nebst den Waaren ihres Ehemannes, auf den Markt zum Verkaufe bringen, und ein jeder bemüht sich, den andern zu übertreffen *). Was dieses Volk aus seiner Trägheit geweckt hat, kann ich nicht sagen.

Aus diesen Beispielen, denen ich noch weit mehrere beifügen konnte, erhellet, daß die Völker der warmen Himmelsstriche nicht alle träge sind, und die Geschichte lehrt uns auch, daß diejenigen, die unter den kältern Himmelsstrichen wohnen, eben so träge sind, als viele von jenen, die unter den warmen wohnen, daß folglich das Klima hierin keinen Unterschied macht. — Ich will zum Beweise die Nordamerikaner erwähnen, die in den westlichen Gegenden von Amerika wohnen. Wenn sie Vorrath haben, sind sie träge und unthätig; unermüdet aber, wenn sie auf der Jagd sind, oder gegen ihre Feinde ziehen. Hunger und Rache sind also die einzigen Triebfedern, die sie in Bewegung setzen können. Die Trägheit, der sie von Natur ergeben sind, macht, daß sie sich keine Mühe geben, ihre Umstände zu verbessern, oder sich einen reichlichern Unterhalt zu verschaffen. Wenn sie ohne Mühe in der Nähe so viel finden können, als sie bedürfen, so leben sie ohne Sorgen, ruhig und zufrieden **).

Das Nämliche gilt von den Kamtschadalen. Ihre größte Lust ist, immer ohne Sorgen, froh und mit ihrem Zustande zufrieden leben zu können. Sie haben keine Lust, mehr zu arbeiten, als nöthig ist, um sich und ihre Familie zu unterhalten. Haben sie so viel gesammelt, als ihnen hinlänglich scheint, so sammeln sie nichts mehr, wenn auch die Fische zu ihnen aufs Land und die Thiere in ihre Hütten hinein kämen. Kommen sie in ihrer Rechnung zu kurz und stellt der Hunger sich ein, so suchen sie ihn dadurch

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. IV. S. 510.

**) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 16. und Kap. 3.

zu stillen, daß sie Wirbelwinde, Säcke, alte S[illegible]
alles, was von Leder gemacht ist, verzehren. S[illegible]
nicht auf die Jagd oder aus ihrem Hause hinaus, [illegible]
äusserste Noth sie dazu zwingt, und dann gehen sie [illegible]
nicht weiter, als daß sie des Abends wieder zu Hause seyn
können *).

Das Klima kann also keine Hauptursache der unbeschreiblichen Trägheit und Faulheit seyn, welche die wilden und rohen Völker überhaupt beherrscht; denn diesen Zug ihres Charakters findet man unter allen Himmelsstrichen, wenn nicht äußere Umstände sie aus ihrem Schlummer geweckt haben. Ich habe auch bewiesen, daß die mehr oder weniger natürliche Lebhaftigkeit eines Volks nichts zur Sache thue. Die lebhaftesten und muntersten Völker sind eben so träge und der Arbeit eben so abgeneigt, als die phlegmatischen. Man darf also wohl behaupten, daß Trägheit zu dem natürlichen Charakter des Menschen gehöre. Kräfte zur Thätigkeit sind in die Natur des Menschen gelegt, werden aber nur durch eine dringende Noth geweckt. So lange der Mensch in einem thierischen Zustande lebt, gleicht er auch darin dem Thiere, welches sich nur um die ersten Bedürfnisse des Lebens bemühet, und gleich ruhet, wenn diese Bedürfnisse befriedigt sind.

Das ist Bedürfniß, das ist die äußerste Noth, die den von Natur trägen Menschen aus seinem Schlummer zur Thätigkeit weckt. Und wie das Bedürfniß zunimmt, so nimmt auch die Thätigkeit zu. Wäre er nicht durch Hunger, Durst und Kälte geweckt, wäre er nicht in die Nothwendigkeit gesetzt worden, die wilden Thiere zu verfolgen und sich gegen seine Feinde zu schützen, so würde sein starker Hang zum Müßiggange wohl kaum überwunden worden seyn. So findet man es bei den Einwohnern von Sumatra. Da die Natur ihnen hier mit leichter Mühe alles verschafft, was sie zu ihrem Unterhalte bedürfen, so sind sie auch

*) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Kap. 25.

sehr faul. Um die Zukunft sorgen sie nicht, weil sie nur wenige Bedürfnisse haben. Künste und Wissenschaften haben den Kreis ihrer Begierden nicht erweitert und die mannichfaltigen Verfeinerungen der Ueppigkeit sind ihnen ganz unbekannt. Hier ist also nichts, was sie wecken kann; sie bleiben daher faul und träge *).

Wenn die Fruchtbarkeit der Natur sich zu der Genügsamkeit der Einwohner gesellt; wenn jene ihre Gaben freiwillig ihnen darbietet und ihre Wünsche sich nicht weiter erstrecken, als auf diese Gaben: so ist keine Triebfeder zur Thätigkeit da, und der Mensch folgt ungestört seinem natürlichen Hange zur Trägheit. So gibt es Negerstämme, die von Natur lustige Laune, einen lebhaften und durchdringenden Verstand haben, die also von Natur nicht phlegmatisch sind; die aber doch so faul sind, daß sie nur arbeiten, wenn sie die Noth dazu zwingt; nicht, um Vermögen zu sammeln, sondern blos um zu leben. Wenn Bedürfniß den Neger nicht zur Arbeit nöthigte, so würde er in gänzlicher Unthätigkeit, mit Tanz und Ergötzungen, die er über alles liebt, die Zeit zubringen. Seine Jugend bringt er mit Ausschweifungen, seine männlichen Jahre mit Trägheit und seine letzten Jahre ohne alle Vorwürfe des Gewissens zu. Er behauptet stets eine Gemüthsruhe, die den meisten Menschen unbekannt ist. Er fürchtet die Zukunft nicht und sieht nicht mit Mißvergnügen auf die Vergangenheit zurück, die er wohl genossen zu haben glaubt. Entwürfe zum Glück beschäftigen ihn nie. Er hat keinen Wunsch, als von einem Tage zum andern zu leben. Wenn er Reis und Hirse hat, dann ist er zufrieden. Kann er, außer diesen Speisen, noch Branntwein erhalten, so glaubt er, seiner Meinung nach, nicht glückseliger werden zu können **).

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 223. ff.

**) Neue Geschichte des französischen Afrika, von Abbé Demanet. B. II. S. 5. ff.

Diese Gemüthsruhe, diese Genügsamkeit können nicht Glückseligkeit genannt werden; denn Brutalität würde dann auch Glückseligkeit seyn. Diese Neger befinden sich in einem ganz thierischen Zustande. Ihre Genügsamkeit und Ruhe sind die Ruhe der Thiere, die nur an das Bedürfniß des Augenblicks und an die Befriedigung desselben denken. Daraus folgt aber auch, daß diese Genügsamkeit, in Verbindung mit einer üppigen Natur, die Ursache ihrer Trägheit und Unthätigkeit werden müsse.

Wenn nicht ein fremdes, kultivirtes Volk in die Länder dieser halbthierischen Menschen einrückt; wenn es nicht durch Klugheit oder Furcht sie aus ihrem Schlummer weckt; oder wenn nicht ein seltener Mann, mit außerordentlichen Gaben ausgerüstet, unter ihnen aufsteht, sie ermuntert und leitet; so wird die Thätigkeit bei diesen Menschen nur durch Bedürfniß und Noth erweckt. Wie diese zunehmen, so nimmt auch die Thätigkeit zu; und fängt die Ungenügsamkeit an, sich zu der Befriedigung der Bedürfnisse zu gesellen; so entwickelt sich die schlummernde Kraft des Menschen um so viel leichter und wird immer wirksamer.

Durch die, mit der Herbeischaffung der Nothdurft verbundene, Schwierigkeit werden die Kräfte des Geistes und des Körpers in Bewegung gesetzt, die Geistesfähigkeiten geweckt, und je mehr sie geweckt und geübt werden, desto mehr wachen die schlummernden Begierden auf. Diese entwickeln sich. Mit ihrer Entwickelung fühlt der Mensch mehrere Bedürfnisse, und wie diese zunehmen, so nimmt seine Thätigkeit zu. Er bedarf allmählich viel, was er sich nicht selbst verschaffen kann. Jetzt denkt er an Tauschhandel mit andern Nationen; und da er ihre Waaren nicht vertauschen kann, ohne ihnen Ersatz dafür zu geben: so muß er nachsinnen, wie er solche Dinge in seinem Lande hervorbringen kann, die andere von ihm haben wollen.

Jetzt geht die Kunst- und Verstandeskultur an. Zu diesen gesellt sich allmählich die Ueppigkeit. Den wirklichen oder chimärischen Bedürfnisse des Menschen wird hier-

durch ein größerer Wirkungskreis geöffnet. Daraus entstehen viele Bedürfnisse, aus diesen wieder mehr Thätigkeit. So wird die natürliche Trägheit des Menschen erst durch wirkliche Bedürfnisse überwunden. Die Thätigkeit beginnt mit dem wirklichen und nimmt dereinst mit dem chimärischen Bedürfnisse zu. So können allmählich aus Hottentotten Engländer, aus Negern Franzosen werden.

Ist die Thätigkeit erst bei einem Volke geweckt, so kann die Regierung zur Einschränkung oder Erweiterung derselben viel beitragen und ihr die rechte Richtung geben. Wenn man der angehenden Thätigkeit ihren Lauf läßt; wenn man sie blos da leitet, wo sie eine schiefe Wendung nehmen, und da unterstützt, wo sie durch gar zu mächtige Hindernisse gehemmt werden möchte: so geht sie mit raschen Schritten vorwärts, wie unter den Indianern und Chinesen. Raubt die Regierung hingegen die Früchte der Arbeit und Thätigkeit eines Volkes, so hat dies Unthätigkeit und Trägheit zur Folge. So sind die Aegyptier durch die Plünderungen und Unterdrückungen der Mameluken in eine fast thierische Unthätigkeit gesunken. Man arbeitet nicht, wo nichts zu hoffen ist. Wo der Mächtigere den Schwächern ungestraft plündern kann, da arbeitet man nur, um sich die ersten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen.

Kap. 4.

Unreinlichkeit.

Unreinlichkeit ist, wie Trägheit, ein Hauptzug des Charakters der wilden und ganz rohen Völker. In der Trägheit ist der rohe Mensch dem Thiere gleich; in der Unreinlichkeit steht er aber vielen Thieren weit nach.

Die Unreinlichkeit, die man bei den wilden und rohen

Menschen findet, ist durchaus keine Folge des Klima's, worin sie wohnen. Dieser Zug im Charakter des Menschen wird, ohne Unterschied, unter allen Himmelsstrichen, von einem Pole zum andern, gefunden, und scheint mit der Natur des Menschen unzertrennlich verbunden zu seyn, so lange er in seinem thierischen oder rohen Zustande lebt. Die Völkerschaften weichen in diesem Stücke, nur in Ansehung der Art und des Grades, von einander ab.

Die gebornen Sumatraner, die unter einem sehr heißen Himmelsstriche wohnen, haben einige schlechte, aber auch viele gute Seiten. Auf der einen Seite sind sie faul, zänkisch, dem Spiele ergeben, betrügerisch in ihren Geschäften mit Fremden, was sie nicht einmal für ein Laster halten; desgleichen mißtrauisch, lügenhaft, niederträchtig und sklavisch gesinnt. Auf der andern Seite hingegen sind sie sanftmüthig, friedlich, duldsam, wenn sie nicht auf eine heftige Art zum Zorne gereizt werden, in welchem Falle sie in ihrer Rache unversöhnlich sind. Sie sind mäßig und genügsam sowohl im Essen, als im Trinken. Sie nähren sich am meisten vom Pflanzenreiche und das Wasser ist ihr einziges Getränk. Wenn sie auch um eines Fremden willen, den sie vorher nie gesehen haben, ein Huhn oder eine Ziege schlachten, so thun sie es doch niemals um ihrentwillen. Selbst an ihren Festtagen essen sie selten etwas anderes, als Reis. Ihre Gastfreiheit geht sehr weit und wird nur durch ihr Vermögen begränzt. Geiz ist also nicht die Quelle ihrer Mäßigkeit. In Hinsicht auf das andere Geschlecht sind sie sehr enthaltsam, ohne gefühllos zu seyn. Sie sind sittsam, sehr vorsichtig in ihren Ausdrücken, höflich in ihrem Betragen, ernsthaft, so daß sie nur selten lachen. Sollte man wohl glauben, daß Menschen, welche so viel Kultur der Sitten haben, an Reinlichkeit keinen Geschmack fänden? Allein so weit geht bis jetzt ihre Kultur nicht. Ihre Unreinlichkeit klebt ihnen noch von ihrem ganz rohen Zustande an. Zwar sind sie, was ihre Person betrifft, reinlich; in Hinsicht auf ihre Klei-

der aber sind sie sehr unreinlich, weil sie diese niemals waschen *).

So wie die Sumatraner in Ansehung ihrer Kleider unreinlich sind, so sind es die Hottentotten in Ansehung ihrer Person. Jene waschen niemals ihre Kleider, diese niemals ihre Körper. Die Unreinlichkeit ist daher so tief in ihre Haut eingedrungen, daß man kaum unterscheiden kann, welche ihre rechte Farbe ist; sie sind aber schwarz, wie Ruß **). Ein anderer Beweis ihrer Schweinereien ist, daß sie Läuse essen. Ihre unbeschreibliche Unreinlichkeit, in Verbindung mit der Hitze des Klima's, macht sie so voll Läuse, daß diese haufenweise auf ihren Leibern und Pelzen herumkriechen. Wenn sie ihren Mantel rütteln, oder ihn an einen Baum hängen, um ihn auszuklopfen, so fällt dies Ungeziefer zu Tausenden herab und bedeckt die Erde. Dessen ungeachtet bleiben eben so viele, des Fettes wegen, am Pelze hängen, womit er beschmiert ist. Die Stellen, wo sie sitzen, sind voll davon. Um ihre Dörfer herum wimmelt alles davon. Wenn sie sich reinigen, suchen sie die fettesten aus und verschlucken sie ***). Noch ein Beweis ihrer Unreinlichkeit ist ihre Art zu essen. Wenn sie ein schmales Stück von einem Thiere geschnitten haben, drehen sie es mit dem Messer so lange um, bis sie einen Streifen Fleisch von zwei bis drei Ellen erhalten haben. Das ganze Thier wird gleich in solche Stücke geschnitten, und während einige hiermit beschäftigt sind, und die Stücke an Gebüsche hängen, rösten die andern sie über Kohlen. Wenn das Fleisch warm ist, nehmen sie es mit beiden Händen, stecken das eine Ende eines solchen Streifens in

---

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 223. ff.

**) Cook's Reise um die Welt, in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. IV. S. 810.

***) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. I. Kap. 16.

den Mund und haben in kurzer Zeit eine Elle hinunter geschluckt. Die Asche des Holzes, die an dem Fleische hängen bleibt, dient ihnen als Salz. Wenn sie gespeist haben, reinigen sie die Hände dadurch, daß sie diese auf ihrem Leibe abwischen. Wenn das Fett sich auf diese Art ein Jahr gesammelt hat und mit Staub vermischt worden ist, so überzieht es zuletzt den Leib mit einer dicken, schwarzen Kruste, welche die wirkliche Farbe der Haut ganz verbirgt. Diese entdeckt man blos auf dem Gesichte und an den Händen, welche sie durch Reiben mit Kuhmist ein wenig reiner halten *). Es scheint aber, daß das Reinigungsmittel nicht viel reinlicher sey, als die Unreinlichkeiten, die dadurch abgewischt werden sollen. Das heißt nur, die eine Unreinlichkeit mit der andern vertauschen.

Von diesen heißesten Gegenden Afrika's will ich zu den kältesten Gegenden Asiens und Amerika's hinauf steigen, und ich finde den Menschen in dem einen Klima der Unreinlichkeit eben so ergeben, als in dem andern. Den Einwohnern von Unalaschka ist das Ungeziefer, das sich häufig genug bei ihnen findet, eine eben so leckerhafte Speise, als den Hottentotten. Sie verschlingen den Schleim aus ihren Nasen. Wenn sie sich, nach ihrer Gewohnheit, erst mit Urin und dann mit Wasser gewaschen haben, so lecken sie ihre Hände wieder trocken. Sind sie krank und es ist ein Aderlaß erforderlich, so öffnen sie eine Ader mit einem scharfen Steine und saugen dem Patienten das Blut aus **).

Die Unreinlichkeit der Grönländer geht eben so weit. Sie sind jenen hierin so völlig gleich, als wenn sie Nachbarn wären. Sie waschen sich selten. Wenn die Manns-

---

*) Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika, von Sprengel. S. 147. ff.

**) Auszug aus Kapitain Krenitzins Journal; in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel, Thl. I. S. 239.

personen aus der See zurückkommen und sich waschen wollen, so lecken sie blos die Finger ab und streichen diese, wie die Katzen, über die Augen, damit das salzige Seewasser herauskomme. Die Frauenzimmer waschen sich in ihrem Urine, damit ihre Haare wachsen und einen lieblichen Geruch von sich geben sollen. Wenn ein Mädchen sich auf diese Art gewaschen hat, so sagt man von ihm: es riecht jungferhaft. Sie waschen sich nicht einmal nachher mit Wasser ab, wie die Bewohner von Unalaschka, wahrscheinlich um diesen lieblichen Geruch nicht zu verlieren. Indessen ist das gut, daß man diesen Damen die Hände nicht küssen darf. — Die Grönländer essen mit ihren Hunden aus denselben Schüsseln, ohne sie vorher zu reinigen. Sie essen Läuse und anderes Ungeziefer, das ihnen und andern abgenommen wird. Den Schweiß streichen sie, damit er nicht verloren gehe, mit einem Messer vom Gesichte und lecken ihn auf. Sie schämen sich nicht, im Beiseyn anderer ihre Nothdurft zu verrichten. Jede Familie hat vorn in ihrem Raume eine Gelte stehen, worein sie ihr Wasser lassen, welches stehen bleibt, bis es riecht, alsdann legen sie die Felle in dasselbe, die zubereitet werden sollen. Man kann sich vorstellen, daß dieses einen unausstehlichen Gestank verursachen muß, des Gestankes nicht zu erwähnen, der aus dem faulen Fleische und Speck entsteht, welches sie unter ihre Bänke werfen *).

Die Einwohner von Nutkasund, auf der nordwestlichen Küste von Amerika, sind nicht reinlicher, als die Grönländer. Bei ihren Mahlzeiten geht es sehr ekelhaft zu. Die Tröge und Schüsseln, worin sie ihre Speisen auftragen, werden nie gereinigt. Alle feste Speise, oder zähes Fleisch, wird mit den Händen und

*) Det gamle Grönlands nye Perlustration eller Naturelhistorie af Hans Egede. Kap. 2.

Zähnen zerrissen; denn so gut sie sich auch der Messer zu bedienen verstehen, um größere Portionen abzusondern, so ist es ihnen doch noch nicht eingefallen, diese auf eben die Art in kleinere Stücke zu zertheilen. Sie haben so wenig Begriff von Reinlichkeit, daß sie die Wurzeln so, wie sie sie ausgraben, essen und nicht einmal die Erde, die daran hängt, davon abschütteln. Unordnung, Unreinlichkeit und Gestank herrschen auf gleiche Weise in ihren Wohnungen; denn sie pflegen nicht nur ihre Fische darinnen zu trocknen, sondern nehmen sie auch daselbst aus und lassen die Eingeweide auf dem Boden liegen. Hier häufen sich dieselben mit den Gräten und Ueberbleibseln von Speisen so an, daß sie sie nicht eher wegräumen, als bis die Haufen zu groß werden, um darüber weggehen zu können. Ihre Hütten sind daher so schmutzig, wie Schweinställe; alles darin riecht nach Fischen, Thran und Rauch *).

Dieselben Unreinlichkeiten findet man bei den Einwohnern von Port-Mulgrare. Sie haben die armseligsten Hütten, die man sich denken kann. Sie bestehen nur aus einigen Stangen, die ohne alle Ordnung und Regelmäßigkeit in die Erde gesteckt und mit einigen schlechten Bretern belegt sind, die sie weder vor Regen noch Schnee schützen können. Diese schlechte Einrichtung kommt wohl zum Theil daher, daß sie nicht lange an demselben Orte bleiben; denn fangen sie an, Fische oder Landthiere an einem Orte zu vermissen, so nehmen sie ihre Häuser auf und bringen das Zimmerwerk wo anders hin, wo sie es mit derselben Nachlässigkeit wieder aufrichten. Allein so schlecht ihre Hütten auch sind, so könnten sie sie doch rein halten, wenn sie nur den geringsten Geschmack an Reinlichkeit fänden. Es ist nicht einmal hier eine Oeffnung für den Rauch. Er muß durch die Oeffnungen zwischen den Bretern hinaus dringen. Das Innere dieser Hütten ist außerdem ein tref-

---

*) Cooks dritte Entdeckungsreise von Georg Forster. B. III. S. 63. u. 79.

fendes Bild der Unreinlichkeit und Trägheit ihrer Bewohner. In einen Winkel werfen sie die Knochen und andere Ueberreste ihrer Speisen. In einem andern bewahren sie Haufen von verdorbenen Fischen, Stücke von stinkendem Fleische, Oel und dergleichen auf. Kurz das Ganze zeigt, in welchem elenden Zustande Menschen leben und doch zufrieden seyn können; denn diese Menschen scheinen mit ihrem Zustande wohl zufrieden zu seyn. So kann die menschliche Natur sich an alles gewöhnen *).

Nicht reinlicher sind die Einwohner an dem französischen Hafen, auf der westlichen Küste von Nordamerika. Zu ihren Speisen haben sie nichts als hölzerne Gefäße, und da diese nicht ans Feuer gesetzt werden können, so kochen sie das Wasser darin mit heißen Steinen, die sie so lange hinein werfen, bis die Speisen gahr sind. Diese hölzernen Gefäße dienen ihnen statt Kochtopf, Schüssel und Teller und werden nie gereinigt. In der Mitte ihrer Hütten brennt ein Feuer, über welchem sie Heilbutten und Lächse in den Rauch hängen. Diese Hütten sind nicht allein eben so schmutzig, wie die Hütten der oben erwähnten, daß man die Höhle eines wilden Thieres nicht damit vergleichen kann, sondern die Bewohner derselben zeichnen sich noch vor den andern durch eine andere Art von Unreinlichkeit aus. Kein natürliches Bedürfniß führt sie zwei Schritte davon weg; auch suchen sie bei diesen Gelegenheiten weder Schatten, noch Einsamkeit, sondern setzen die angefangene Unterredung fort, als hätten sie keinen Augenblick zu verlieren, und sind sie eben bei der Mahlzeit, so nehmen sie sogleich ihre Stelle wieder ein, von der sie sich nicht weit entfernt hatten **).

---

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Thl. II. S. 113. ff.

**) La Perouse's Reise um die Welt, B. I.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVI. S. 328. u. 329.

Ich will noch blos der Ostiaken erwähnen. Ihre Hütten werden von mehr als einer Familie bewohnt. In einigen wohnen drei bis sechs, in andern gegen dreißig Familien. Man kann sich leicht vorstellen, daß in solchen Hütten nicht viel Ordnung und Reinlichkeit herrschen kann. Die Mütter hängen, um Platz für ihren Hausrath und andere Dinge zu gewinnen, ihre Kinder in Wiegen auf, die aus Birkenrinde gemacht sind, und schnüren sie darin fest. Das Lager der Erwachsenen ist auf der Erde zurecht gemacht und besteht aus Rennthierhäuten und Heu. Zuweilen haben sie niedrige Schlafbänke, worunter ihre besten Hunde liegen, besonders diejenigen, die Junge haben. Mitten in der Hütte ist ein allgemeiner Heerd, wobei ein jeder seine Speisen zubereitet, so oft ihm die Lust dazu ankommt, und wo der Ueberrest von den Fischen für die Hunde gebraten wird. Dieses beständige Braten verursacht, daß der Boden in den Winterhütten mit Ruß ganz überzogen ist, der in Zacken hinab hängt. An diesem Feuer trocknen sie auch die überflüssigen Fische. Welchen entsetzlichen Dunst und Gestank alles dieses, und noch mehr die Unreinlichkeiten von Menschen und Hunden, welche niemals weggeschafft werden, hier verursachen müssen, kann man sich leicht vorstellen. Man kann sich ohnedies die Unreinlichkeit dieser Menschen nicht ekelhaft genug vorstellen. Das Händewaschen ist bei ihnen unbekannt, außer daß die Weiber, wenn sie die Fische aus den Kesseln nehmen, einen Theil ihrer Unreinlichkeiten bei dieser Gelegenheit abspülen, und die Hände darauf an ihren Pelzen abwischen. Kein Gefäß wird gereinigt, obgleich Menschen und Hunde aus demselben essen. — Doch darf man sich nicht wundern, daß die Ostiaken aus Schüsseln essen können, die ihre Hunde rein geleckt haben, wenn sogar unsre feine Damen sich von ihren Hunden den Mund können belecken lassen. — Unter ihre abscheulichsten Schweinereien ist aber dies zu rechnen, daß die Weiber alles das Ungeziefer essen, welches sie zum Zeitvertreibe in ihren müßigen Stunden den Köpfen

ihrer Männer abnehmen. Was alle diese Unreinlichkeiten, die letzte ausgenommen, gewissermaßen entschuldigen könnte, wäre dies, daß die Weiber, welche die Hütten rein halten sollen, mit allen häuslichen Arbeiten belastet sind, und von den Männern eher für Sklavinnen, als für Weiber, gehalten werden. Wenn man die Jagd, den Fischfang und das dazu gehörige Geräth ausnimmt, so bekümmert sich der Mann um nichts. Die Hütten aufzusetzen und herab zu nehmen, die Fische zu reinigen, die Speisen zu kochen, die Kleider der Männer zu trocknen, zu nähen und zu flicken, die Häute zuzubereiten und zu gärben, kurz alles kommt den Weibern zu, außer die Jagd und Fischerei. — Die Weiber der Ostiaken haben also zwar Arbeit genug; liebten sie aber die Unreinlichkeit nicht, hätten sie einen Widerwillen dagegen, so bekämen sie wohl Zeit zur Reinigung. Die Männer, die sie mit Arbeit nicht verschonen, könnten sie auch zur Reinlichkeit anhalten. Man sieht aber, daß sie durchaus kein Gefühl dafür haben *). —

Ich darf wohl nicht mehrere Beispiele anführen, um den Leser zu überzeugen, daß die Unreinlichkeit dem Menschen anklebe. Man findet ihn unter allen Himmelsstrichen der Unreinlichkeit ergeben, sowohl unter den heißen, als unter den kältern und den kältesten. Dieser Naturfehler ist also keine Folge des Himmelsstriches. Man findet ihn bei Hottentotten und Grönländern. Nur durch Kultur und Grundsätze der Religion kann er gehoben werden. Die Erfahrung lehrt daher, daß auch bei uns der rohe, gemeine Haufe blos nach Maßgabe seiner Kultur gegen Unreinlichkeit gleichgültig ist. Auch bei uns gibt es Menschen, die das Gesicht und die Hände wohl niemals waschen, und Bauerhäuser, wo die kleineren Hausthiere mit ihren Unreinlichkeiten sich im Winter aufhalten, wie die Hunde bei den Ostiaken.

---

*) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Thl. III. S. 43. ff.

Liebe zur Reinlichkeit wird nur durch die aufkeimende Kultur geweckt und nimmt mit derselben zu. Daher lieben überhaupt, selbst in einem und demselben Lande, die kultivirten Stände die Reinlichkeit mehr, als die rohen; die Chinesen mehr, als die Sumatraner, obgleich beide Nationen unter einem warmen Himmelsstriche wohnen; die Otaheitier mehr, als die Hottentotten. Ich werde gehörigen Orts zeigen, daß die Otaheitier nach ihrer Art ziemliche Fortschritte in der Kunstkultur gemacht und daher auch mehr Gefühl für Reinlichkeit haben, als andere Völker, denen es an dieser Kultur mangelt. Die Kunstkultur setzt einen gewissen Grad von Verstandeskultur voraus, er sey so klein, wie er wolle. Durch diese geht der Mensch aus seinem thierischen Zustande heraus, und je mehr er sich dadurch über das Thier erhebt, desto mehr muß er Unreinlichkeit verabscheuen. Es sind daher auch nur die wilden und ganz rohen Menschenarten, die der obgedachten Unreinlichkeit ergeben sind; und diese muß auch nach Maßgabe der Bildung des Verstandes ab- oder zunehmen.

Die Otaheitier haben so viel Kultur erhalten, daß sie die Reinlichkeit lieben. Beide Geschlechter baden den ganzen Körper dreimal des Tages in fließendem Wasser, des Morgens, wenn sie aufstehen, des Mittags und des Abends, ehe sie zu Bette gehen, ihre Wohnungen mögen nahe am Meere oder Flusse, oder weit davon liegen. Bei ihren Mahlzeiten waschen sie nicht allein den Mund, sondern auch die Hände, und das beinahe bei jedem Bissen. Eben so reinlich und frei von Flecken halten sie ihre Kleider, weshalb man auch in dem größten Gedränge voll Menschen kein Ungemach empfindet, als von der Hitze, welches unter dem gemeinen Volke der gesittetsten Nationen in Europa schwerlich Statt findet *). Diese Reinlichkeit kann man der Wärme des Klima's, die sie dazu zwin-

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. III. S. 514.

gen konnte, kaum beimessen; denn andere Völkerschaften unter eben so warmen Himmelsstrichen kennen diese Reinlichkeit nicht. Es muß der höhere Grad von Kultur seyn, den sie vor andern voraus haben, der sie aus dem thierischen Zustande und dadurch zugleich aus der thierisch-unreinlichen Lebensart herausgebracht hat.

Ein anderes Mittel, die Unreinlichkeit der rohen Völker abzuschaffen, wären religiöse Grundsätze. Zoroaster machte daher die äußere Reinlichkeit zu einer Glaubenssache. Nach seiner Lehre konnten die Perser dadurch sich den Anfällen des bösen Wesens Ahriman und den bösen Geistern widersetzen. Diese Vorstellung wirkte auch bei diesem Volke so viel, daß sie auf die äußere Reinlichkeit mit vieler Genauigkeit hielten. Bei den Indianern machen auch dergleichen Reinigungen einen Theil ihrer religiösen Uebungen aus. Ihre heiligen Bücher verpflichten sie, den ganzen Körper täglich drei Mal oder wenigstens ein Mal zu waschen, ehe sie speisen und ehe sie in die Tempel gehen *).

Auch nach den mahomedanischen Lehrsätzen ist die äußere Reinigung eine Glaubenssache. — Die Einwohner von Darfur sind Mahomedaner; sie zeichnen sich daher vor andern rohen Völkern durch Reinlichkeit aus, aber nach ihrer Art. An allen Theilen des Leibes, außer auf dem Haupte, raufen sie sich das Haar aus, wahrscheinlich in der Absicht, die Reinlichkeit dadurch zu befördern. Sie waschen zwar selten den Leib, kennen auch nicht den Gebrauch der Seife, bestreichen sich aber statt derselben die Haut mit Salbe, welches die Stelle der Abwaschung und Reinigung vertritt. Sie verfertigen auch eine Art Mehlteig, den sie, mit Butter vermischt, auf die Haut streichen und so lange reiben, bis er völlig trocken wird. Dieses gibt der Haut nicht nur ein besseres Ansehen, sondern

*) Mine historisk-philosophiske Undersögelser over de oldste Folkeslagters religiöse og philosophiske Meninger. S. 282. og 416.

nimmt auch alle die Unreinlichkeiten hinweg, die von der Transpiration herrühren. Diese Operation, die zur Beförderung der Reinlichkeit für sie wichtig ist, da sie keine Bäder haben, wird von Sklavinnen verrichtet, die sehr geschickt damit umzugehen wissen. *). Diese Reinigungsart der Darfuren ist zwar ganz sonderbar; sie zeigt aber doch, daß sie Gefühl für Reinlichkeit haben, und da sie ein sehr rohes Volk sind, so glaube ich, daß diese Reinlichkeit bloß ihren Religionsprincipien zuzuschreiben sey.

Bei den Arabern, die auch Anhänger Mohameds sind, findet man eine weit größere Reinlichkeit des Leibes, als sonst bei einem europäischen Volke. Sie waschen und baden sich nicht allein fleißig, sondern schneiden auch die Haare von den Ohren und der Nase ab und suchen übrigens die Haare allenthalben am Leibe wegzuschaffen, damit keine Unreinlichkeit sich irgendwo ansetzen möge. Dieselbe Reinlichkeit zeigen sie auch in andern Dingen. Rührt jemand mit einer nassen Hand einen todten Körper an, so wird er für unrein gehalten, kann aber durch Waschen bald wieder gereinigt werden. Rührt er das Aas eines Hundes oder eines Schweines an, so muß er sich sieben Mal waschen. Hat ein Hund aus einem Gefäße getrunken, so muß es auch sieben Mal gewaschen werden, ehe ein Mahomedaner es zum Trinken wieder brauchen kann. Sie sind auch verpflichtet, ihre Nägel so kurz zu halten, daß keine Unreinlichkeit sich darunter ansetzen kann, weil sie glauben, daß ihre Gebete unkräftig sind, wenn sie selbst die geringste Unreinlichkeit an ihrem Leibe haben. Diese Reinlichkeit, die bei ihnen eine Glaubenssache ist, macht, wie Niebuhr sagt, daß man mit weniger Ekel mit ihnen speisen kann, ob sie gleich nur die Finger brauchen und weder Löffel, noch Ga-

*) Brown's Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. I. S. 337.

keln haben. Allein sie waschen auch Hände, Mund und Nase, gewöhnlich mit Seife, ehe sie essen *).

So haben die Gesetzgeber der Völker, gleich einem Moses, den natürlichen Hang des Menschen zur Unreinlichkeit zu hemmen und Reinlichkeit dadurch einzuführen gesucht, daß sie sie zu einer Glaubenssache machten. Wo die steigende Kultur sich allmählich mit den Grundsätzen der Religion vereinigt hat, da ist es natürlich, daß Liebe zur Reinlichkeit auch einen beträchtlichen Zuwachs und mancherlei Verfeinerungen erhalten hat. So findet man es bei den Persern. Ob gleich einige europäische Nationen die Reinlichkeit so weit, wie möglich, zu treiben suchten, so haben sie doch kaum in diesem Stücke die Perser erreicht. In ihren Häusern und Zimmern leiden sie nicht die geringste Unreinlichkeit. Die Mitte des Fußbodens ist bei den Vornehmern mit sehr schönen Teppichen belegt, und an den Seiten ist Filz von Kameelhaaren ausgebreitet, worauf sie sich setzen. Geringe Leute brauchen statt derer Binsenmatten. — Kein Perser tritt in sein eigenes, oder in ein fremdes Zimmer hinein, ohne seine Schuhe erst abzulegen. Kein Perser spukt in ein Zimmer, ob er gleich so stark Tabak raucht, daß der Rauch durch die Nase geht. Auf ihren Kleidern muß alles nett und sauber seyn. Sie waschen sich sehr oft, wenn sie beten, wenn sie ihre Nothdurft verrichtet haben, wenn sie zu Tische gehen und wenn sie wieder aufstehen. Wenn sie glauben, etwas angerührt zu haben, das unrein gewesen ist, so waschen sie sich. Sie gehen fast täglich in die Badestuben, und nach jedem Beischlafe muß es unausbleiblich geschehen. An jedem Orte sind daher theils öffentliche, theils Privatbadestuben **).

---

*) Niebuhrs Reisebeschreibung nach Arabien, in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. XVIII. S. 114. u. 117.

**) Gmelins Reise durch Rußland. 4. St. B. XVIII. S. 380. ff.

Welch ein Abstand zwischen Grönländern, Ostiaken, Hottentotten und Persern! So tief kann der Mensch ohne Kultur zur Unreinlichkeit herab sinken; so hoch kann er durch die Kultur in der Reinlichkeit und der Verfeinerung derselben steigen.

Kap. 5.

Liederlichkeit und Schamlosigkeit.

Liederlichkeit und Schamlosigkeit sind zwei Charakterzüge fast aller wilden und rohen Völker, obgleich der erstere noch allgemeiner ist, als der letztere. Diejenigen, die liederlich sind, sind darum nicht alle schamlos. — Denjenigen nenne ich liederlich, der in der Liebe ausschweift, ohne sich an die Regeln zu binden, welche die Gesetze des Staats oder der Natur vorschreiben, der, gleich dem Thiere, mit dem Gegenstande seiner Liebe beständig abwechselt und dabei an nichts, als an die bloße Befriedigung eines sinnlichen Triebes denkt. Schamlos ist derjenige, der sich nicht einmal seiner Ausschweifungen schämt. Der Schamhafte kann liederlich seyn; er verbirgt aber, so viel wie möglich, seine sinnlichen Ausschweifungen. Der Liederliche ist nicht immer schamlos. Ich sondere daher diese Züge von einander ab, da sie nicht immer bei den rohen Völkern mit einander vereinigt sind.

Liederlichkeit und Schamlosigkeit sind Laster, die man besonders unter den warmen Himmelsstrichen findet. Hier ist der Trieb der Liebe stärker, die Phantasie lebhafter. Wo der Mensch in einem halb oder ganz thierischen Zustande lebt, muß er auch in diesem Stücke dem Thiere mehr oder weniger gleichen. Er wechselt, wie das Thier, jeden Augenblick den Gegenstand seines Geschlechtstriebes, und

schwingt sich, gleich dem Thiere, nicht; diesen Trieb bloß sinnlich zu befriedigen, und mit dem Gegenstande dessel- ben abzuwechseln. Die Liebe eines solchen Menschen bleibt also, so lange er im thierischen Zustande lebt, viehisch, wie er selbst ist. Allein diese Brutalität äußert sich doch in einem höhern Grade unter den wärmern Himmelsstrichen, als unter den kältern; weil, wie gesagt, der Geschlechts- trieb stärker unter jenen ist, als unter diesen.

Dies sey indeß nur überhaupt gesagt. Diese Regel ist nicht ohne Ausnahme. — Unter den kältern Himmels- strichen findet man durchgängig keinen so hohen Grad von Liederlichkeit, wie unter den wärmern, hingegen mehr Schamhaftigkeit. — So sind die ostiakischen Weiber Mu- ster der Schamhaftigkeit. Sie bedecken ihr ganzes Gesicht mit einem Schleier, sobald Fremde, selbst von ihrer Ver- wandtschaft, in ihre Hütten kommen. Sie erscheinen nie- mals anders unbedeckt, als ihren leiblichen Müttern. Die- ser Gebrauch scheint in wirklicher Schamhaftigkeit gegründet zu seyn. Wenn ein Fremder kommt, suchen sie daher, wo möglich, aus der Hütte hinaus zu kommen, oder sich in einen Winkel zu verstecken*). So auch die Einwohner von Neuseeland, deren Schamhaftigkeit ich oben bei einer an- dern Gelegenheit erwähnt habe. Ob sie gleich nicht gleich- gültiger gegen die Gefühle der Liebe sind, als Andere, so beobachten sie doch bei der Befriedigung derselben die feinste Wohlanständigkeit**).

Solche Muster der Sittsamkeit und Schamhaftigkeit findet man unter den kältern Himmelsstrichen; allein wenn man aus diesen und mehrern Beispielen, die leicht ange- führt werden können, den Schluß ziehen wollte, daß es hier keine Ausnahmen gebe, so würde man sich sehr irren.

---

*) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Thl. III. S. 41.

**) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. III. S. 285.

Man betrachte blos die Indianer, die in den westlichen Gegenden von Nordamerika wohnen. Diese Völkerschaften wissen überhaupt nichts von Eifersucht. Einige Stämme haben nicht den geringsten Begriff davon, da junge Personen selbst die Tugend verheiratheter Frauenzimmer auf die Probe stellen, oder von ihnen gelockt werden, und in diesem Stücke beschämen diese wilden Indianer die gesitteten Völker in Europa. Dessen ungeachtet sind diese Indianerinnen von einer sehr verliebten Natur, und es schadet ihrer Ehre im geringsten nicht, wenn sie, ehe sie verheirathet werden, ihrer Leidenschaft folgen. — Als Carver sich unter den Nadowessiern aufhielt, fand er ein Frauenzimmer, dem sie sehr ehrerbietig begegneten, und bemerkte bei genauerer Untersuchung, daß die Ursache dieser Ehrerbietung ein Betragen sey, das ihr in Europa einen allgemeinen Schimpf würde zugezogen haben. Sie gab in ihrer Jugend ein sogenanntes Reisfest. Nach einer alten Sitte lud sie vierzig Kriegsleute ein, und nachdem sie diese mit Reis und Wildpret hinlänglich bewirthet hatte, lud sie sie zu einem heimlichen Umgange hinter einem Schirme ein, den sie zu dem Ende in ihrem Zelte hatte aufsetzen lassen. Diese Gunstbezeugung erwarb ihr nicht allein die Gunst der Gäste, sondern auch den Beifall des ganzen Stammes. Die jungen Indianer erkannten ihre außerordentlichen Verdienste, und wetteiferten um ihre Hand. Kurz nachher wurde sie auch mit einem der vornehmsten Anführer verheirathet, der ihr beständig die größten Beweise seiner Liebe und Hochachtung gab *). So verschieden ist der Geschmack und die Denkungsart, und so wenig Begriff haben diese Indianer von Scham. Liederlichkeit und Schamlosigkeit ist bei ihnen sogar ein Verdienst.

Um so weit nach Norden, als möglich, hinauf zu steigen, will ich die Grönländer erwähnen. Die Mädchen

---

*) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 3. S. 212. ff.

sind hier sehr schamhaft. Niemals gehen sie mit jemanden unzüchtig um, oder lassen das geringste Zeichen der Liederlichkeit in Worten oder Handlungen sehen. Geschwängert zu werden, halten sie für einen grossen Schimpf, weshalb es auch sehr wenige Beispiele davon gibt. Diese Enthaltsamkeit ist wohl nicht so sehr wahrer Schamhaftigkeit beizumessen, als der Furcht, eine gute Partie zu verlieren, da die Mannspersonen in Grönland ohne Zweifel in Rücksicht der physischen Beschaffenheit der Mädchen anders denken, als jene oben erwähnten Amerikaner. Denn aus dem sogenannten Hurenspiele der Grönländer zu schliessen, müssen die Weiber in diesen kalten Gegenden sehr unzüchtig und zugleich schamlos seyn. Mit diesem Spiele geht es folgendermaßen zu. Männer und Weiber versammeln sich zu einem Gastmale. Wenn sie gut bewirthet worden sind, fangen sie an zu singen und zu tanzen. Unterdessen geht einer nach dem andern mit der Frau eines andern hinter einen Vorhang oder eine Schneidewand von Fellen, die in dem einem Ende der Hütte aufgeschlagen ist, wo sie den Beischlaf vollbringen. Es werden diejenigen für die besten und edelsten Gemüther gehalten, die auf diese Art ohne Verdruß ihre Weiber andern überlassen. Allein zu diesem unanständigen Umgange werden jedoch keine andern, als die Verheiratheten zugelassen, welchen es, ihrer Meinung nach, allein ansteht. Insonderheit halten es die Weiber für ein Glück und eine Ehre, daß ein Angekok (Zauberer) ihnen beiwohnen will; viele Männer sehen es sogar gern, und bezahlen ihn dafür, daß er bei ihren Weibern schlafen soll, besonders wenn sie selbst keine Kinder mit ihnen haben, da sie der Meinung sind, das Kind, welches ein Angekok mit ihrem Weibe erzeugt hat, werde vor andern geschickt und glücklich werden *).

Der liederliche Umgang der verheiratheten Weibsper-

*) Det gamle Grønlands nye Perlustration eller Naturelhistorie af Hans Egede. Kap. XIII.

sonen mit ihren Angekoks ist blos eine Folge des Aberglaubens, und solche Folgen kann der Aberglaube unter allen Himmelsstrichen haben; ihr Hurenspiel ist aber ein Beweis sowohl der Unzucht, als der Schamlosigkeit der Weiber; und wenn die Unzucht mit der Schamlosigkeit vereinigt ist, so ist das ein Beweis, daß solche Menschen entweder in einem hohen Grade thierisch sind, oder daß der Liebestrieb bei ihnen sehr herrschend ist, welches letztere man unter einem so kalten Himmelsstriche nicht vermuthen sollte, der natürlicherweise diese thierischen Gefühle schwächen müßte. Allein ein Trieb, den das Klima schwächt, kann durch die Nahrungsmittel erhitzt und übermächtig werden.

Wie man unter den kältern Himmelsstrichen Beispiele der Liederlichkeit und Schamlosigkeit findet, so findet man wieder unter den wärmern Beispiele der Keuschheit und Schamhaftigkeit. — Die Morlaken mögen hier zum Beweise dienen. Diese wohnen in einem sanften Klima. Ihre Weiber sind zwar frei in ihrem Umgange mit Mannspersonen, aber doch unschuldig, besonders an den, vom Meere weit entlegenen, Orten, wo sie von den Verführungen der Seefahrer frei sind. Wenn ein morlakisches Mädchen einer Mannsperson auf der Straße begegnet, küßt es sie herzlich, ohne etwas Böses dabei zu denken. An den Festtagen sieht man Weiber und Mädchen, junge und alte Männer aus verschiedenen Orten einander küssen, wenn sie auf den Kirchplätzen zusammen kommen. Sie scheinen alle nur eine Familie zu seyn. An den Feiertagen kann man auch sehen, wie sie die eine oder die andere Freiheit mit den Händen erlauben, die wir nicht für anständig halten würden, die aber bei diesem Volke keineswegs anstößig ist. Solche Freiheiten sind bei ihnen nur eine Folge ihrer Munterkeit und Lebhaftigkeit, aber keine Wirkung der Unzucht und Schamlosigkeit. Sie sind eher ein Beweis ihrer Unschuld. Macht man ihnen einen Vorwurf darüber, so erhält man zur Antwort: daß es nur Scherz sey, der keine Folgen habe. Indessen legt dieser Scherz nicht selten den Grund

zu einem Liebeshandel, welcher, wenn beide Parteien darüber einig sind, sich zuweilen mit einer Entführung endigt; man weiß aber kein Beispiel, daß ein Mädchen ohne ihre Einwilligung entehrt oder entführt wird *). Es läßt sich also von den Morlaken, die ihren eigenthümlichen Begriff von Anständigkeit haben, nicht behaupten, daß sie unzüchtig und schamlos sind, obgleich sie sich selbst öffentlich solche Freiheiten heraus nehmen, die bei einem gesitteten Volke für höchst unanständig würden gehalten werden, und die man sich bei demselben, nach seiner feinern Denkungsart, ohne unzüchtige Gefühle nicht öffentlich nehmen kann.

Man versichert auch, daß die Hottentotten, ob sie gleich in einem sehr warmen Klima wohnen, keusch und ehrbar, sowohl in ihren Worten, als in ihren Handlungen, sind. Sie fühlen sich sogar beleidigt, wenn man sich's merken läßt, daß man in diesem Falle Mißtrauen in sie setzt **).

Auf den Küsten von Senegal leben beide Geschlechter ohne alle gegenseitige Scham. Als Adanson des Abends in ein Dorf kam, ging er von einer Hütte zur andern, um Nachtlager daselbst zu finden. Wo er hinein kam, fand er die Nachtläger besetzt. Alle schliefen hier unter einander, Väter, Mütter, Kinder, Männer, Weiber, Jünglinge und Mädchen, zuweilen fünf, sechs und acht auf einem Lager, und zwar eben so nackt, wie sie auf die Welt gekommen waren ***). Man sollte billig glauben, daß viele Unordnungen auf einem solchen Lager herrschen müssen; sie würden gewiß auch in Europa Statt finden, wo beide Geschlechter einander nie unbedeckt sehen; in Senegal

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Thl. I. Zweites Sendschreiben. §. IX.

**) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. I. Kap. 6.

***) Adansons Nachricht von seiner Reise nach Senegal. S. 185.

hingegen, wo Nacktheit nichts Neues und Ungewöhnliches ist, kann der bloße Anblick keine unreinen Lüste erzeugen, wenn der Liebestrieb nicht ausschweifend ist. Zwar sind die Einwohner hier nicht schamhaft; sie sind aber darum weder unzüchtig, noch schamlos in ihren Liebeshändeln. Die Frauenzimmer sind zwar hier schwarz, allein in Ansehung der verhältnißmäßigen Bildung des Körpers und der regelmäßigen Züge des Gesichts sind sie hübsch. Nichts desto weniger sind sie treu, ehrlich und sittsam. Die Unschuld spricht ihnen aus den Augen. Ihre Haltung, ihr Gang und ihre Mienen sind keusch und züchtig *).

Es ist mir nicht möglich zu sagen, nicht einmal zu errathen, wie eine solche Denkungs- und Handlungsart bei diesen rohen Völkern Eingang gefunden hat; so viel ist aber gewiß, daß diese Beispiele nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel sind, daß Liederlichkeit und Schamlosigkeit ein Hauptfehler der wilden und rohen Völker und ein Laster ist, das unter den warmen Himmelsstrichen am herrschendsten ist. Wenn man dasselbe auch unter den kalten Himmelsstrichen findet, wie ich oben gezeigt habe, so ist dies auch nur eine Ausnahme. Ich will dies durch Beispiele beweisen, die aus den vier Welttheilen, Asien, Afrika, Amerika und den Ländern im Südmeere, genommen sind. Von den europäischen Völkern rede ich nicht, ob es gleich nicht schwer seyn würde, zu beweisen, daß Unzucht und Schamlosigkeit auch in diesem Welttheile in einem gewissen Verhältnisse mit der größern oder wenigern Wärme des Klima's stehen; allein in den kultivirten Staaten haben die bürgerlichen Gesetze und die religiösen Meinungen so viel Einfluß auf die Bildung eines Volks, daß sein ursprünglicher Charakter nicht immer kenntbar genug ist. Die wilden und ganz rohen Menschenarten hingegen, auf deren Denkungsart weder Gesetze, noch Religion wirken, behalten gewöhn-

---

*) Neue Sammlung von kleinen interessanten Reisebeschreibungen. Thl. I. S. 268.

sich ihren natürlichen Charakter unverändert bei. Bei ihnen lernt man den Menschen sicherer kennen, wie er ist; und dann lehrt die Geschichte, daß Liederlichkeit und Schamlosigkeit allgemeine Züge des Charakters der Bewohner der wärmern Himmelsstriche sind.

Die Japaner haben durchaus keinen Begriff von Sittsamkeit. Liederlichkeit wird nicht einmal für schimpflich gehalten. Sie haben nicht allein Bordelle in großen Städten, sondern auch auf allen Handelsplätzen, in allen Häfen, im dem kleinsten Dorfe. Solche liederliche Häuser findet man zwar auch in Menge in den kultivirten europäischen Ländern; aber mit dem Unterschiede, daß man sie in Japan gar nicht für liederliche oder unanständige Orte hält. Selbst Leute von gutem Rufe besuchen sie. Unzucht halten die Japaner gar nicht für ein Laster, besonders wenn sie an solchen Orten getrieben wird, die unter dem Schutze der Gesetze und der Obrigkeit stehen. Gewöhnlich sind diese Häuser die schönsten und prächtigsten, und nicht selten sind sie an den Tempeln der Götter erbaut. Sie treiben also die Unzucht gerade vor den Augen der Götter, von denen sie glauben, daß sie in diesen Tempeln gegenwärtig sind. Wenn Eltern mehrere Töchter haben, als sie ernähren können, so verkaufen sie sie früh, oft in dem fünften Jahre, an die Besitzer solcher Häuser eben so, wie die Katholiken derselben Ursache wegen ihre Töchter in die Klöster schicken. Diese werden als Dienstmägde bei diesen Jungfern so lange gebraucht, bis sie mannbar werden, und wenn sie erwachsen sind, werden sie mit vieler Feierlichkeit zu Damen vom Hause eingeweiht. Wenn sie daselbst in dieser Eigenschaft gewisse Jahre gedient haben, können sie ihre Freiheit wieder erhalten, und werden schlechterdings nicht für entehrt gehalten. Sie können sogar hernach eine sehr anständige Partie machen *). Liederlichkeit und Schamlosigkeit ste-

*) Thunbergs Reise durch einen Theil von Europa, Afrika und Asien. B. II. Thl. 1. S. 206. ff.

hen also in diesem Lande nicht allein unter dem Schutze der Gesetze, wovon man auch in den europäischen Staaten Beispiele hat, sondern diese Laster sind nicht einmal schimpflich. In Europa sind doch solche Frauenzimmer entehrt, die sich öffentlich dem Dienste der Wollust widmen; in Japan können sie sogar, ihres vorigen liederlichen Lebens ungeachtet, sich auf eine gute Partie Rechnung machen, worauf nur Keuschheit und Sittsamkeit sollten Anspruch machen können.

Die Maldiver, Männer sowohl, als Weiber, sind im höchsten Grade unkeusch, geil und ausschweifend. Der schärfsten Gesetze und Strafen ungeachtet, hört man nichts als Ehebruch, Blutschande und Sodomiterei. Hurerei ist allgemein und wird nicht einmal für unerlaubt gehalten. Weiber sowohl, als Jungfern treiben sie ungescheut. Oft suchen sie vor ihrer Niederkunft die Leibesfrucht durch schändliche Mittel zu tödten, oder eine zu frühe Geburt zu befördern. Die Männer sind beinahe alle durch ihre Ausschweifungen dermaßen geschwächt, daß sie reizende Mittel brauchen müssen, um ihre Wollust zu befriedigen *).

Die Weiber in Goa beschäftigen sich den ganzen Tag mit Musik und Gesang; zuweilen gehen sie auch zum Besuch. So sehr die Männer auch über die Tugend ihrer Frauen wachen, so werden sie doch sehr betrogen. Kann eine Frau sich ihren Mann nicht vom Halse schaffen, so bringt sie ihm verstohlner Weise einen Schlaftrunk bei, und wirft sich jetzt, selbst in der Anwesenheit des Mannes, ihrem Liebhaber in die Arme. Wenn er erwacht, weiß er nicht, was geschehen ist. — So weit ist es doch noch nicht in Europa gekommen. — Die Männer bedienen sich desselben schändlichen Mittels, um die Frauenzimmer zu mißbrauchen. Als Pyrard sich in Goa aufhielt, wurden auf diese Art viele Mädchen geschwängert, ohne daß sie wußten, wie das zu-

*) Pyrards Reise nach Ostindien; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. XIII. S. 403.

gegangen war *). Wenn dieses Volk nicht so sehr unzüchtig wäre und so wenig Scham besäße, so möchte man beinahe glauben, daß die Mädchen so was vorgäben, um ihre Ausschweifungen und die Folgen derselben zu entschuldigen. Hier ist es aber kaum zu vermuthen, daß sie einen solchen Vorwand gebrauchen sollten, um ihre Schande zu verbergen. Solche Mittel haben wohl die Männer nur da anwenden müssen, wo sie keine Gegenliebe gefunden haben.

Auf den molukkischen Inseln sind die Moralität und die Sitten nicht besser, als an den obgenannten Orten. Die Weiber sind hier freundlich in ihren Gesprächen und verstehen gut mit ihren Mienen zu koquettiren. So unzüchtig sie auch sind, so können sie doch nicht vertragen, daß ihre Männer und Liebhaber es sind, weshalb sie, von der Eifersucht getrieben, sich leicht bewegen lassen, ihren Männern und Liebhabern etwas einzugeben, wodurch sie außer Stand gesetzt werden, den Beischlaf zu vollbringen, närrisch werden und zuletzt das Leben einbüßen, nachdem sie sich lange mit einem schwachen Körper herumgeschleppt haben. — Die Männer sind auch der Wollust sehr ergeben. Ehebruch und Hurerei halten sie für keine Sünde. Es wird sogar bei den Männern für eine Galanterie gehalten **).

So steht es mit der Moralität in Asien aus, wo Gesetze, Herkommen oder Religionsprincipien den Ausbruch der wilden thierischen Triebe des Menschen nicht gehemmt haben. In Afrika ist die Moralität nicht besser, sondern sogar an manchen Orten schlechter und der Mensch noch viehischer.

Bei den Madegassen zieht Ehebruch weder Schimpf noch einen üblen Ruf nach sich, und da die Strafe dafür sehr gelinde ist, so ist dieses Laster auch sehr allgemein; Hurerei und unnatürliche Unzucht sind in diesem Lande auf

*) Pyrard a. St. B. XIV. S. 4.

**) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und molukkischen Inseln, von Salmon. S. 60.

das höchste getrieben, da man es nicht einmal für einen Schimpf hält, bei solchen abscheulichen Handlungen öffentlich getroffen zu werden *).

Auf dem festen Lande ist die Schamlosigkeit die nämliche. In Kordofan, einer Landschaft zwischen Darfur und Sennaar, sehen die Einwohner die Liebschaften ihrer Töchter und Schwestern nicht nur gleichgültig mit an, sondern behandeln auch ihre Verführer freundschaftlich. Dies soll gar so weit gehen, daß der Vater oder der Bruder im Nothfall das Schwerdt zieht, um dem Liebhaber seiner Tochter oder Schwester Beistand zu leisten. In Sennaar hingegen wird es nur den Sklavinnen gestattet, einen unehrbaren Wandel zu führen. Die angesehensten unter den dortigen Kaufleuten halten sich daher ganze Schaaren solcher Sklavinnen, deren liederliche Lebensart ihnen sehr ansehnliche Summen einträgt **).

Die Frauenzimmer in Darfur sind, als Mahomedanerinnen, durch ihren Aberglauben wenigstens zu einer äußern Ehrbarkeit verbunden; aber ihre Unzucht und Schamlosigkeit lassen sich durch ihren Glauben nicht einschranken. Will ein Frauenzimmer auf Ehrbarkeit Anspruch machen, so entfernt es sich zwar ein wenig, so bald ein Fremder ins Haus tritt, ist aber gleich nachher wieder bei der Hand, und macht sich zum Schein, im Beiseyn der Mannspersonen, allerlei zu thun. Als Anhänger Mahomeds sollen die Frauenzimmer Schleier tragen; aber nur die Weiber der Vornehmen verhüllen ihre Gesichter, entweder weil es ihr Rang so mit sich bringt, oder auch aus Koquetterie, um den Unerfahr-

*) Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. XIV. S. 70. ff.

**) Browns Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. I. S. 360.

nen auf die Vermuthung zu führen, als ob sie noch jung und schön wären, und ihn auf diese Art in ihr Netz zu locken. Die Frauenspersonen, die zu der niedrigsten Volksklasse gehören, bedienen sich nie einer andern Hülle, als nur eines baumwollenen Tuchs, welches sie um den Unterleib wickeln. Ein anderes Tuch, das ebenfalls aus Baumwolle verfertigt ist, pflegen sie auf eine ungekünstelte Art über die Schultern zu werfen. Sie nehmen nicht den geringsten Anstand, sich zu einem Kaufmanne in seine Wohnung zu begeben, seine Waaren zu besehen, oder ihm die ihrigen zum Verkauf anzubieten, und wenn der Kaufmann sich bei dergleichen Gelegenheiten einige unerlaubte Freiheiten herausnimmt, wird er mit der größten Schonung und Nachsicht behandelt. — Die Männer sind von den Türken und andern Mahomedanern darin verschieden, daß sie nicht eifersüchtig sind. Eifersucht muß also keine Folge der mahomedanischen Grundsätze seyn. Sie überlassen einem Fremden willig und gern ihre Frauen, wenn sie sonst nur vermuthen können, daß sie für diese Gefälligkeit eine billige Vergütung zu erwarten haben; und da jedermann so zu handeln gewohnt ist, hält man es weder für entehrend, noch für strafbar.

Die Männer, die als Mahomedaner nur vier freie Weiber haben dürfen, übertreten dieses Gesetz, und legen sich so viele Weiber zu, als sie ernähren können, ob es ihnen gleich erlaubt ist, so viele Sklavinnen zu halten, als ihnen beliebt. Dies ist doch nur ein Beweis, daß sie in ihren wollüstigen Trieben sehr ausschweifend sind; in ihren Liebschaften aber sind sie eben so viehisch, als ausschweifend. Im Genusse der sinnlichen Liebe nehmen sie nicht die geringste Rücksicht auf Wohlanständigkeit und Ehrbarkeit. Ihre Häuser sind ohnehin so gebaut, daß sich nicht leicht etwas darin vornehmen läßt, das geheim bleiben soll; aber auch da suchen sie sich nicht einmal zu verbergen, wenn sie ihre

thierischen Triebe befriedigen. Ein schattiger Baum, ein mit hohem Grase bewachsener Platz dient ihnen zum Tempel, wo sie der Venus ihr Opfer darbringen. Nicht selten ereignet sich der Fall, daß der Vater mit der Tochter, und der Sohn mit der Mutter im schändlichsten Umgange ertappt wird. Sogar Verhältnisse zwischen Bruder und Schwester sind nicht vermögend, den Begierden dieser unzüchtigen Menschen Einhalt zu thun *).

Ich weiß keinen Ort in Asien, wo Liederlichkeit und Schamlosigkeit in jeder Rücksicht bis zu dem Grade von Brutalität gestiegen sind. Sie können wenigstens nicht höher steigen. Den Beischlaf zwischen beiden Geschlechtern, ohne Rücksicht auf die heiligsten Bande der Verwandtschaft, ohne Scheu, öffentlich vor den Augen aller Welt zu vollbringen, das ist völlige Brutalität.

Ich will noch ein Beispiel von Afrika anführen und die Abyssinier erwähnen. Diese sind zwar Christen; allein die christlichen Grundsätze wirken in diesem Stücke eben so wenig auf sie, wie die mahomedanischen auf die Darfuren. In Abyssinien leben die Frauenzimmer mit dem männlichen Geschlechte auf einem so freien Fuße, daß es ganz allein von ihnen abhängt, wem sie ihre Gunstbezeugungen schenken wollen. Sie geben zwar vor, daß es bei ihnen ein Grundsatz sey, wenn sie verheirathet sind, nur einem Manne anzugehören; sie lassen sich aber durch diesen Grundsatz nicht binden. Er gibt ihnen nur Stoff zum Gespräch und zum Lachen **). Ihre Unzucht und Schamlosigkeit zeigen sich besonders bei ihren Gastmälern. Hier affektiren sie zwar eine Art Furcht vor sittlicher Ansteckung, indem sie niemals mit Fremden essen oder trinken. Sie reinigen jedes Gefäß, woraus ein Fremder, er sey, wer er wolle, gegessen oder

*) Brown a. St. S. 344. ff.

**) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce, Thl. III. B. 5. Kap. 11.

getrunken hat, oder zerschlagen es *). Dies ist wahrscheinlich eine Ueberlieferung von den alten Aegyptern, welche sie beibehalten haben, um sich dadurch, wie die Aegypter, vor der Ansteckung zu bewahren, welche sie sich durch Umgang mit denjenigen, die, ihrer Meinung nach, nicht rechtgläubig wären, zuziehen könnten; es ist auch möglich, daß sie diesen Wahn von den Juden entlehnt haben, die auch fürchteten, angesteckt zu werden, wenn sie mit den Heiden aßen. Sie mögen aber diesen Wahn von moralischer Ansteckung und die Furcht, sich dieselbe zuzuziehen, erhalten haben, von wem sie wollen; so zeigt ihr Betragen bei ihren Gastmälern, wie wenig sie sich vor der wirklichen moralischen Ansteckung fürchten, wenn anders der höchste Grad von Schamlosigkeit und Liederlichkeit für den Menschen eine moralische Ansteckung ist.

Wenn sie weidlich gespeist und getrunken haben, wird die Liebe entflammt und die uneingeschränkteste Freiheit ist jetzt erlaubt. Hier findet keine Enthaltsamkeit Statt. Man sucht nicht einmal einen einsamen Ort, um seine Lüste zu befriedigen. Es ist ein und dasselbe Zimmer, worin sie der Venus und dem Bachus opfern. Männer und Weiber gehen da hinein, und wenn sie zum Tische kommen und ihren Sitz genommen haben, trinkt man ihre Gesundheit. Diesem Beispiele folgen hernach andere beim Tische, wie sie darüber einig werden können. Solche schändliche Ausschweifungen begeht man doch hauptsächlich nur in den Gesellschaften, wo die Frauenzimmer von einem gewissen Rang und Stande sind **). So gleichen diese vornehmen Damen in diesem Stücke den rohen Grönländern, die ich oben erwähnt habe. Hieraus erscheint, wie unsicher es ist, aus einer gewissen Gleichheit der Sitten und Gebräuche

*) Bruce a. St.

**) Bruce, a. St. S. 303.

zweier Nationen auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zu schliessen; denn die Gröyländer stammen doch eben so wenig von den Abyssiniern, als diese von jenen ab.

Bei den Bewohnern der warmen, südlichen Gegenden Amerika's findet man dieselbe Unzucht, und dabei dieselbe Schamlosigkeit. Ich will die Seranos, ein Volk in Paraguay, nicht erwähnen, die nicht allein den gröbsten Lastern ergeben sind, sondern nicht einmal den geringsten Begriff von Scham zu haben scheinen *). So auch die Kanibalen. Ihre Haut ist gelblich, ihr Haar schwarz. Es gibt Frauenzimmer unter ihnen, die, ihrer Farbe ungeachtet, von der vollkommensten Schönheit sind. Sie gehen ganz nackt, außer daß sie vorn einen kleinen Lappen tragen; und selbst diese kleine Bedeckung werfen die Weiber weg, wenn sie ein oder zwei Kinder zur Welt gebracht haben. Es ist also wohl kaum Schamhaftigkeit, sondern blos Mode gewesen, die sie ehedem bewogen hat, diesen Lappen zu tragen. Die Frauenzimmer sind auch größtentheils hier sehr geile Geschöpfe. Besonders sind die Mädchen in hohem Grade schamlos gegen fremde Mannspersonen. Allein unter allen den andern Künsten, die sie anwenden, um Mannspersonen an sich zu locken, verstehen sie doch nicht die, zu küssen, und überhaupt scheint es, als wenn das Küssen unter den meisten wilden Völkerschaften unbekannt sey **). Sollte der Gebrauch, diejenigen zu küssen, die man liebt, vielleicht blos eine Folge der Kultur und der Erziehung seyn? Man sollte es beinahe glauben. Die Thiere küssen sich auch nicht. Anstatt seine Freunde zu küssen, haben die Einwohner von Mangeea, eine von den Gesellschaftsinseln, wie in Neuseeland, die sonderbare Gewohnheit, einander durch Berührung der Nase

---

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. B. XVI. S. 301. ff.

**) Berkels Reise nach Surinam. Kap. 11.

nen auf die Vermuthung zu führen, als ob sie noch jung und schön wären, und ihn auf diese Art in ihr Netz zu locken. Die Frauenspersonen, die zu der niedrigsten Volksklasse gehören, bedienen sich nie einer andern Hülle, als nur eines baumwollenen Tuchs, welches sie um den Unterleib wickeln. Ein anderes Tuch, das ebenfalls aus Baumwolle verfertigt ist, pflegen sie auf eine ungekünstelte Art über die Schultern zu werfen. Sie nehmen nicht den geringsten Anstand, sich zu einem Kaufmanne in seine Wohnung zu begeben, seine Waaren zu besehen, oder ihm die ihrigen zum Verkauf anzubieten, und wenn der Kaufmann sich bei dergleichen Gelegenheiten einige unerlaubte Freiheiten herausnimmt, wird er mit der größten Schonung und Nachsicht behandelt. — Die Männer sind von den Türken und andern Mahomedanern darin verschieden, daß sie nicht eifersüchtig sind. Eifersucht muß also keine Folge der mahomedanischen Grundsätze seyn. Sie überlassen einem Fremden willig und gern ihre Frauen, wenn sie sonst nur vermuthen können, daß sie für diese Gefälligkeit eine billige Vergütung zu erwarten haben; und da jedermann so zu handeln gewohnt ist, hält man es weder für entehrend, noch für strafbar.

Die Männer, die als Mahomedaner nur vier freie Weiber haben dürfen, übertreten dieses Gesetz, und legen sich so viele Weiber zu, als sie ernähren können, ob es ihnen gleich erlaubt ist, so viele Sklavinnen zu halten, als ihnen beliebt. Dies ist doch nur ein Beweis, daß sie in ihren wollüstigen Trieben sehr ausschweifend sind; in ihren Liebschaften aber sind sie eben so viehisch, als ausschweifend. Im Genusse der sinnlichen Liebe nehmen sie nicht die geringste Rücksicht auf Wohlanständigkeit und Ehrbarkeit. Ihre Häuser sind ohnehin so gebaut, daß sich nicht leicht etwas darin vornehmen läßt, das geheim bleiben soll; aber auch da suchen sie sich nicht einmal zu verbergen, wenn sie ihre

ver Gunstbezeugungen machten sie ganz würdig, die Mütter oder Frauen der wilden Wesen zu seyn, die man hier findet. Die jungen Mädchen sind vor ihrer Verheirathung Herren über ihre Gunstbezeugungen, und ihre Gefälligkeit entehrt sie im geringsten nicht; ja es ist mehr als wahrscheinlich, daß, wenn sie sich verheirathen, sie keine Rechenschaft von ihrer vorigen Aufführung zu geben brauchen *).

Man sollte billig glauben, daß die Unzucht nicht höher steigen könnte, als auf diesen beiden Inseln; allein die Otaheitier lehren uns, daß die Brutalität bei jenen noch nicht aufs höchste gestiegen ist. — Ihre Frauenzimmer sind im Allgemeinen artig, einige sogar schön; Keuschheit sehen sie aber für keine Tugend an. Ja, Väter brachten sogar ihre Töchter, Brüder ihre Schwestern an den Strand und trieben einen öffentlichen Handel mit deren Gunstbezeugungen. Doch wußte man den Werth der Schönheit zu schätzen; denn nachdem eine Frauensperson mehr oder weniger hübsch war, verlangte sie für ihre Gefälligkeit einen größern oder kleinern Nagel. Die Männer kamen an das Ufer des Flusses und stellten da das Mädchen zur Schau, das sie feil boten. Sie hatten einen kleinen Stock dabei, an welchem sie die Länge des Nagels bezeichneten, den sie für die Erlaubniß einer Umarmung haben wollten. Wurden sie wegen des Preises einig, so ward das Mädchen zu ihnen hinüber geschickt **). Die unverheiratheten Frauenspersonen können hier um so viel freier ihren Lüsten und sinnlichen Trieben folgen, da es scheint, daß die Männer kein Bedenken tragen, ein solches Frauenzimmer zu heirathen, hätte es auch vorher noch so viele Liebhaber gehabt. Sie darf daher ihren wollüstigen Trieben keinen Zwang anthun, sondern sucht vielmehr durch ihren Gesang, Tanz und die da-

*) La Perouse a. St. S. 219. u. 220.

**) Wallis Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. I. S. 356.

bei üblichen wollüstigen Stellungen den Liebestrieb bei dem andern Geschlechte zu erwecken *).

Ich habe nur die Ausschweifungen der unverheiratheten Frauenspersonen erwähnt. Die Ausschweifungen der verheiratheten Weiber sind noch ärger und abscheulicher. Wenn ein Weib die eheliche Treue verletzt hat, scheint der Mann eben nicht ganz gleichgültig dagegen zu seyn, und bestraft es mit Schimpfworten oder Schlägen, welches wohl ein Beweis ist, daß man solche Ausschweifungen in der Ehe nicht sehr achtet, wenn man diese Strafe mit der Härte vergleicht, womit der Ehebruch in manchen andern Ländern bestraft wird. Was aber noch mehr beweiset, wie gleichgültig die Otaheitier gegen Ausschweifungen in der Ehe sind und wie weit diese getrieben werden, ist folgende Einrichtung. — Eine sehr beträchtliche Anzahl der vornehmsten Leute in Otaheiti beiderlei Geschlechts haben eine Gesellschaft unter sich errichtet, worin ein jedes Frauenzimmer einer jeden Mannsperson gemeinschaftlich ist. Solchergestalt sichern sie sich eine beständige Abwechslung, so oft ihnen die Lust dazu ankommt. Die Mitglieder dieser Gesellschaft halten gewisse Zusammenkünfte unter sich, denen sonst niemand beiwohnen darf. Die Männer belustigen sich dabei mit Wettringen, und die Weiber tanzen, und das mit den muthwilligsten Geberden, um bei jenen Lüste zu erregen, die alsdann, wie man versichert, oft auf der Stelle befriedigt werden. Allein so arg dieses auch seyn mag, so ist es doch in Vergleichung mit den Folgen dieser Wollust doch noch nichts. Wenn irgend eine von diesen Frauenspersonen nach einem solchen Beischlafe schwanger wird, so wird das Kind gleich nach der Geburt erstickt, damit es dem Vater nicht zur Last fallen und die Mutter in ihren Vergnügungen nicht stören möge. Es geschieht zwar bisweilen, daß der Hang zur Ausschweifung, der eine Frauensperson

---

*) Bougainville's Reise um die Welt; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen, B. II. S. 570.

antreibt, in diese Gesellschaft zu treten, alsdenn, wenn sie Mutter wird, von dieser angebornen Liebe, welche die Natur allen Geschöpfen zur Erhaltung ihrer Jungen eingepflanzt hat, überwältigt wird. Doch auch in diesem Falle ist es ihr nicht erlaubt, das Leben ihres Kindes zu schonen; es sey denn, daß sie einen Mann finden kann, der sich dessen als Vater annehmen will. Wenn sie es so weit bringen kann, so wird dadurch dem Morde vorgebeugt; allein der Mann sowohl, als die Frauensperson werden aus der bisherigen Gemeinschaft verstoßen und haben alle Ansprüche auf die Vorrechte und Vergnügungen derselben verwirkt. Das Weib wird die Gebärerin genannt, und dasjenige wird für ein Schimpfwort gehalten, welches ein ehrwürdiger Titel eines verheiratheten Weibes seyn sollte *). So weit geht es doch in Abyssinien und Grönland nicht. In diesen Ländern finden zwar eben dieselben Ausschweifungen Statt; allein die natürichen Folgen davon ziehen doch keinen Schimpf nach sich. Eine Mutter darf doch keine Kindesmörderin seyn, um der Schmach zu entgehen.

Was ich bereits gesagt habe, scheint hinlänglich zu seyn, den Satz zu beweisen, daß, obgleich Unzucht und Schamlosigkeit Züge des Charakters des Menschen sind, so lange er noch in seinem rohen Zustande lebt, und obgleich diese Laster unter allen Himmelsstrichen, den kältern sowohl, als den wärmern, gefunden werden, die Menschen doch, mit wenigen Ausnahmen, unter den warmen Himmelsstrichen am ausschweifendsten sind. Hier ist es, wo die rohen Völkerschaften nicht allein in Ansehung der Unordnungen und Ausschweifungen der Wollust, sondern auch der größten Schamlosigkeit zur Brutalität am tiefsten hinab gesunken sind. — Zwar gibt es auch unter den wärmern Himmelsstrichen Völker, die bei allem ihrem natürlichen Hange zur Wollust und Unzucht nicht allein weniger scham-

*) Cook's Reise um die Welt, in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. III. S. 512. ff.

los sind, sondern auch sehr sittsam zu seyn scheinen. Es gibt aber verschiedene Ursachen, welche die natürliche Schamlosigkeit einschränken. Diese scheinbare Schamhaftigkeit ist keine Folge des Klima's. Es sind Gesetze und Herkommen, es ist die Eifersucht der Männer gegen ihre Weiber, die Achtsamkeit der Eltern auf das Verhalten ihrer Töchter, die den wilden, schamlosen Ausbrüchen der Unzucht Ziel und Maaß stecken. Mehrere Beispiele werden dies beweisen.

Auf Sumatra wohnen zwei Nationen, die Lampuhner und die Rejangs. Jene sind in ihren Sitten freier oder eigentlich zügelloser, als sonst ein Volk auf dieser Insel. Die jungen Personen beiderlei Geschlechts gehen außerordentlich frei mit einander um, und der Verlust der Keuschheit ist etwas sehr Gewöhnliches. Dieser Fehler wird auch ohne viele Umstände abgethan. Ohne den Schuldigen zu strafen, suchen sie, so bald wie möglich, sie durch die Heirath zu vereinigen. Geschieht aber dieses nicht, so trägt das Mädchen dennoch das Ehrenzeichen der Jungfern, ein Kopfband und Armringe, und läßt sich bei Festivitäten unter den andern Jungfern sehen. In den meisten andern Gegenden dieser Insel haben die jungen Leute nur bei feierlichen Gelegenheiten Umgang mit einander; aber hier kommen sie außerdem oft zusammen. Man sieht hier oft, daß eine junge Mannsperson, indeß ein Mädchen seine Haare in Ordnung bringt und es salbt, oder sonst etwas thut, was in der Gegenwart der Mannspersonen bei allen gesitteten Nationen unanständig ist, sich an seine Brust lehnet und ihm allerlei verliebte Abgeschmacktheiten ins Ohr flüstert. Dies ist schon ein beträchtlicher Mangel der Schamhaftigkeit; ihre Schamlosigkeit geht aber noch weiter bei ihren Tänzen. Bei solchen Lustbarkeiten legen die Frauenzimmer oft ihre Tanzkleidung auf dem allgemeinen Saale an, wo alle versammelt sind, und lassen die andere Tracht behende unter dieser niederfallen; zu andern Zeiten aber lassen sie, wie von ungefähr, bei ihrer Umkleidung so viel

von dem bloßen Leibe sehen, als genug seyn kann, um die Einbildungskraft der jungen Mannspersonen zu erhitzen. — Man kann doch wohl nicht längnen, daß hierzu ein hoher Grad von Schamlosigkeit erfordert wird. — Die Rejangs hingegen, die auf derselben Insel und unter eben dem Himmelsstriche wohnen, weichen in Ansehung der Schamhaftigkeit ganz und gar von ihnen ab. Ihre Frauenzimmer sind natürlicherweise der Wollust nicht weniger ergeben, als die der obenerwähnten, da das Klima auf diese und jene gleiche Wirkung haben muß; die Rejangs haben aber ein wachsameres Auge auf die Keuschheit ihrer Töchter. Gesetze und Herkommen schränken bei ihnen die Ausschweifungen der Wollust ein; ihre Weiber sind daher sittsamer, als die Weiber der Lampuhner *).

Die Namakesen, Gonakesen und Kabobikesen sind hottentottische Stämme. Sie wohnen unter eben dem Himmelsstriche und in einer geringen Entfernung von einander, und doch hat Vaillant sie sehr verschieden gefunden. Die erstern kann man weder der Keuschheit, noch der Schamhaftigkeit wegen rühmen. Die Weiber der Gonakesen hingegen sind sittsam und keusch. Wenn die Männer von Vaillant und seinen Leuten weggingen, blieb kein einziges Weib nach. Die Weiber der Kabobikesen sind auch sehr bescheiden und zurückhaltend. Die unverheiratheten Frauenzimmer, die bei den Wilden sonst nicht so keusch sind, als ihre Mütter, die mehrere Verpflichtungen auf sich haben, waren hier eben so zurückhaltend und züchtig, wie sie. Sie waren munter, und dabei blieb es. Wenn sie in Vaillants Lager zusammen kamen und tanzten, gingen sie, so bald der Tanz zu Ende war, mit ihren Eltern in ihre Hütten zurück, und keine einzige blieb nach **). Es ist wohl kaum

---

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 557.

**) Vaillants Reise in das Innere von Afrika. Thl. III. S. 50. Desselben neue Reise. B. II. S. 245.

zu bezweifeln, daß die gömlekischen und kabobikesischen Weiber, die in demselben Klima wohnen, wie die namadesischen, dasselbe Temperament und denselben Hang zur Wollust haben; man sieht aber, daß die Männer ihre Weiber in so scharfer Zucht gehalten haben, daß ihre wollüstigen Triebe nicht in Schamlosigkeit ausbrechen konnten. Wahrscheinlich sind die Männer eifersüchtiger über ihre Weiber gewesen; sie mußten also auch ihre Töchter zu einer äußern Sittsamkeit anhalten, damit sie sie verheirathen konnten. Eifersüchtige Männer heirathen nicht leicht Weiber, die an Ausschweifungen gewöhnt sind.

Das nämliche kann wohl auch die Ursache der Ehrbarkeit und Sittsamkeit der cirkassischen Weiber seyn. Sie sind hübsch, munter und lebhaft, bezeigen sich aber nichts desto weniger sehr keusch, ob es ihnen gleich an Gelegenheit zu Ausschweifungen nicht fehlt. Die Männer sind das Gegentheil der Türken. Es gehört unter ihnen zu einer guten Lebensart, daß der Mann aus dem Hause hinaus geht, wenn ein Fremder hinein kommt, um mit seiner Frau zu sprechen. Hier ist also Gelegenheit zu Liebeshändeln; die Weiber bedienen sich aber deren nicht *). Vielleicht ist diese Enthaltsamkeit eine Wirkung der Großmuth, so daß sie durch ihre Schamhaftigkeit das Vertrauen belohnen wollen, welches die Männer auf ihre Keuschheit setzen; oder sie fürchten sich vielleicht vor einem üblen Rufe; ob gleich in Europa unter kultivirten Nationen diese beiden Bewegungsgründe auf diejenigen nicht wirken, die Sklaven ihrer wollüstigen Triebe sind. Ich halte es daher für wahrscheinlicher, daß die Enthaltsamkeit, die man bei den cirkassischen Weibern rühmet, blos eine Folge der Erziehung sey. Da die Eltern nichts eifriger wünschen, als ihre Töchter an die Serails verkaufen zu können, so ist es natürlich, daß sie über ihre Keuschheit sorgfältig wachen; und die Töchter, die

---

*) Heinrich Bruces Nachrichten von seinen Reisen. Buch VIII. S. 511.

es für eine Ehre und ein Glück halten, in solchen Dienst bei den Grossen zu treten, müssen sich selbst bemühen, die Regungen ihrer Liebe einzuschränken, sich der Enthaltsamkeit und einer äussern Schamhaftigkeit befleissigen; damit sie nicht durch einen Fehltritt ein solches Glück verscherzen mögen. Diese Enthaltsamkeit und Schamhaftigkeit, an welche sie als Mädchen gewöhnt werden, behalten sie ferner als Frauen bei; und als Mütter lehren sie sie ihren Töchtern wieder, nicht so sehr aus Tugend, als aus Eigennutz.

Dieselbe Enthaltsamkeit und Schamhaftigkeit findet man bei den Siamern; diese ist aber keineswegs dem Klima oder der Gefühllosigkeit gegen die Liebe, sondern theils der Eifersucht der Männer und der daraus fliessenden Strenge gegen ihre Weiber und Töchter, theils Gesetzen und hergebrachten Sitten und Gewohnheiten beizumessen. — Die Siamer sind überhaupt gute Leute. Sie haben verschiedene gute Seiten. Laster machen bei ihnen Schande. Ein Siamer, wenn er sich nur ein wenig über die Hefe des Volks erhebt, berauscht sich nie, und hält es für eine Schande, Arrak zu trinken. Der Ehebruch ist in Siam selten, nicht nur weil der Mann das Recht hat, seine Frau zu tödten, wenn er sie auf frischer That antrifft, oder zu verkaufen, wenn er sie von ihrer Untreue überweisen kann, sondern auch, weil die Weiber daselbst weder durch den Müssiggang (denn sie müssen die Männer durch ihre Arbeitsamkeit ernähren), noch durch die Ueppigkeit der Tafel und der Kleidung, noch durch das Spiel und die Schauspiele verführt werden. Die siamischen Weiber geniessen keine solche Ergötzlichkeiten. Sie nehmen keine Besuche von Mannspersonen an, und Schauspiele sind in Siam selten. Die Siamer sind eifersüchtig. Diese Eifersucht scheint ein blosses Ehrgefühl zu seyn, welches bei denjenigen sehr gross ist, die in angesehener Würde stehen. Ihre Weiber müssen daher sehr eingezogen leben, und gehen nur selten aus, um entweder in ihrer Familie, oder in den Pagoden Besuche zu machen.

Wenn sie aber ausgehen, so ist ihr Gesicht verschleiert. Sie finden den Zwang, worin sie leben, nicht hart, weil sie daran gewöhnt sind, sondern rechnen sich denselben zur Ehre an. Eine allzugroße Freiheit halten sie für eine Schande; und wenn ihnen diese ein Mann erlaubte, so würden sie sich dadurch für beleidigt und verachtet halten. Man sieht hieraus, was Gewohnheit und Herkommen, oder richtiger, Mode wirken können, um den Ausbrüchen und Ausschweifungen der wollüstigen Triebe Gränzen zu setzen. Die vornehmen Siamer sind nicht weniger eifersüchtig auf ihre Töchter, als auf ihre Weiber, und wenn eine von jenen einen Fehltritt begeht, so verkaufen sie dieselbe an einen gewissen Menschen, der das Recht hat, sie für Geld der Schande auszusetzen, indem er dem König dafür einen Tribut bezahlt. Dieser Mann kauft auch Weiber, wenn sie von den Männern der Untreue beschuldigt und verkauft werden. Auf solche Art werden die Weiber in Siam theils durch Zwang, theils durch Gewohnheit und Mode sehr zurückhaltend. Sie halten es für Schande, diejenigen Theile des Leibes zu entblößen, die nach ihren Sitten bedeckt seyn müssen. Ihre Schamhaftigkeit erstreckt sich nicht blos auf ihre Augen, sondern auch auf ihre Ohren, weil unkeusche Gesänge durch die Landesgesetze von Siam, so wie in China, verboten sind *). Auch hier sind die Weiber sehr sittsam. Ihre Begriffe von Anständigkeit sind sogar übertrieben. Sie bedecken den ganzen Körper, sogar die Hände. Sie überreichen nicht einmal ihren Brüdern oder ihren Freunden etwas, ohne mit bedeckten Händen **).

So findet man, selbst unter den warmen Himmelsstrichen, verschiedene Beispiele der Schamhaftigkeit; wenn man aber daraus den Schluß ziehen wollte, daß Scham-

---

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von de la Loubere. Abtheil. 2. Kap. 15. u. Kap. 1.

**) du Halde's ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs. Thl. I. Abtheil. 1. Abschn. 9.

haftigkeit diesen Menschen angeboren sey, so würde man sich sehr irren. Es sind, wie ich gesagt, und bewiesen zu haben glaube, Herkommen, Moden, Gesetze, die Eifersucht und Strenge der Männer, die den schamlosen Ausschweifungen der Unzucht Gränzen setzen. Die Erfahrung lehrt daher, daß die türkischen Weiber, welche dieselbe äußere Schamhaftigkeit an den Tag legen, so lange die Eifersucht ihrer Männer ihnen Zwang anthut, in die thierischste Ausschweifung und Schamlosigkeit ausbrechen, sobald sich eine Gelegenheit darbietet, wo sie ohne Furcht ihren wilden Trieben fröhnen können. Glaubt man, daß die Männer, die mit solcher Strenge über die Keuschheit ihrer Weiber und Töchter wachen, selbst die strengste Tugend seyn müssen, so irrt man sich wieder. Die Geschichte lehrt uns, daß viele von ihnen den gröbsten, sowohl natürlichen, als unnatürlichen, Lastern ergeben sind. Die Ausschweifungen, die sie bei ihren Weibern nicht dulden, erlauben sie sich selbst.

Kap. 6.

Trunkenheit.

Ich habe bewiesen, daß die wilden und rohen Menschen in Ansehung der Trägheit, Unreinlichkeit und der uneingeschränkten Befriedigung ihrer sinnlichen Lüste den Thieren ähnlich sind. Allein einen Fehler haben diese Menschen, den die Thiere nicht haben, daß sie durchgängig dem Trunke ergeben sind. Die Liebe zur Berauschung kennet das Thier nicht. Sie ist dem Menschen eigen.

Es gibt zwar einige, wiewohl sehr wenige, Völkerschaften, die hier eine Ausnahme machen; es scheint aber, als ob diese wenigen den Rausch nicht sowohl deshalb mei-

Wenn sie aber ausgehen, so ist ihr Gesicht verschleiert. Sie finden den Zwang, worin sie leben, nicht hart, weil sie daran gewöhnt sind, sondern rechnen sich denselben zur Ehre an. Eine allzugroße Freiheit halten sie für eine Schande; und wenn ihnen diese ein Mann erlaubte, so würden sie sich dadurch für beleidigt und verachtet halten. Man sieht hieraus, was Gewohnheit und Herkommen, oder richtiger, Mode wirken können, um den Ausbrüchen und Ausschweifungen der wollüstigen Triebe Gränzen zu setzen. Die vornehmen Siamer sind nicht weniger eifersüchtig auf ihre Töchter, als auf ihre Weiber, und wenn eine von jenen einen Fehltritt begeht, so verkaufen sie dieselbe an einen gewissen Menschen, der das Recht hat, sie für Geld der Schande auszusetzen, indem er dem König dafür einen Tribut bezahlt. Dieser Mann kauft auch Weiber, wenn sie von den Männern der Untreue beschuldigt und verkauft werden. Auf solche Art werden die Weiber in Siam theils durch Zwang, theils durch Gewohnheit und Mode sehr zurückhaltend. Sie halten es für Schande, diejenigen Theile des Leibes zu entblößen, die nach ihren Sitten bedeckt seyn müssen. Ihre Schamhaftigkeit erstreckt sich nicht blos auf ihre Augen, sondern auch auf ihre Ohren, weil unkeusche Gesänge durch die Landesgesetze von Siam, so wie in China, verboten sind *). Auch hier sind die Weiber sehr sittsam. Ihre Begriffe von Anständigkeit sind sogar übertrieben. Sie bedecken den ganzen Körper, sogar die Hände. Sie überreichen nicht einmal ihren Brüdern oder ihren Freunden etwas, ohne mit bedeckten Händen **).

So findet man, selbst unter den warmen Himmelsstrichen, verschiedene Beispiele der Schamhaftigkeit; wenn man aber daraus den Schluß ziehen wollte, daß Scham-

---

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von de la Loubere. Abtheil. 2. Kap. 15. u. Kap. 1.

**) du Halde's ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs. Thl. I. Abtheil. 1. Abschn. 9.

zum Christenthume bekehrt wurden, und also ohne allen Zwang von Religionsprincipien ganz ihren Lüsten überlassen waren, Völlerei und Trunkenheit so ganz allgemein, daß es ihnen nicht möglich war, das Trinken zu unterlassen, so lange sie etwas zu trinken hatten. Es soll kein seltener Fall gewesen seyn, daß sie sich auf der Stelle todt gesoffen haben. Selbst in ihren sogenannten heiligen Verrichtungen konnten sie ohne Branntwein nichts ausrichten *).

Man könnte leicht auf den Gedanken gerathen, daß der Mißbrauch starker Getränke lediglich aus der Kälte des Klima's folge, da solche Getränke eine kurze Zeit Wärme im Körper verbreiten; diesen Gedanken gibt man aber gleich auf, wenn man findet, daß die Bewohner der heißen Erdstriche geistige Getränke eben so sehr lieben, als die Bewohner der kalten. — Die Darfuren, ein afrikanisches Volk, das in einem warmen Klima wohnt, haben ihr Buza, ein berauschendes Bier, welches sie bei ihren gesellschaftlichen Zusammenkünften bis zum Uebermaaß genießen, da sie keine andern Mittel, sich zu berauschen, kennen. Dieses schädliche Getränk ist ihnen bei Todesstrafe verboten, und doch trinken sie es, wiewohl nicht öffentlich. Oft sitzen ganze Gesellschaften von früh bis in die Nacht bei einander und zechen **).

Diese Liebe zur Berauschung ist bei den Wilden so übermächtig, daß nichts im Stande ist, sie zu überwinden. Man sollte doch billig vermuthen, daß das Ehrgefühl wenigstens eins der kräftigsten Mittel seyn sollte, eine Neigung zu besiegen, deren Sättigung, außer vie-

*) Jessens Afhandling an de norske Lappers og Finners hedenske Religion. §. 29.

**) Brown's Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. I. S. 341.

len andern schädlichen Folgen, den vernünftigen Menschen tief unter das unvernünftige Thier herabwürdigt; allein die Anwohner des Oronoko's überzeugen uns vom Gegentheil. Es fehlt diesen Indianern, ihrer Rohheit ungeachtet, nicht an Ehrbegierde. Das ist aber begreiflich; daß diese sich nur im Verhältniß zu den Umständen, worin sie sich befinden, äußern könne. Immer rühmen sie sich selbst, und es macht ihnen ein großes Vergnügen, wenn andere sie rühmen. Allein jeder Stamm unter ihnen hat einen besondern Gegenstand seines Eigendünkels. Einer ist stolz auf seine Geschicklichkeit, die großen Fische zu fangen; ein anderer darauf, daß er das Land bauet und seine Nahrung davon erhält. Einige sind stolz auf ihre Kunst, Körbe, Pfeile und Keulen nach Art der Caraiben verfertigen zu können; andere auf ihre kriegerischen Talente, und wieder andere darauf, daß sie die Kunst, das Gift zuzubereiten, verstehen, womit die Wilden ihre Waffen vergiften *). Man sollte glauben, daß ein Volk, welches nach seiner Art so viel Ehrgefühl hat, und den Ruhm anderer so sehr schätzt, in seiner Ehrbegierde ein kräftiges Gegenmittel wider eine Neigung finden würde, welche, wenn sie gesättigt wird, sie nothwendig verächtlich machen muß. Dieses ist aber bei ihnen nicht der Fall. Sie lassen keine Gelegenheit zum Trinken fahren. — Vielleicht setzen sie, wie viele unter unsern rohen, gemeinen Leuten, sogar eine Ehre darein, daß sie trinken können. — So oft es Gelegenheit gibt, trinken sie sich so voll, als sie werden können, und niemals hört man, daß es jemanden hinterher gereuet, zu viel getrunken zu haben. Sie haben daher auch unzählige Künste, um sich starke Getränke zuzubereiten; und in ihren Zusammenkünften hören sie weder bei Nacht, noch bei Tage zu trinken

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 311. ff.

auf, so lange etwas in ihren Gefäßen übrig ist. Dabei wird beständig gesungen und getanzt. Hierbei entstehen aber gewöhnlich Händel, die gewöhnlichen Folgen der Trunkenheit, und diese endigen sich oft damit, daß viele getödtet werden. Zum Glück für sie bleiben ihre Weiber in solchen Trinkgelagen immer nüchtern, ob sie ihnen gleich die Getränke zubereiten, sie damit versehen und Nacht und Tag bei ihren betrunkenen Männern bleiben müssen. Dies möchte zwar wunderbar scheinen; allein obgleich diese Indianer sich selbst berauschen, so halten sie es doch für schimpflich, daß ihre Weiber zu viel trinken. Diese haben noch eine andere Ursache dieser Mäßigkeit, die Verbindlichkeit nämlich, die entweder Liebe oder altes Herkommen ihnen auflegt, daß sie ihre berauschten Verwandten nach Hause begleiten müssen. Sie haben auch, so viel es bei ihnen steht, ein wachsames Auge auf das Verhalten ihrer Männer. Sobald sie einen stärkern Laut, als gewöhnlich, hören, laufen sie herbei, trennen die Zänker von einander, und bringen den Betrunkenen nach Hause, wo sie ihn auf sein Lager legen *).

Diese Lust zur Berauschung findet man fast überall in Amerika, sowohl in dem warmen Peru, als in den kältesten nördlichen Gegenden. Die rasende Begierde der Amerikaner nach berauschenden Getränken ist so groß, daß sie dafür alles wagen und keine Gefahr scheuen. Sie sehen die schädlichen Folgen ihrer üblen Gewohnheiten, und lieben sie doch. Don Ulloa sagt, daß man in dem hohen Lande in Peru sie oft des Morgens todt auf den Straßen liegen findet; wenn sie durch die Folgen ihrer Trunkenheit ihre Besinnung verloren haben, sind sie auf den Straßen eingeschlafen und bei Nacht todt gefroren. In Peru trinken die Weiber, wie die Männer, und berauschen sich, wie sie. Ja, die Mütter nöthigen sogar ihre Kinder, während sie an der Brust liegen, solche starke Getränke zu trinken, und

*) Gilli a. St. S. 299.

gewöhnen sie auf die Art zur Trunkenheit, ehe sie noch den Gebrauch der Vernunft erhalten haben. In ihrem Handel mit den Europäern ist Branntwein immer der vornehmste Artikel, ohne welchen sie die übrigen Waaren für nichts achten. Unter den Geschenken, die man ihnen macht, muß auch Branntwein seyn. Ohne ihn kann keine Freundschaft geschlossen werden. Durch dieses Getränk berauscht, können sie auch die unmenschlichsten Grausamkeiten begehen. — Dieses verderbliche Getränk, welches die Europäer ihnen angewöhnt haben, trägt zu der Vertilgung der Indianer nicht weniger bei, als die Waffen der Europäer. Don Ulloa sagt, daß man deutlich sieht, wie die Stämme der Indianer dadurch abnehmen und vermindert werden *).

Es muß beim ersten Augenschein sonderbar scheinen, wie diese rohen Völker eine so heftige Begierde nach solchen berauschenden Getränken haben können, die ihnen nicht allein den Gebrauch des Verstandes rauben, denn darum bekümmern sie sich wohl nur wenig; sondern sie in Händel und Schlägereien verwickeln, ihre Freunde in Feinde verwandeln, Mord und Todschlag veranlassen, ihre Kräfte schwächen und ihnen zuweilen einen plötzlichen Tod verursachen. — Die erste Ursache dieser Neigung ist kaum Wohlgeschmack. Wenn es süße Weine wären, so könnte man vermuthen, daß der Geschmack sie verleite; aber Branntwein, dieses scharfe, starke, schneidende, brennende Getränk, kann anfangs kaum durch den Geschmack die Trinklust erweckt haben. Ist der Gaumen einmal dieses Genusses gewohnt worden, so kann er allmählich Geschmack daran finden, und der Geschmack kann zur Unmäßigkeit verleiten. Es kann in diesem Stücke mit dem Branntwein, wie mit dem Tabak, gehen. Sein Rauch ist gewiß anfangs kein angenehmer Geschmack. Das Bittere, welches man darin empfindet, und der Dunst, den er mit sich bringt, macht

*) Don Ulloa physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Thl. II. Abschn. 17.

ihn anfangs höchst widerlich und ekelhaft; man gewöhnt sich aber erst daran, um andern nachzuahmen, und darauf wird der Genuß durch den Wohlgeschmack übertrieben. Man raucht nun Tabak vom Morgen bis an den Abend, wie die Wilden Branntwein trinken, bis sie nichts mehr haben. — Die wahre Ursache der Trinklust und Begierde nach allen berauschenden Getränken ist ohne Zweifel diese. Solche berauschende Dinge reizen die Nerven, setzen die Lebensgeister in Bewegung, machen den Trinkenden anfangs munter, lustig, gesprächig und vertreiben den Gedanken an alle Bekümmernisse. Durch sie wird der Feigste und Schwächste ein Held, und fühlt sich niemals mehr als Helden, als wenn er kaum auf den Beinen stehen kann. Durch sie wird der Dümmste klug, und trauet sich niemals mehr Vernunft zu, als wenn er sie verloren hat. Der Betrunkene, selbst in der traurigsten Lage, glaubt, er sey der glücklichste Mensch von der Welt. Er wähnt sich reich, verständig, geehrt. Die ganze Welt scheint ihm anzugehören, und was der Weltweise nur nach vielen mühsamen Vernunftschlüssen annimmt, das nimmt er ohne alle Vernunftschlüssen an, daß diese Welt die beste sey. Daher pflegt man auch von demjenigen, der berauscht ist, zu sagen, daß er selig sey. — Daß dieses eine Hauptursache der herrschenden Neigung der rohen Völker zur Berauschung seyn müsse, lehrt die Geschichte.

Die Hottentotten sind, wie andere Wilde, dem Trunke ergeben. Wenn man ihnen starke Getränke gibt, so verlassen sie das Gefäß nicht, so lange ein Tropfen noch darin ist, und sie das Glas zu dem Munde führen können. — Es ist nicht der Geschmack allein, der sie verleitet. Die Hauptursache ist, daß sie berauscht seyn wollen. In Ermangelung starker Getränke berauschen sie sich daher mit Tabak, welchen sie so lange schmauchen, bis sie die Besinnung ganz verloren haben. Männer und Weiber sind gleichmäßig auf den Tabak erpicht. Sie geben dafür alles weg, was sie haben, und unterziehen sich der schwersten Arbeit. Sie

behaupten, daß der Tabak sie stärke und aufmuntere. Sie haben auch eine andere Pflanze, die sie eben so hoch schätzen, Dacha genannt, welche sie zuweilen mit dem Tabak vermengen. Sie sagen, daß sie Sorge und Bekümmerniß eben so gut vertreibe, als Wein und Brauntwein, und die süßesten Gedanken erwecke. So viel ist gewiß, daß sie sie berauscht und zuweilen wüthend macht. Die Folgen hiervon sind gewöhnlich Streitigkeiten und Schlägerei. Aber selbst in diesem Zustande haben ihre Weiber so viel Macht über sie, daß die Sache durch sie beigelegt wird, und die Schlägerei durch ihre Gegenwart aufhört. — Wer sollte den Hottentotten so viel Galanterie zutrauen? *)

Aus dem Beispiele der Hottentotten lernen wir, daß es nicht so sehr der Geschmack ist, der sie verleitet, sich zu berauschen, als die angenehme Empfindung, die der Rausch ihnen gewährt. Dasselbe bemerken wir an den Türken. — Es ist ihnen verboten, Wein zu trinken. Mahomed, der sein Volk kannte, hat es ihnen sehr weislich untersagt; denn kein Volk kann wüthender und blutdürstiger seyn, als die Türken, wenn sie vom Weine berauscht sind. Zwar übertreten viele dieses Verbot, wenn sie glauben, es ungestraft thun zu können, nehmen aber, in Ermangelung des Weins, ihre Zuflucht zu Opium, der auch berauscht, aber zugleich den schädlichsten Einfluß auf die Gesundheit hat. Die Türken, die sich an einem unmäßigen Gebrauch des Opiums gewöhnt haben, kann man leicht an einer Verflechtung der Glieder kennen, welche dieses Gift in der Länge der Zeit zur Folge hat. Da sie sich gewöhnt haben, nicht angenehm leben zu können, ohne in einer Art von Rausch: so ist es komisch, diese Menschen zu sehen, wenn sie versammelt sind, um sich mit diesem Berauschungsmittel zu vergnügen.

Jeder erwartet hierbei einen angenehmen Traum. Durch eine Portion Opium, die sie eingenommen haben,

---

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. I. Kap. 6. u. 16.

werden diese leblosen Säulen in Zeit von drei Viertelstunden, oder höchstens einer Stunde, ganz begeistert. Die Wirkung äußert sich bei einem jeden von ihnen durch hundert verschiedene Geberden, die immer wunderlich, immer lustig sind. Sie fühlen sich alle glücklich. Jeder von ihnen geht nach Hause, und ob er gleich den Gebrauch seines Verstandes verloren hat, so wähnt er sich doch im Besitze der vollkommensten Glückseligkeit, die seine Vernunft nicht im Stande seyn würde, ihm zu geben. Taub gegen das Geschrei der Vorbeigehenden, die ihnen begegnen, und die ein Vergnügen daran finden, sie dahin zu bringen, daß sie ihre Tollheit äußern, glaubt jeder von ihnen, daß er das besitze, was ihm Vergnügen gewährt. Wie es in den öffentlichen Häusern zugeht, so geht es auch in den Privathäusern zu, wo der Herr selbst das Beispiel dieses sonderbaren Schwärmens gibt. Die Rechtsgelehrten sind am meisten dazu geneigt, und alle Derwische berauschen sich mit Opium, und ziehen diese Art Rausch dem des Weines vor *).

Dieses Berauschungsmittel wird auch in China, auf Java und den umliegenden Inseln in großer Menge gebraucht, wahrscheinlich in derselben Absicht, um sich die angenehmen Empfindungen dieses Rausches zu verschaffen. Sie bedienen sich desselben eben so häufig, wie die Türken; aber sie saugen es nicht, wie diese. Dagegen bereiten sie es zu einem Brei oder Mus, das sie oben auf den Tabak streichen, wenn sie ihn in die Pfeife gestopft haben. Wenn sie nun den Tabak rauchen, werden sie von einigen Zügen betrunken und verworren; sind sie aber unvorsichtig, daß sie zu viel davon brauchen, so kommen sie ganz von Sinnen, und werden so rasend, daß sie auf andere los gehen und sie ermorden wollen. Kommt ein solcher, durch Opium rasend

---

*) Totts Efterretninger om Tyrkerne og Tartarerne. B. I. S. 137. ff.

behaupten, daß der Tabak sie stärke und aufmuntere. Sie haben auch eine andere Pflanze, die sie eben so hoch schätzen, Dacha genannt, welche sie zuweilen mit dem Tabak vermengen. Sie sagen, daß sie Sorge und Bekümmerniß eben so gut vertreibe, als Wein und Brantwein, und die süßesten Gedanken erwecke. So viel ist gewiß, daß sie sie berauscht und zuweilen wüthend macht. Die Folgen hiervon sind gewöhnlich Streitigkeiten und Schlägerei. Aber selbst in diesem Zustande haben ihre Weiber so viel Macht über sie, daß die Sache durch sie beigelegt wird, und die Schlägerei durch ihre Gegenwart aufhört. — Wer sollte den Hottentotten so viel Galanterie zutrauen? *)

Aus dem Beispiele der Hottentotten lernen wir, daß es nicht so sehr der Geschmack ist, der sie verleitet, sich zu berauschen, als die angenehme Empfindung, die der Rausch ihnen gewährt. Dasselbe bemerken wir an den Türken. — Es ist ihnen verboten, Wein zu trinken. Mahomed, der sein Volk kannte, hat es ihnen sehr weislich untersagt; denn kein Volk kann wüthender und blutdürstiger seyn, als die Türken, wenn sie vom Weine berauscht sind. Zwar übertreten viele dieses Verbot, wenn sie glauben, es ungestraft thun zu können, nehmen aber, in Ermangelung des Weins, ihre Zuflucht zu Opium, der auch berauscht, aber zugleich den schädlichsten Einfluß auf die Gesundheit hat. Die Türken, die sich an einem unmäßigen Gebrauch des Opiums gewöhnt haben, kann man leicht an einer Verflechtung der Glieder kennen, welche dieses Gift in der Länge der Zeit zur Folge hat. Da sie sich gewöhnt haben, nicht angenehm leben zu können, ohne in einer Art von Rausch: so ist es komisch, diese Menschen zu sehen, wenn sie versammelt sind, um sich mit diesem Berauschungsmittel zu vergnügen.

Jeder erwartet hierbei einen angenehmen Traum. Durch eine Portion Opium, die sie eingenommen haben,

---

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. I. Kap. 6. u. 16.

Gleichgültigkeit alles, was die Engländer ihnen anboten; es fiel ihnen daher nie ein, sie zu bestehlen *).

Erst dann, wann die Vernunft ein wenig entwickelt wird, fängt die Begierde an, sich auf das zu erstrecken, was für den Augenblick nicht ganz nothwendig ist. So sind die amerikanischen Indianer, nach des Salvator Gilii Berichte, außerordentlich begehrlich. Zwar begehren sie nichts von ihren Landsleuten; dagegen verlangen sie von den Europäern ohne Zurückhaltung alles, was sie haben. Sagen sie, daß sie nichts mehr haben, so antworten sie geradezu: du lügst. Gibt man ihnen eins, und versagt ihnen ein anderes, so heißt es: du bist geizig. Von dem verhältnißmäßigen Werthe der Dinge haben sie nicht den geringsten Begriff. Wenn sie z. B. einen Nagel weggeben, sind sie im Stande, ein Beil zu fordern **). Eben so eigennützig sind die Seranos. So lange die Spanier ihnen etwas geben, sind sie bei ihnen wohl gelitten; aber je mehr sie ihnen geben, desto mehr wollen sie haben. Sie thun niemanden einen Gefallen, wenn man sie nicht im voraus dafür bezahlt; und wenn sie hoffen können, ein wenig zu stehlen, laufen sie Meilen weit. Sie sind eben so große Betrüger im Handel, als sie verwegne Räuber sind ***). So wächst die Begierde beständig mehr, und artet zuletzt, theils durch selbstgemachte Bedürfnisse, welche die Natur nicht fordert, theils durch eine falsche Schätzung der Dinge bei den gesitteten Völkern in Geiz und Kargheit, und bei den rohern in Geneigtheit zum Diebstahl und Plünderung aus.

Es würde eine Beleidigung der wilden und rohen Menschen seyn, wenn man glauben wollte, daß ihre natürliche Begehrlichkeit bei allen ausgeartet sey, oder daß alle rohe

*) Hawkesworth. a. St. B. III. S. 560.

**) Nachrichten vom Lande Guiana; von Salvator Gilii. S. 306.

***) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. B. XVI. S. 501.

Menschen zum Rauben und Stehlen geneigt wären. Es gibt hingegen viele Völker, die sehr treu und ehrlich sind. — Bei einigen scheint diese Ehrlichkeit die Wirkung einer natürlichen Gutmüthigkeit zu seyn; z. B. bei den Hottentotten. Diese sind ihrer Treue wegen treffliche Dienstboten. Obgleich sie auf Wein, Branntwein und Tabak sehr erpicht sind, so rühren sie es doch niemals an, wenn es ihnen anvertraut ist, und erlauben auch nicht, daß andere es thun *). So auch die Kabobikesen. Begehrlichkeit und Eigennutz sind ihrem Charakter ganz fremd. Vaillant hatte keine so uneigennützige Nation gesehen. Sie waren eben so freigebig, als uneigennützig. Sie brachten ihm alle Abende eine beträchtliche Menge Milch ins Lager, und leisteten nie seinen Leuten Gesellschaft, ohne ihnen einige Hämmel zu schenken. Sie waren hierin von den Groß-Namakesen sehr verschieden, die immer, wie Bettler, die Hände mit einem kläglichen Tone ausstreckten, und um alles baten, was sie sahen **). So sind die Orotchysen auch ein sehr gutmüthiges und freigebiges Volk. Sie scheinen nicht einmal das Laster des Diebstahls zu kennen. Die Franzosen konnten ihnen daher mit der vollkommensten Sicherheit alles anvertrauen, was sie hatten ***). Das nämliche gilt von den Einwohnern von Crillon, einer Bay auf der Spitze der Insel Segalien. Diese sind zwar begehrlich und eigennützig. In Hinsicht auf Dankbarkeit waren sie weit von den Orotchysen unterschieden, die, weit entfernt Geschenke zu erbitten, dieselben zuweilen mit Beharrlichkeit ausschlugen, und oft dringend um Erlaubniß baten, dieselben erwiedern

---

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. I. Kap. 6.

**) Le Vaillants neue Reise in das Innere von Afrika. B. II. S. 146.

***) La Perouse's Reise um die Welt, B. II.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVII. S. 75.

zu dürfen. Dagegen ging die Zudringlichkeit jener, um neue Geschenke zu erhalten, bis zum Ungestüm. Ihre Dankbarkeit ging ihrer Seits nie so weit, den Franzosen auch nur Lachs anzubieten, obgleich ihre Piroguen damit angefüllt waren. Wenn sie ihn verkaufen wollten, war der Preis so übertrieben, daß sie ihn oft wieder an das Land bringen mußten. Man sollte billig glauben, daß diese Leute, die so eigennützig und begehrlich sind, auch zum Stehlen geneigt seyn sollten. La Perouse gibt ihnen aber das Zeugniß, daß sie zu gewissenhaft sind, um etwas zu nehmen, was man ihnen nicht gäbe, so daß die Franzosen ihnen eben so sicher alles anvertrauen konnten, was sie wollten, als den Orotchysen *). Diese Redlichkeit ist ohne Zweifel nicht allein eine Folge ihrer Gutmüthigkeit, sondern auch der Kultur, die, wie La Perouse sagt, bei diesem Volke einen guten Anfang gemacht hat.

Allein wie einige aus einer gewissen natürlichen Gutmüthigkeit redlich und ehrlich sind, so sind es andere aus einem gewissen Ehrgefühle. Denn man hat viele Beispiele, daß nicht allein rohe, sondern auch zuweilen wilde Völkerschaften, wenn sie nur nicht ganz thierisch sind, bei aller ihrer Rohheit ein gewisses Ehrgefühl haben, welches dieselbe Wirkung auf sie hat, als Kultur und Moral bei andern. — Dieses gilt von den Siamern. Sie haben viele schlechte Seiten. Verstellung und Neigung zum Lügen sind bei ihnen angeborne Laster. Sie halten fest auf ihre Gewohnheiten sowohl aus Faulheit, als aus Hochachtung gegen die Gebräuche ihrer Vorfahren. Diese Anhänglichkeit an das Alte muß natürlicherweise ihnen die Fortschritte in der Kultur erschweren. Sie sind nicht neugierig, bewundern daher auch nichts. Sie sind träge und arbeiten nicht, außer wenn die Noth sie dazu treibt. Wirksamkeit halten sie

*) La Perouse, a. St. S. 96. ff.

für kein Verdienst. Sie sind arglistig und unbeständig, wie alle Leute, die ihre eigene Schwäche einsehen. Wer glimpflich mit ihnen umgeht, dem begegnen sie mit großem Stolze; hingegen sind sie zurückhaltend gegen diejenigen, die mit Stolz auf sie hinab blicken. Geiz ist überdies bei ihnen ein Hauptlaster; das Sonderbarste hierbei ist aber dies, daß sie Vermögen suchen, nicht um es zu genießen, sondern um es zu vergraben, welches sie doch wahrscheinlich thun, um den Erpressungen der Obrigkeit zu entgehen. — Sollte man nicht glauben, daß ein Volk, welches Geiz mit Trägheit vereinigt, auch zum Diebstahl geneigt seyn sollte? Allein dieses Volk ist zugleich stolz und sein Stolz hält der Geneigtheit zum Diebstahl das Gegengewicht. Wie das Betteln bei ihnen nicht nur des Bettlers eigene Person, sondern auch seine ganze Anverwandtschaft beschimpft, so ist der Diebstahl noch weit schimpflicher, und zwar nicht so sehr dem Diebe selbst, als seinen Anverwandten, wahrscheinlich, weil sie vermuthen, daß Mangel an Unterstützung der Anverwandtschaft die Ursache sey, daß ein solcher zum Bettler und Dieb wird, oder auch, weil sie die Familie bewegen wollen, ihren Anverwandten eine solche Unterstützung angedeihen zu lassen, daß diese nicht aus Mangel betteln oder stehlen sollen. Doch können sie, so schimpflich auch der Diebstahl ist, der Versuchung nicht leicht widerstehen, wenn sich eine gute Gelegenheit gleichsam von selbst darbietet *).

Das nämliche kann man wohl auch von den Bewohnern der Küste von Senegal sagen. Sie sind erkenntlich gegen ihre Herren, die ihnen gut begegnen; es gibt keine Dienstboten in der Welt, die mäßiger, in ihrem Dienste wachsamer und ihrer Herrschaft ergebener wären, als diese Leute. Die Ursache hiervon ist ohne

---

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von de la Loubere. Abtheil. 2. Kap. 15.

Zweifel auch ihr Ehrgefühl. Von Jugend auf legen sie sich aufs Reiten und Jagen wilder Thiere. Diese Uebungen geben ihnen ein freies und edles Ansehen. Sie dulden nicht leicht einen Schimpf, den jemand ihnen zufügt *). Sollte es nicht ein Gefühl des Stolzes seyn, das sie von der niedrigen Handlung abhält, andere ihres Eigenthums zu berauben?

Das nämliche kann man vielleicht auch von den russischen Lappen urtheilen. Sie sind träge, aber friedlich, nicht leichtsinnig und doch munter im Umgange. Ihrer Obrigkeit sind sie ergeben, aber mißtrauisch und betrügerisch im Handel. Sie sind stolz auf ihr Vaterland und ihre Verfassung und für dieselben und sich selbst so eingenommen, daß sie außerhalb ihres Vaterlandes beinahe vor Heimweh sterben. Sie haben auch eine gewisse Rangordnung, die sich auf Alter und Vermögen gründet; allein ihre Begierde nach dem letztern ist ihre größte Leidenschaft, und Eigennutz macht sie daher sehr hart gegen Nothleidende. — Sollte man nicht glauben, daß solche Menschen, die keine Kultur haben, sich von Geiz und Eigennutz beherrschen lassen, und, von diesen Leidenschaften verleitet, Betrügereien in ihrem Handel begehen können, auch zum Diebstahl geneigt seyn sollten? Das sind sie aber nicht. Ich sehe nicht ein, was sie von diesem Laster abhalten kann, wenn es nicht der Stolz ist, den sie zugleich haben **). Zwar schämen sie sich ihrer Betrügereien nicht. Allein die Menschen machen gewöhnlich einen Unterschied zwischen betrügen und stehlen. Derjenige, der im Handel seinen Mitmenschen um Tausende betrügen kann, würde gewiß darum nicht einen Thaler aus seiner Tasche stehlen können. Das letztere hält man für schimpflich, das erstere nicht. Ehr-

---

*) Neue Sammlung von kleinen interessanten Reisebeschreibungen. Thl. I. S. 268. ff.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Erste Ausgabe. S. 4. ff.

gefühl scheint mit dem erstern, aber nicht mit dem letztern wohl bestehen zu können.

Noch einen Beweggrund finde ich, der die rohen Menschen vom Diebstahl abhält, Genügsamkeit nämlich und Zufriedenheit mit dem, was sie haben. Die Karaiben mögen uns als Beispiel dienen. Diese Menschen sind friedlich und wohlthätig. Sie sind solche Feinde des Zwangs, daß, wenn einer zum Gefangenen gemacht wird, er sich darüber bald zu Tode grämet. Mit Glimpf kann man von ihnen alles erhalten. Ehrgeiz und Geldsucht kennen sie nicht. Sie sind sorglos und zufrieden mit dem, was sie sind und haben, und mit dem, was ihr Land hervorbringt. Gehen sie auf die Jagd oder Fischerei, legen sie einen Garten an, bauen sie eine Hütte, so geschieht solches ohne Eilfertigkeit und gleichsam nur zum Zeitvertreibe. Sie wundern sich, wenn sie bei den Europäern eine so große Begierde nach Gold und Silber spüren, da sie doch Glas und Krystall genug haben können, welches sie weit höher schätzen. Wenn sie einen Europäer in tiefen Gedanken sitzen sehen, bedauern sie ihn, daß er so weit her zu ihnen gekommen ist, um Schätze zu sammeln. Sie fragen sie oft, ob sie durch Schätze ihrem Gotte angenehmer, ob sie dadurch unsterblich werden, oder sie mit sich ins Grab nehmen. — Ein schöner Gedanke von Wilden! — Diese glückliche Denkungsart macht, daß Plündern und Stehlen bei ihnen ein Hauptverbrechen ist, wenn andere Wilde dagegen sich solche Handlungen als eine Ehre anrechnen. Sie leben aber darum auch ohne Mißtrauen unter einander und lassen ohne Furcht ihre Hütten offen stehen *). Man lebt also in der Rücksicht sicherer unter den Karaiben, als unter den Christen. Was die beste Religion bei diesen nicht ausrichten kann, das kann eine bloße natürliche Genügsamkeit bei jenen bewirken.

---

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. S. 6. Hauptst. 15. Abschn. 15.

Man hat also verschiedene Beispiele, daß es wilde und rohe Menschenarten gibt, die keine Neigung zum Diebstahl haben; diese sind aber auch nur Ausnahmen von der Regel. Geneigtheit zum Diebstahl ist überhaupt ein Hauptzug des Charakters der rohen Menschen. Dieses Laster ist eben so allgemein, als die Begehrlichkeit und Ungenügsamkeit des Menschen. Allein die Ungenügsamkeit ist doch nicht die einzige Ursache ihrer Geneigtheit zum Diebstahl. Einige scheinen blos durch das Bedürfniß dazu getrieben zu werden. Dieses ist ohne Zweifel mit den Lesghiern, einem Volke auf Kaukasus, der Fall. Innerhalb ihren Gränzen werden Diebstahl, Schlägerei, Todtschlag und dergleichen Verbrechen, welche ihre bestimmte Strafe haben, nicht geduldet. Ehebruch, Unzucht und andere unnatürliche Laster sind bey diesem Volke gänzlich unbekannt. Blutschande und Selbstmord sind auch unter ihnen ganz unerhört. Dieses Volk hat also verschiedene Vorzüge. Es scheint aber, als wenn Mangel an vielen von den Nothwendigkeiten des Lebens sie nöthige, Räuber zu seyn, und alles, was sie außerhalb ihren Gränzen erhaschen können, als ihr rechtmäßig erworbenes Eigenthum anzusehen. Dieses Volk treibt beinahe kein Gewerbe. Ihre Viehzucht und ihr Ackerbau scheinen auch nicht zu ihrem Unterhalte hinlänglich zu seyn. Es bleibt ihnen also kein anderes Mittel zur Erhaltung des Lebens, als sich durch Krieg oder Plünderung das Nothwendige zu verschaffen. Zu dem Ende wählen sie sich einen Anführer, der ihr ganzes Vertrauen gewonnen hat. Diesem folgen sie ohne Widerspruch allenthalben, und theilen Glück und Unglück mit ihm, so lange sie Hoffnung haben, etwas dabei zu gewinnen. Sie rauben nicht allein Sachen, sondern auch Menschen. Wenn sie einen gefangen und in Sicherheit gebracht haben, benachrichtigen sie seine Freunde und Anverwandten davon, daß sie ihn gegen ein Lösegeld wieder zurück erhalten können, wenn sie wollen *).

*) Reineggs allgemeine historisch-topographische Beschreibung des Kaukasus. Thl. I. S. 190. ff.

Das nämliche gilt wohl auch von den sogenannten Buschmännern. Diese sind verlaufene Menschen von den hottentottischen Stämmen, die sich in den Gebüschen herum aufhalten, aus welchen sie Ausfälle machen, um zu plündern und zu stehlen, als das einzige Mittel, wodurch sie, wie es scheint, sich ernähren können. Sie stehlen recht eigentlich; denn sie greifen ihre Nachbarn selten offenbar an, sondern nehmen ihr Vieh heimlich des Nachts weg. Doch haben sie Lanzen und Pfeile bei sich, um sich zur Wehre zu stellen, wenn sie entdeckt werden sollten. Diese Waffen vergiften sie mit dem Safte gewisser Kräuter, und verstehen sie mit vieler Genauigkeit zu werfen. Wenn sie auch nur einen Stein in der Hand haben, werden sie in einer Entfernung von hundert Schritten zu mehrern Malen nach einander ein Ziel treffen können, das nicht größer, als eine Krone, ist, ohne dasselbe zu verfehlen *). Ohne Zweifel ist es Bedürfniß und Hunger, was diese Menschen zu Dieben macht. In einer bessern Lage wären sie es vielleicht nicht.

Ich will noch die Araber unter diejenigen rechnen, die vielleicht aus Noth stehlen und plündern. Dieses Volk hat viele gute Seiten. Sie enthalten sich sehr der Laster, welche die Sitten der Europäer beflecken. Die Christen, die in Dörfern leben, die unter ihrer Herrschaft stehen, werden von ihnen sehr glimpflich behandelt und, in Hinsicht auf ihre Religion, durchaus nicht beunruhigt; in welchem Stücke sie die Türken beschämen, die unter allerlei Art von Vorwänden die Christen plagen. In ihren Zelten oder Dörfern wird man gut aufgenommen und mit dem Wenigen bewirthet, was sie haben. Diese Sitte haben sie mit den Türken, Mauren und Persern gemein, die mit Vergnügen Freunde zu Tische nehmen, sich eine Ehre daraus machen und es für einen Segen halten, den Gott ihnen zuschickt. Von Natur sind die Araber ehrbar, ernsthaft, mä-

*) Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. IV. S. 820. ff.

sig in allen Dingen. Sie lieben ein stilles und sittsames Wesen. Sie lachen nie oder sehr selten; und diejenigen, die das männliche Alter erreicht haben, können selbst durch die possierlichsten Erzählungen kaum zum Lächeln gebracht werden. Das Muntre und Lächelnde halten sie nur für etwas Angenehmes im Gesichte eines Weibes, aber einem verständigen Manne für unanständig. Sie reden wenig, und niemals ohne Noth. In Gesellschaften hören sie ruhig einander zu, und fallen niemals einem in die Rede; eine Höflichkeit, die unter den gesitteten Völkern in Europa zu wünschen wäre. Ihr Umgang ist immer nach den strengsten Regeln der Wohlanständigkeit eingerichtet. Sie sind nur in ihren Komplimenten etwas zu weitläufig. Sie sprechen niemals in Gesellschaften übel von jemanden; und sind sie genöthigt, von allgemein bekannten Lastern ihrer Freunde zu sprechen, so fügen sie immer hinzu: Gott schenke ihm seine Gnade, daß er sich verändern und ein guter Mensch werden möge! — Wiederum ein Muster für die Menschen unsrer Zeiten, die sich in Gesellschaften von den Fehlern anderer unterhalten. — Sie widersprechen keinem, wenn er auch etwas Ungereimtes sagt, dringen auch keinem ihre Meinungen auf. Für Brod und Salz haben sie eine besondere Hochachtung. Wenn man bei ihnen ist, und sie eine anständige Bitte thun wollen, so sagen sie: thue dieses des Brodes und Salzes wegen, das zwischen uns gewesen ist. Sie bedienen sich dessen auch, wenn sie etwas bestätigen oder verneinen wollen. Das Geld der Franken mischen sie niemals unter das der Türken. Sie glauben, daß die Franken sich niemals etwas auf eine ungerechte Weise erwerben und daß ihr Geld daher Segen bringe. Sie suchen es deshalb lange zu verwahren. Das Geld der Türken hingegen geben sie bald aus, weil sie es für unrein halten, da die Türken es durch Wucher, Erpressungen und Bedrückung der Armen sammeln. — Diese Meinung ist zwar in einem Wahne und im Aberglauben gegründet; sie zeigt aber doch, daß sie Ungerechtigkeit

gegen andere für ein Verbrechen halten, das keinen Segen bringen kann.

Ist es möglich, diese Schilderung der Araber zu lesen, ohne sich über die guten Eigenschaften zu freuen, die man auch bei Menschen finden kann, welche ganz im Stande der Natur leben? Wie schnell hört aber diese Freude auf, wenn man hört, daß diese, sonst so ehrlichen, treuen, mäßigen, gastfreien, Menschen auf den Landstraßen Räuber sind, und daß es bei ihnen für kein größeres Verbrechen gehalten wird, die Reisenden zu plündern, als bei uns auf die Jagd zu gehen. Sie entschuldigen aber ihre Straßenräuberei damit, daß dies das einzige Mittel zu ihrem Unterhalte sey, das ihnen übrig geblieben ist, nachdem sie aus ihrem Vaterlande vertrieben worden sind. Sie begnügen sich auch damit, blos die Waaren der Reisenden zu nehmen, die ihnen in die Hände fallen, und begegnen ihnen übrigens nicht übel. Wenn die Reisenden aber sich entschlossen zur Wehre setzen und sie verwunden, da schonen sie kein Blut, und tödten alle diejenigen, die sie einholen können *).

So ist der Mensch ohne Kultur und vernünftige Grundsätze in Streit und Widerspruch mit sich selbst. Ich will es zugeben, daß die Noth sie zum Plündern bringen kann; aber daß sie denjenigen tödten, der blos Einen verwundet, um sein Eigenthum zu vertheidigen; daß sie aus Rache die Flüchtenden einzuholen suchen und alle diejenigen, deren sie habhaft werden können, ermorden, blos weil ein einziger einen von ihren Leuten verwundet hat, das ist eine Barbarei, die mit den vielen vorzüglichen Eigenschaften dieses Volks unvereinbar ist. Und hier müssen nationelle und religiöse Vorurtheile mit im Spiele seyn, um einen so großen Kontrast in dem Charakter dieser Menschen hervor zu bringen.

Ob es aber gleich möglich ist, daß die Araber in ihrer

---

*) Reisen des Arvieux. Hauptst. 7. in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. IV. S. 80. ff.

sig in allen Dingen. Sie lieben ein stilles und sittsames Wesen. Sie lachen nie oder sehr selten; und diejenigen, die das männliche Alter erreicht haben, können selbst durch die possierlichsten Erzählungen kaum zum Lächeln gebracht werden. Das Muntre und Lächelnde halten sie nur für etwas Angenehmes im Gesichte eines Weibes, aber einem verständigen Manne für unanständig. Sie reden wenig, und niemals ohne Noth. In Gesellschaften hören sie ruhig einander zu, und fallen niemals einem in die Rede; eine Höflichkeit, die unter den gesitteten Völkern in Europa zu wünschen wäre. Ihr Umgang ist immer nach den strengsten Regeln der Wohlanständigkeit eingerichtet. Sie sind nur in ihren Komplimenten etwas zu weitläufig. Sie sprechen niemals in Gesellschaften übel von jemanden; und sind sie genöthigt, von allgemein bekannten Lastern ihrer Freunde zu sprechen, so fügen sie immer hinzu: Gott schenke ihm seine Gnade, daß er sich verändern und ein guter Mensch werden möge! — Wiederum ein Muster für die Menschen unsrer Zeiten, die sich in Gesellschaften von den Fehlern anderer unterhalten. — Sie widersprechen keinem, wenn er auch etwas Ungereimtes sagt, dringen auch keinem ihre Meinungen auf. Für Brod und Salz haben sie eine besondere Hochachtung. Wenn man bei ihnen ißt, und sie eine anständige Bitte thun wollen, so sagen sie: thue dieses des Brodes und Salzes wegen, das zwischen uns gewesen ist. Sie bedienen sich dessen auch, wenn sie etwas bestätigen oder verneinen wollen. Das Geld der Franken mischen sie niemals unter das der Türken. Sie glauben, daß die Franken sich niemals etwas auf eine ungerechte Weise erwerben und daß ihr Geld daher Segen bringe. Sie suchen es deshalb lange zu verwahren. Das Geld der Türken hingegen geben sie bald aus, weil sie es für unrein halten, da die Türken es durch Wucher, Erpressungen und Bedrückung der Armen sammeln. — Diese Meinung ist zwar in einem Wahne und im Aberglauben gegründet; sie zeigt aber doch, daß sie Ungerechtigkeit

re, daß die Hoffnung, einen Reisenden einer Kleinigkeit zu berauben, das Leben desselben oft in Gefahr setzen kann. — Man rühmt ihre Gastfreiheit; sie können auch die Reisenden, dem Ansehen nach, freundschaftlich empfangen und sie in ihrem Zelte bewirthen; allein wenn sie Gelegenheit dazu finden, können sie dieselben auch auf den Landstraßen ausplündern*).

Man findet auch, daß der Diebessinn und die Raubsucht der Einwohner von Biledulgerid einzig und allein ihrem Geize zuzuschreiben ist. Es ist nicht Bedürfniß, das ihnen dieses zu einer Nothwendigkeit macht. Sie plündern blos, um zu haben, nicht um zu gebrauchen, was sie rauben. Diese unersättliche Begierde, Reichthümer zu sammeln, ist eine Quelle der allergrößten Verbrechen. Durch Geld können sie alle versöhnt werden. Schwängert auch ein Christ ein maurisches Weib; ist er Sklave, und schlägt seinen Herrn; tödtet ein Araber einen von seinen Landsleuten, so können alle diese Verbrechen durch Geld abgethan werden. Diese unersättliche Begierde nach Geld ist allein die Ursache, daß sie sich zuweilen haufenweise zusammen rotten, und die Einwohner von Sahara und an der marokkonischen Gränzen plündern. — Diese Leidenschaft ist um so unbegreiflicher, da dieses Volk das Geld nicht gebrauchen kann. Sie sammeln mit der größten Sorgfalt, und versagen sich eher selbst die größten Nothwendigkeiten, als daß sie sich bequemen sollten, einen Schilling auszugeben. Stirbt ein Hausvater, so geht es hier, wie bei den obgenannten Arabern; man findet nichts nach seinem Tode, ob man gleich weiß, daß er bei seinen Lebzeiten Geld zusammen gescharrt, da er es sorgfältig vor den Augen der Welt verborgen hat **). Welche Schätze werden die Europäer nicht allmälich in diesen Ländern vergraben finden, wenn es ihnen einst gelingen sollte, sie in Besitz zu bekommen? Und es ist kaum zu bezweifeln, daß es einmal geschehen wird.

---

*) Reise in die Barbarei, von Poiret. Thl. I. Brief 15.

**) Follie's Reise in die Wüste Sahara.

Diese Begierde nach fremdem Eigenthum, sie sey in wirklicher Noth oder in bloßer Geldgierde gegründet, die bei den wilden und rohen Völkern ohne alle Vorwürfe des Gewissens in Diebstahl und Plünderung ausartet, haben zwar die gebildeten Völker großentheils mit ihnen gemein; sie äußert sich aber nicht auf eine so grobe Art. Zwar erlauben sie sich eine geheime Betrügerei, und diese kann unter sehr verschiedenen Formen verübt werden; aber Diebstahl und Plünderung halten sie doch für schimpflich. Die wilden und rohen Völker hingegen halten diese Ausbrüche der Begierde weder für schimpflich, noch strafbar. Aus Mangel an Kultur haben sie in diesem Stücke nicht so feine Gefühle, und keinen oder nur einen sehr dunkeln Begriff von Eigenthum. Man findet daher, daß Völker von einem sonst sehr guten Charakter gar kein Bedenken tragen, zu stehlen. Die Bewohner der Freundschaftsinseln mögen hier zum Beweise dienen.

Güte und Sanftmuth ist in ihren Gesichtszügen sehr deutlich ausgedrückt, und von jener Wildheit, die andere wilde Völkerschaften auszeichnet, ist keine Spur darin zu sehen. Ihre Herrschaft über die Leidenschaften ist vielvermögend, ihr ganzes Betragen männlich. Dabei sind sie zugleich offen, fröhlich und gutmüthig. Nur in Gegenwart ihrer Oberhäupter nehmen sie zuweilen ein ernsthaftes Wesen an. Alle Fremde werden bei ihnen freundschaftlich aufgenommen. Anstatt, wie andere Insulaner im Südmeere, offenbar oder heimlich einen Angriff zu wagen, verübten sie auch nicht die mindeste Feindseligkeit; vielmehr suchten sie, nach Art gesitteter Völker, das Verkehr mit ihren Gästen anzufangen und zu unterhalten. Sie verstanden sich sehr gut auf den Tauschhandel, und nach Cook's Berichte gibt es vielleicht keine Nation in der Welt, die mit so viel Ehrlichkeit und so wenig Mißtrauen dabei zu Werke geht. Gereuete jemanden sein Kauf, so wurden die Waaren gutwillig zurück gegeben. Ueberhaupt besitzen sie mehrere Eigenschaften, die der Menschheit Ehre machen; der-

gleichen sind Fleiß, Erfindungsgeist, Beharrlichkeit, Leutseligkeit. — Sollte man wohl vermuthen, daß Menschen, die so leutselig, so gutmüthig, so ehrlich in ihrem Handel sind, zugleich Diebe seyn könnten? Und nach Cook's Berichte sind diese Insulaner von jedem Alter und Geschlechte dem Hang zum Stehlen in hohem Grade ergeben. Wahrscheinlich hat der unwiderstehliche Reiz der Neuheit unzähliger Dinge, die sie bei den Europäern wahrnahmen, sie dazu verleitet. Die neuen und seltnen Gegenstände, die sie hier sahen, erregten ihre Neugierde und das Verlangen, etwas zu besitzen, das ihnen bisher nicht vorgekommen war. Sie nahmen daher alles, was sie sahen, ehe sie noch darauf gedacht haben konnten, wozu es zu gebrauchen wäre *). Hätten aber diese gutmüthigen Insulaner einen richtigen Begriff vom Eigenthumsrechte gehabt, hätten sie die Schändlichkeit, oder Strafbarkeit des Diebstahls eingesehen, so ist es kaum zu vermuthen, daß sie ihn würden begangen haben.

Sonderbar ist es, daß dieser Hang zum Stehlen im Südmeere beinahe allgemein ist, und den meisten Völkerschaften in diesem Ocean gleichsam angeboren zu seyn scheint. Die Ursache ist wahrscheinlich allenthalben die nämliche, die ich angeführt habe. Sie wissen nämlich nicht, wie strafbar und schimpflich der Diebstahl ist. Daher fand man, daß die Bewohner der Sandwichsinseln, ob sie gleich den Engländern sehr freundlich begegneten, sie doch zu bestehlen suchten, und wenn sie über dem Diebstahl ergriffen wurden, äußerten sie nie das geringste Zeichen von Scham und Reue **).

Die Gewinnsucht der Bewohner der Osterinsel ging so weit, daß sie sich offenbare Gewaltthätigkeiten erlaubten, um Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren zu den Frau-

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 96. ff.

**) Portlock's und Dixons Reise um die Welt. Kap. 13.

zosen zu schleppen, in der Hoffnung, sich dasjenige zueignen zu können, was diese verdienen würden. Es schien, als wenn sie über ihre Weiber das Recht eines Ehemannes nicht hätten; und wenn sie es auch wirklich hätten, so waren sie sehr geneigt, sich desselben des Vortheils wegen zu begeben. — Sie reizten selbst die Franzosen, sich der Gunstbezeugungen der Weiber zu bedienen, und während der Zeit, daß dies geschah, stahlen sie ihnen die Hüte von den Köpfen, und die Schnupftücher aus den Taschen. Einer von ihnen, der eine Art von Obern vorstellte, und den einer von den Officieren mit einem Bock nebst einer Ziege beschenkte, nahm dies Geschenk mit der einen Hand an und stahl ihm mit der andern sein Schnupftuch. In Europa, sagt la Perouse, sind die abgefeimtesten Betrüger noch lange nicht so arge Heuchler, wie diese Insulaner. Alle ihre Schmeicheleien und Liebkosungen waren weiter nichts, als Verstellung. Nie drückten ihre Gesichtszüge ein wirklich empfundenes Gefühl aus. Unter allen Insulanern durften die Franzosen denjenigen am wenigsten trauen, welche sie am reichlichsten beschenkt hatten, und die ihnen zum Schein tausend kleine Gefälligkeiten zu erzeigen suchten. Kurz, ihr ganzes Benehmen gegen die Franzosen bewies, daß sie wenig Achtung für fremdes Eigenthum hatten. An ihren Diebstählen schienen sie insgesammt Antheil zu haben; denn kaum war einer dergleichen vollbracht, so eilten sie auch gleich, wie ein Flug scheuer Vogel, davon. Als sie aber sahen, daß die Franzosen keinen Gebrauch von ihren Schießgewehren machten, kamen sie, nach Verlauf einiger Minuten, wieder zurück und benutzten sodann den nächsten günstigen Augenblick, sie von neuem zu bestehlen *). — Daß sie die Flucht ergriffen, beweiset, daß sie dergleichen Handlungen für ungerecht hielten, und folglich einen Be-

---

*) La Perouse's Reise um die Welt, B. I. im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen B. XVI. S. 199. ff. und B. II. S. 266.

griff von Eigenthum haben mußten. Für schimpflich müssen sie sie aber nicht gehalten haben; denn wenn es ihnen gelungen war, den Franzosen die Hüte zu stehlen, machten sie sie zum Gegenstande ihres Gespöttes, und betrugen sich, wie unerzogene Schuljungen, die ihr ganzes Vergnügen darin finden, den Vorübergehenden jede Eulenspiegelstreiche zu spielen.

Unter den Einwohnern von Prinz Wilhelms Sund wird Diebstahl eben so wenig für schimpflich gehalten. Diese sind ein gutmüthiges Volk und bezeigten sich sehr friedlich. Die Männer schienen sehr zärtlich gegen ihre Weiber und Kinder zu seyn. Sie waren aber eifersüchtig und wurden sehr heftig, wenn jemand sich gegen ihre Weiber unanständige Freiheiten herausnehmen wollte, welches ein Beweis ist, daß sie doch einen Begriff von Sittsamkeit hatten. Von der Unmoralität des Diebstahls hatten sie aber keinen Begriff. Der Hang zum Stehlen ging sogar bei ihnen so weit, daß sie nicht allein Fremde, sondern selbst ihre Landsleute bestahlen, welches doch unter den Insulanern im Südmeere ungewöhnlich ist. Ward aber einer von ihnen ergriffen, so gab er das Gestohlne lachend zurück, und war dabei ganz unbekümmert, als wenn nichts geschehen wäre, welches beweist, daß sie das Laster des Diebstahls nicht für schimpflich hielten. Es schien sogar, als wenn das Stehlen bei ihnen eher rühmlich, als schimpflich wäre, wenn sie nur mit Schlauheit zu stehlen wüßten *).

Das Nämliche gilt auch von den Neuseeländern. Sie sind eben so sehr zum Stehlen geneigt, und nehmen alles weg, was sie unbemerkt erhaschen können. Im Handel sind sie eben so unredlich, wenn sie hoffen können, es ungestraft zu thun, und bezeigen die un-

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Thl. II. S. 372.

mäßigste Freude, so oft es ihnen gelingt, jemanden zu überlisten *).

Weil ich von den Inseln im Südmeere so viele Beispiele angeführt habe, so muß der Leser nicht glauben, daß es mit der Sittlichkeit in den andern Welttheilen besser aussehe. Ich will, um nicht zu weitläufig zu werden, nur ein Beispiel von jedem Welttheile anführen. — Die Sumatraner halten es gar nicht für ein Laster, in ihren Geschäften mit Fremden betrüglich zu seyn **). Die Beninen, ein afrikanisches Volk, machen sich gar kein Gewissen, des Nachts zu stehlen, was sie am Tage verkauft, und wofür sie Bezahlung erhalten haben ***). Die Anwohner des französischen Hafens, auf der nordwestlichen Küste von Amerika, haben denselben Fehler und schämen sich dessen eben so wenig. Sie ergriffen jede Gelegenheit, um die Franzosen zu bestehlen, rissen das Eisen ab, welches leicht los zu machen war, und gaben vorzüglich Acht, durch welche Mittel sie des Nachts ihrer Wachsamkeit entgehen konnten. La Perouse ließ die Vornehmsten von ihnen an Bord seiner Fregatte kommen, wo er ihnen Geschenke machte; aber sie verschmähten demohngeachtet nie einen Nagel oder irgend eine Kleinigkeit, die sie stehlen konnten. Wenn sie eine lächelnde und sanfte Miene annahmen, so war er gewiß, daß sie etwas gestohlen hatten. Er überhäufte ihre Kinder mit Liebkosungen und kleinen Geschenken; aber die Eltern schienen unempfindlich gegen diese Aeußerung des Wohlwollens. Der Vater be-

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. I. S. 176.

**) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 223. ff.

***) Ueber die Einwohner des Königreichs Benin, von Palisot-Beauvois in den allgemeinen geographischen Ephemeriden. B. VII. St. V. S. 407.

nutzte jeden Augenblick, wo die Franzosen sich mit seinem Kinde am meisten beschäftigten, um alles, was ihm in die Hände kam, unter seiner Decke von Fellen zu verstecken; und wenn sie Sachen von geringem Werthe von denen begehrten, die sie vor Kurzem mit Geschenken überhäuft hatten, so gelang diese Probe ihrer Großmuth nie *). Zu der Neigung dieser Insulaner zum Diebstahl gesellte sich also ein hoher Grad von Undankbarkeit.

So sind die rohen Menschen überhaupt allenthalben, in allen Welttheilen und unter allen Himmelsstrichen sich selbst gleich. Das Klima macht hier keinen Unterschied. Begehrlichkeit gehört zu der Natur des Menschen, und wo keine Kultur, keine gesunden Grundsätze sie beschränken, wird sie zur andern Natur und artet in den Hang zum Stehlen und zur Raubsucht aus. Haben sie auch einen schwachen Begriff von Eigenthum, so haben sie darum keinen Begriff von der Moralität ihrer Handlungen. Wie strafbar und schändlich diese sind, wissen sie nicht; und haben sie auch eine schwache Empfindung von Recht und Unrecht, so wird diese von der weit mächtigern Begierde erstickt.

Es gibt indeß viele rohe Völkerschaften, die es zwar nicht strafbar und schändlich finden, Fremde zu bestehlen und zu plündern, aber es für unrecht und schändlich halten, einander zu bestehlen. Sie haben keinen Begriff von allgemeiner Menschenliebe. Nur diejenigen, die zu ihrem Stamme oder Volke gehören, sind ihre Mitmenschen, ihre Brüder. Diesen glauben sie etwas, allen andern hingegen, die nicht dazu gehören, nichts schuldig zu seyn.

Die Otaheitier sind ein Volk, das viele gute Seiten hat. Ihre Bewegungen sind kraftvoll und leicht.

---

*) La Perouse's Reise um die Welt; B. I.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVI. S. 326.

Ihr Gang ist angenehm, ihr Verhalten edel, ihr Betragen gegen Fremde sowohl, als gegen einander selbst leutselig und höflich. Dabei sind sie tapfer, offen, freimüthig, nicht argwöhnisch, verrätherisch, grausam oder rachsüchtig. Es scheint, als wenn die Dinge, die zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich sind, allen ganz gemein seyen. Jeder pflückt die Früchte von dem ersten Baume, den er trifft, und nimmt so viel, als er nöthig hat, wenn er in ein fremdes Haus geht. Allein bei allen diesen guten Eigenschaften sind sie, wie die andern Südsee-Insulaner, beinahe alle Diebe. Sie bestehlen aber nur Fremde. Unter einander sind sie ehrlich und nicht mißtrauisch. Ihre Wohnungen stehen daher des Nachts und bei Tage offen, sie mögen zu Hause seyn oder nicht *).

Die Battas besitzen eine ziemliche Fertigkeit, Fremde zu berauben, halten es auch nicht für unrecht. Doch enthalten sie sich dessen, wenn die Gesetze der Gastfreiheit es verbieten; denn gegen Fremde sind sie sehr gastfrei. Ob sie aber gleich Fremde bestehlen, wo das Gastrecht es erlaubt, so ist der Diebstahl unter ihnen beinahe gänzlich unbekannt, und sie beobachten die genaueste Ehrlichkeit in ihren Geschäften unter einander **).

Gehen wir nach Afrika hinüber, so finden wir die Mandingos, die eine sehr gutmüthige Menschenart sind. Sie sind aufgeräumt, neugierig, leichtgläubig, simpel und lieben die Schmeichelei. Ihr Hauptfehler ist nur ein unüberwindlicher Hang zum Stehlen. In ihren eigenen Augen aber ist Diebstahl ein Verbrechen, und sie machen sich

*) Cook's Reise um die Welt, in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. III. S. 584. Bougainville's Reise um die Welt; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 266. ff.

**) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 385.

unter einander desselben nicht schuldig *). So auch die Beduinen. Sie sind mehr Straßenräuber, als Mörder. Sie greifen blos an, um zu plündern; und widersteht man ihnen, so halten sie es nicht der Mühe werth, der vielleicht unbeträchtlichen Beute wegen ihr Leben zu wagen. Man muß ihr Blut vergießen, um sie aufzubringen; alsdann aber findet man sie in ihrer Rache eben so fest, als vorher klug, wenn es darauf ankam, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Doch plündern sie nur die Fremden, die sie alle für ihre Feinde halten. Unter ihnen selbst herrscht eine Treue, eine Uneigennützigkeit, ein Edelmuth, die den civilisirtesten Menschen Ehre machen würden **).

Eben diese Sinnesart, die unter den warmen Himmelsstrichen so allgemein ist, findet man auch unter den kalten. Unter den Tschuktschen, einem Volke, das die nordöstliche Küste von Siberien bewohnt, wie auch unter den Koräken, darf keiner einen von seinen Anverwandten bestehlen oder ermorden; aber außerhalb der Verwandtschaft ist beides nicht allein erlaubt, sondern sogar rühmlich. Das geht sogar so weit, daß kein Mädchen einen Mann erhält, wofern es nicht seine Geschicklichkeit im Stehlen bewiesen hat. Seine Nachbarn zu berauben, bringt Heldenruhm ***). Hieraus sieht man, wie wenig Begriff diese rohen Menschen von Ehre und Schande haben.

Die Grönländer verlangen eben nicht, daß ihre Mädchen geschickte Diebe seyn sollen, um sie zu Weibern zu nehmen; allein von Eigenthumsrecht haben sie dennoch keine vernünftigern Begriffe, wie die andern, wenn es fremdes Gut betraf. Dieses Volk ist in hohem Grade ei-

---

*) Reisen im Innern von Afrika, von Mungo Park. Abschn. 20.

**) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten. Thl. I. Abtheil. 4. Kap. 20.

***) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 352. ff.

genmüthig, und läßt sich daher von der Härte, der Unbarmherzigkeit beherrschen, die oft, selbst bei gesittetern Völkern, mit Eigennutz vereinigt ist. Man wird kaum einen Grönländer finden, der demjenigen Gutes thut, von dem er nicht, und das bald, Vergeltung hoffen darf. Darum können sie mit kaltem Blute einen Armen und Verlassenen zu Tode frieren und hungern sehen; auch zeigen sie zu Lande Gleichgültigkeit, wenn einer auf dem Meere mit dem Boote umschlägt und vergebens lange mit dem Tode ringt, ohne ihm zu Hülfe zu kommen, wenn er nicht einer ihrer Anverwandten ist. Dieser Anblick kann sie sogar vergnügen. Gegen Wittwen und vaterlose Waisen sind sie so unbarmherzig, daß viele von ihnen nebst ihren Kindern, aus Mangel an Unterstützung, vor Hunger und Kälte umkommen müssen. Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten ist ihrem Herzen fremd. Haben sie etwas an dem Leibe, das ihnen gefällt; besitzen sie in irgend etwas eine vorzügliche Geschicklichkeit; oder thun sie einen guten Fang: so sind sie stolz und verachten alle andere. Wenn ihre Leidenschaften, die sie lange zu beherrschen wissen, einmal ausbrechen, so sind sie wüthend und thierisch. Sie sind in hohem Grade halsstarrig. Was sie wollen, muß durchgesetzt werden. Durch keine Vorstellungen ist es möglich, sie zu bewegen, etwas zu thun, was sie nicht wollen. — Nach dieser Beschreibung möchte man glauben, daß die Grönländer, welche die Religion nicht gebessert hat, die schlechtesten Menschen von der Welt seyn müßten; allein sie haben doch ihre natürliche gute Seite. — Als die Europäer in ihr Land kamen, fanden sie sie ganz im Stande der Natur, ohne Obrigkeit und Gesetze. Sie bedurften aber auch derselben nicht so sehr, als die gesitteten Völker. Sie sind mit Wenigem zufrieden, und das Wenige, dessen sie bedürfen, können sie durch ihre Arbeit erhalten. Sie hatten daher weder Krieg, noch Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit zu befürchten. In gewissen Rücksichten sind sie sittlicher, als andere rohe Völker. Schwören, Fluchen, Zank und Verleum=

duldig hört man niemals bei ihnen; sie wissen nur spottweise schlechte Handlungen lächerlich zu machen, doch ohne sich dabei groben oder unzüchtigen Scherz zu erlauben. Sie schimpfen niemals einander. Auch haben sie nicht einmal ein Schimpfwort in ihrer Sprache. Lug und Trug ist etwas Seltenes. Plünderung und Gewaltthätigkeit sind auch etwas ganz Unerhörtes. Trunkenheit kannten sie nicht, ehe sie dieselbe von den Christen lernten, die ihnen Religion und Branntwein auf einmal brachten. Schlägerei war daher auch unter ihnen unbekannt. Ihren Zorn wußten sie meisterhaft zu verhehlen. In ihren Worten und in ihrem äußern Betragen fand man auch nichts Unzüchtiges. In ihrem Umgange waren sie aufrichtig, und sagten selten wissentlich eine Unwahrheit. Wenn man sie aber auf der andern Seite irgend eines Versehens wegen anklagte, so konnte man nur mit Mühe von ihnen heraus bringen, ob sie Schuld daran waren. — So viel Böses und so viel Gutes kann in einem und demselben Menschen vereinigt seyn. — Wenn man der wilden und rohen Völker Erwähnung thut, muß man daher immer ihr Bild umkehren und von beiden Seiten betrachten; denn sonst wird man an ihrem Charakter irre werden. Man rühmt und tadelt ohne alle Einschränkung, und beides ist gleich ungegründet. — Aber in Rücksicht des Diebstahls gleichen die Grönländer allen oben erwähnten Völkerschaften. Sie dulden unter einander keinen Diebstahl. Es ist daher etwas Seltenes, daß sie einander bestehlen. Sie verschließen daher auch ihre Sachen nicht, und tragen keine Sorge, daß jemand etwas davon stehlen werde. Dieses Laster ist unter ihnen so abscheulich, daß, wenn ein Mädchen stiehlt, es eine gute Heirath darüber verliert; die Europäer aber, als Fremde, zu berauben, darüber machen sie sich kein Bedenken *).

---

*) Det gamle Grønlands nye Perlustration eller Naturelhistorie af Hans Egede. Kap. X. David Cranz Historie von Grönland. Buch III. Abschnitt IV. §. 28. ff.

Diese, bei den rohen Völkern so herrschende, Denkungsart, vermöge deren sie es für unrechtmäßig und schimpflich halten, ihre Landsleute zu bestehlen, muß ohne Zweifel darin gegründet seyn, daß die Menschen in den ältesten Zeiten kein Mittel kannten, ihr Eigenthum zu verschließen und gegen Angriffe von andern zu sichern. Es blieb ihnen also nichts anderes übrig, sich gegen ihre gegenseitige Raubsucht zu bewaffnen, als daß jeder Stamm es für etwas unrechtmäßiges und schimpfliches erklärte, einander zu berauben, da sie alle Brüder waren. Dieses ward allmählich ein durchs Alter geheiligtes Herkommen. Wer dawider handelte, war strafbar und zog sich dadurch die Verachtung und Rache des ganzen Stammes zu. Aber diese hergebrachte Sitte erstreckte sich nicht weiter, als auf ihren eigenen Stamm, ihr eigenes Volk. Denjenigen, die dazu nicht gehörten, glaubten sie nichts schuldig zu seyn und suchten sich daher bei ihnen wegen der Enthaltsamkeit gewissermaßen schadlos zu halten, die sie, in Rücksicht des Eigenthums ihres eigenen Stammes, beweisen mußten. Ihr Hang zum Stehlen und Plündern, diese Ausartung ihrer übertriebenen Begierde, mußte diese Schadloshaltung haben, wenn das Eigenthum ihres Stammes in Sicherheit seyn und nicht wider das Herkommen gehandelt werden sollte.

Die Darfuren sind ein Volk, das diesen alten Gebrauch entweder niemals gehabt, oder ihn wieder abgelegt hat. Bei diesem Volke sind Diebstahl, Lügen und Betrug, nebst allen damit verwandten Lastern, fast allgemein. Niemand ist seines Eigenthums sicher, wenn er es nur einen Augenblick aus den Augen läßt; und wenn man auch noch so scharf Acht darauf hat, wird es einem bisweilen gewaltthätigerweise entrissen. Diese Neigung der Darfuren zum Stehlen und Plündern schränkt sich aber nicht blos auf Fremde ein. Ihre Landsleute sind eben so wenig sicher. In Handel und Wandel macht sich ein Vater eine Ehre daraus, den Sohn zu betrügen, und auf eben diese Art verfährt auch der Sohn mit dem Vater. Sie sind in diesem

dulig hört man niemals bei ihnen; sie wissen nur spottweise schlechte Handlungen lächerlich zu machen, doch ohne sich dabei groben oder unzüchtigen Scherz zu erlauben. Sie schimpfen niemals einander. Auch haben sie nicht einmal ein Schimpfwort in ihrer Sprache. Lug und Trug ist etwas Seltenes. Plünderung und Gewaltthätigkeit sind auch etwas ganz Unerhörtes. Trunkenheit kannten sie nicht, ehe sie dieselbe von den Christen lernten, die ihnen Religion und Branntwein auf einmal brachten. Schlägerei war daher auch unter ihnen unbekannt. Ihren Zorn wußten sie meisterhaft zu verhehlen. In ihren Worten und in ihrem äußern Betragen fand man auch nichts Unzüchtiges. In ihrem Umgange waren sie aufrichtig, und sagten selten wissentlich eine Unwahrheit. Wenn man sie aber auf der andern Seite irgend eines Versehens wegen anklagte, so konnte man nur mit Mühe von ihnen heraus bringen, ob sie Schuld daran waren. — So viel Böses und so viel Gutes kann in einem und demselben Menschen vereinigt seyn. — Wenn man der wilden und rohen Völker Erwähnung thut, muß man daher immer ihr Bild umkehren und von beiden Seiten betrachten; denn sonst wird man an ihrem Charakter irre werden. Man rühmt und tadelt ohne alle Einschränkung, und beides ist gleich ungegründet. — Aber in Rücksicht des Diebstahls gleichen die Grönländer allen oben erwähnten Völkerschaften. Sie dulden unter einander keinen Diebstahl. Es ist daher etwas Seltenes, daß sie einander bestehlen. Sie verschließen daher auch ihre Sachen nicht, und tragen keine Sorge, daß jemand etwas davon stehlen werde. Dieses Laster ist unter ihnen so abscheulich, daß, wenn ein Mädchen stiehlt, es eine gute Heirath darüber verliert; die Europäer aber, als Fremde, zu berauben, darüber machen sie sich kein Bedenken *).

*) Det gamle Grönlands nye Perlustration eller Naturelhistorie af Hans Egede. Kap. X. David Cranz Historie von Grönland. Buch III. Abschnitt IV. §. 28. ff.

am Flusse Oronoko ebenfalls. Sie halten mit unbeschreiblicher Standhaftigkeit die größten Schmerzen aus. Es entfährt ihnen in ihren Krankheiten kein Wort, kein Laut, die Ungeduld verrathen. Sie dulden stillschweigend die größten Beschwerlichkeiten, ohne mit Klagen den Anwesenden, lästig zu fallen. Hunger können sie mit derselben Standhaftigkeit leiden. Gebricht es ihnen an Lebensbedürfnissen, so bringen sie in dem Schatten ihrer Wälder, oder in ihren Hangematten ganze Tage zufrieden und ruhig zu: Sie können sich Monate hindurch mit einigen Früchten begnügen, die nur wenig nahrhaft sind. Wenn sie aber in ihrer Fischerei glücklich sind, so halten sie sich für ihren langen Hunger schadlos, und essen immerfort, bis der ganze Vorrath verzehrt ist *).

Unter mehrern Beispielen der Abhärtung und Standhaftigkeit der rohen Völker will ich blos das Beispiel der Einwohner von Louisiana anführen, weil in den folgenden Abschnitten dieses Werks mehrere Proben derselben werden angeführt werden. Ihre Abhärtung geht so weit, daß sie die schmerzhaftesten chirurgischen Operationen beinahe nicht zu empfinden scheinen. Sie können mit der größten Standhaftigkeit jedes Ungestüm des Wetters aushalten. Die Viehhirten wohnen auf den kältesten Gebirgen, die beinahe mit ewigem Schnee bedeckt sind, und haben wenig, oder fast nichts zur Bedeckung des Leibes. Diejenigen, die in den nördlichen Gegenden wohnen, sind den andern ganz ähnlich. Sie halten im Winter die strengste Kälte aus, ohne sich dadurch abhalten zu lassen, auf die Jagd zu gehen, wo sie zur Bedeckung des Leibes keine Kleider tragen. Sie haben entweder eine wollene Decke, die den Leib nicht ganz bedeckt, oder sie werfen eine Thierhaut über die Schultern. Diese scheint ihnen aber eher zum Putz, als zum Schutz vor der Luft zu dienen; denn sie tragen sie auch bei der stärksten

*) Nachrichten vom Lande Gujana, von Salvator Gilii. S. 284.

Sommerhitze, wenn andere kaum die dünneste Leinwand am Leibe halten können. Und wenn sie auf die Jagd gehen, pflegen sie sie nicht einmal umzuwerfen, damit sie sich desto freier bewegen und desto leichter durch die dikken Wälder kommen können. Sie gehen auch immer mit bloßem Kopfe, ohne vor der Kälte des Winters, oder der heftigen Wirkung der Sonnenstrahlen im Sommer, die in Louisiana jeden andern tödten würden, im geringsten geschützt zu seyn *). Man sieht hieraus, wozu die Menschennatur sich gewöhnen kann. Denn einer guten Leibesbeschaffenheit nicht zu gedenken, müssen Gewohnheit und Uebung von Jugend an wohl das meiste zu dieser außerordentlichen Abhärtung beitragen.

Diese Abhärtung ist zwar an und für sich gut. Es wäre zu wünschen, daß die Jugend unter jedem Himmelsstriche daran gewöhnt würde. Vielen Zufällen der Kränklichkeit, welche die Verzärtelung des Körpers zur Folge hat, würde dadurch vorgebeugt werden. Viele würden gänzlich unbekannt bleiben. So wie aber jedes Ding zwei Seiten hat, so geht es auch hier. Die Erfahrung lehrt, daß die Menschen, die gegen sich selbst sehr hart sind, die durch Gewohnheit und Uebung gegen körperliche Schmerzen und jede Gewalt der Witterung abgehärtet sind, theils in ihrem Betragen gegen andere hart sind, und leicht grausam werden, welches ich in dem Folgenden beweisen werde, theils ihr eigenes Leben sowohl, als das Leben anderer nur wenig schätzen, und daher zum Selbstmorde sehr geneigt sind. Die rohen Völker fürchten sich gewöhnlich weniger vor dem Tode, als die civilisirten Nationen.

Wenn die Lesghier in ihren Räubereien unglücklich sind, oder von einer überlegenen Macht angegriffen werden, so bieten sie mit unglaublicher Standhaftigkeit dem

*) Don Ulloa physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Thl. II. Abschn. 17.

Tode Trotz, und leiden Hunger und Durst, um sich nicht gefangen zu geben. In solchem Falle trinken sie zur Stillung ihres Durstes das Blut ihrer Pferde, essen ihr Fleisch, und glaubwürdige Zeugen haben dem Reinegg versichert, daß sie nach einer Loosung ihre Kameele abgeschlachtet und verzehrt haben. Eben so standhaft bezeigen sie sich, wenn sie irgend eines Verbrechens wegen zum Tode verurtheilt werden. Ohne Angst, ohne selbst ihre Gesichtszüge zu verändern, bieten sie ihren Kopf dem Beile dar *). Die Kamtschadalen fürchten sich so wenig vor dem Tode, daß sie geneigt sind, auch nur einem kleinen, ja oft einem chimärischen Uebel durch Selbstmord zu entgehen. Sie ziehen den Tod einem mühseligen Leben vor, und tödten sich oft, um der Strafe zu entgehen **). Alte und schwächliche Personen suchen ebenfalls auf diese Art sich das Leben zu nehmen. Steller erzählt, daß ein alter Vater seinen Sohn bat, ihn aufzuknüpfen, welches dieser ihm auch gleich gewährte. In alten Zeiten baten viele, wenn sie krank wurden, daß man sie noch lebendig den Hunden vorwerfen möchte, damit sie nicht länger sollten gemartert werden, welches auch gleich geschah. Die gewöhnlichste Art, sich selbst umzubringen, bestand vordem darin, daß derjenige, der des Lebens überdrüssig war, von seinen Freunden Abschied nahm, ein Gefäß holte, in den Wald ging, sich eine Hütte bauete, Wasser trank, sich schlafen legte und zu Tode hungerte ***). Der Tod ist ihnen also das kleinste aller Uebel, den civilisirtern Nationen hingegen das größte.

Die Tschuktschen sind gegen das Leben eben so

---

*) Reineggs allgemeine historisch-topographische Beschreibung des Kaukasus. Thl. I. S. 190. ff.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 151. ff.

***) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Kap. 25.

Sommerhitze, wenn andere kaum die dünneste Leinwand am Leibe halten können. Und wenn sie auf die Jagd gehen, pflegen sie sie nicht einmal umzuwerfen, damit sie sich desto freier bewegen und desto leichter durch die dikken Wälder kommen können. Sie gehen auch immer mit bloßem Kopfe, ohne vor der Kälte des Winters, oder der heftigen Wirkung der Sonnenstrahlen im Sommer, die in Louisiana jeden andern tödten würden, im geringsten geschützt zu seyn *). Man sieht hieraus, wozu die Menschennatur sich gewöhnen kann. Denn einer guten Leibesbeschaffenheit nicht zu gedenken, müssen Gewohnheit und Uebung von Jugend an wohl das meiste zu dieser außerordentlichen Abhärtung beitragen.

Diese Abhärtung ist zwar an und für sich gut. Es wäre zu wünschen, daß die Jugend unter jedem Himmelsstriche daran gewöhnt würde. Vielen Zufällen der Kränklichkeit, welche die Verzärtelung des Körpers zur Folge hat, würde dadurch vorgebeugt werden. Viele würden gänzlich unbekannt bleiben. So wie aber jedes Ding zwei Seiten hat, so geht es auch hier. Die Erfahrung lehrt, daß die Menschen, die gegen sich selbst sehr hart sind, die durch Gewohnheit und Uebung gegen körperliche Schmerzen und jede Gewalt der Witterung abgehärtet sind, theils in ihrem Betragen gegen andere hart sind, und leicht grausam werden, welches ich in dem Folgenden beweisen werde, theils ihr eigenes Leben sowohl, als das Leben anderer nur wenig schätzen, und daher zum Selbstmorde sehr geneigt sind. Die rohen Völker fürchten sich gewöhnlich weniger vor dem Tode, als die civilisirten Nationen.

Wenn die Lesghier in ihren Räubereien unglücklich sind, oder von einer überlegenen Macht angegriffen werden, so bieten sie mit unglaublicher Standhaftigkeit dem

---

*) Don Ulloa physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Thl. II. Abschn. 17.

abgehärtet und kraftvoll. Sie verachten aber das Leben und haben Muth genug, es zu endigen, wenn es mit solchen Leiden verbunden ist, die sie nicht dulden wollen.

Fragt man, woher die rohen Völker diese Abhärtung, diese Standhaftigkeit haben, so antworte ich: daß diese Eigenschaften im Klima nicht gegründet sind. Aus obigen Beispielen erhellet, daß sie eben sowohl unter den kältern, als unter den wärmern Himmelsstrichen gefunden werden. Sie sind auch nicht dem Temperamente beizumessen. Dieselben Beispiele lehren uns, daß sie ganz entgegengesetzten Temperamenten gemein sind, und das nämliche wird aus den folgenden Beispielen, die ich noch anzuführen habe, zu ersehen seyn. Die wahre Ursache ist Gewohnheit und Uebung, die sie von der ersten Jugend an erhalten. Ihre thierische Lebensart, und die Grausamkeit, womit ihre Kriege geführt werden, machen es nothwendig, daß sie von Jugend an zur Abhärtung und Standhaftigkeit, zur Erduldung des Hungers und Durstes, der Kälte und der heftigsten körperlichen Schmerzen, zur Verachtung des Lebens und des Todes gewöhnt werden müssen.

Dies ist mit den Abiponern, einem Volke in Paraguay, der Fall. Diese werden von der frühesten Jugend an zu der größten Gefühllosigkeit gewöhnt, indem sie sich selbst die empfindlichsten Schmerzen zufügen. Sie bringen es auch darin so weit, daß sie sie sogar lachend erdulden können *).

Das nämliche gilt von den Einwohnern von Guiana. Diese werden von ihren Feinden aufs grausamste behandelt, und müssen daher, um sich dagegen zu waffnen, sich in Abhärtung üben, und diese besitzen sie auch in einem hohen Grade. Ich will blos ein Beispiel hiervon anführen. Wenn bei diesen Indianern jemand zu

---

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch 9. S. 106. ff.

der Würde eines Befehlhabers erhoben werden soll, wird er von drei andern Befehlshabern vorgeführt, deren jeder eine geflochtene Peitsche, die ohngefähr fünf Schuh lang ist, in der Hand hat. Diese Peitsche ist nach unten dick, wird aber nach oben immer dünner. Mit dieser hauen sie ihn dermaßen um den Leib, daß das Fleisch von den Schultern und auf dem Unterleibe in Stücken herabhängt. Der auf solche Weise Gegeißelte darf sich im geringsten nicht merken lassen, daß es ihn schmerzt. Gleich nachdem er auf diese Art gegeißelt und beinahe geschunden ist, wird er auf einen hölzernen Rost gelegt und mit Blättern bedeckt. Unter dem Roste wird ein gelindes Feuer angemacht, das mehr Rauch, als Flamme gibt. Von Zeit zu Zeit werden einige Blätter gelüftet, um zu erfahren, ob er nicht Gefahr laufe, in Ohnmacht zu fallen. Merkt man dies, so nimmt man ihn von dem Roste, gießt ihm einen Eimer Wasser ins Gesicht und ermuntert ihn zum Muthe, worauf jeder der drei Befehlshaber ihm auf seinen zerfleischten Körper noch acht bis neun Peitschenhiebe versetzt. Nach zwei oder drei Wochen muß diese Feierlichkeit wieder vorgenommen werden, ehe er zu dem Range eines Befehlhabers erhoben werden kann. Bei dieser Gelegenheit gibt man seiner Frau auch zwei oder drei Hiebe, damit sie an der Ehre ihres Mannes Theil nehme. Mit diesen ist sie auch sehr wohl zufrieden, und läuft gleich davon. Bei solcher Feierlichkeit wird weidlich getrunken, und die Weiber bezeugen ihre Freude darüber, daß sie so tapfere Männer haben, die sie gegen ihre Feinde vertheidigen können. Sie besingen zugleich ihre Heldenthaten, die darin bestehen, daß sie selbst die grausamsten Schmerzen erdulden und die abscheulichsten Grausamkeiten an ihren Feinden verüben *). Solche Uebungen müssen nothwendig den Menschen abhärten. Diejenigen, die gewohnt sind, solche Schmerzen standhaft zu ertragen, müssen natürlich gegen

---

*) Berkels Beschreibung seiner Reisen nach Rio de Berbice. Kap. 7.

die geringern, welche die kultivirten Menschen nicht fühlen können, ohne in Ohnmacht zu fallen, ganz gefühllos seyn. Ein europäischer Fürst würde kaum einen einzigen Officier in seine Dienste bekommen, wenn die Herren erst durch solche Proben sich zu Befehlshaber-Stellen im Kriege würdig machen müßten.

Bei einigen Indianern, die die westlichen Gegenden von Nordamerika bewohnen, findet man dieselbe Abhärtung und Standhaftigkeit, wie bei jenen Indianern unter den warmen Himmelsstrichen Südamerika's. Carvers Berichte zufolge besitzen sie in einem hohen Grade die thierischen Eigenschaften. Mit dem feinen Geruche des Hundes und dem scharfen Gesichte des Luchses vereinigen sie die List des Fuchses, die Schnelligkeit der Hündin und des Tigers unbezwingliche Wildheit. Sie sind sehr listig, bedachtsam in ihren Entschlüssen und behutsam in der Eröffnung. Ihr Charakter bestehet, wie bei jedem rohen Volke, in einer Mischung von Sanftmuth und Wildheit. Sie lassen sich von Leidenschaften, die sie mit den wilden Thieren in ihren Wäldern gemein haben, oft hinreißen; üben aber auch bisweilen Tugenden aus, die der menschlichen Natur Ehre machen. Von Natur sind sie grausam, rachsüchtig, unversöhnlich; sind aber dem Stamme, zu dem sie gehören, sehr ergeben und wagen Gut und Blut dafür, wenn er angegriffen wird. Sie können die größten unwegsamen Wälder durchstreifen, und leben unterdessen auf die kümmerlichste Art von den elendesten Nahrungsmitteln, die sie da finden können, blos um Rache an ihren Feinden zu nehmen. Mit der größten Standhaftigkeit können sie Hunger, Kälte und Hitze ertragen. Diese Abhärtung, womit sie ausgerüstet sind, macht sie gefühllos gegen die Schmerzen ihrer Feinde. Gegen ihre Freunde sind sie liebreich und freundlich. Sie können ihren letzten Bissen Brod mit ihnen theilen, und ihr Leben für ihre Vertheidigung wagen; für ihre Feinde haben sie aber kein Gefühl der Menschenliebe. Das klägliche Gewinsel der Gefangenen bei den

ihnen angethanen Martern rührt sie nicht. Sie freuen sich sogar über ihre Qualen. — Diese Abhärtung ist eine Wirkung der Erziehung; denn sie werden von Jugend auf an die größten Mühseligkeiten gewöhnt, und lernen Gefahren und Tod verachten. Wenn sie auf diese Art in der Jugend geübt und durch Ermahnungen und Beispiele ermuntert worden sind, so erlangen sie eine Standhaftigkeit, die sie niemals verläßt. Diese zeigt sich in ihrem ganzen Betragen. Durch sie erheben sie sich über alle Zufälle des Lebens. Weder Freude, noch Leid bringt ihr Gemüth aus dem Gleichgewichte. Zorn scheint die einzige Leidenschaft zu seyn, die sie in Bewegung setzen kann, und ist diese Leidenschaft einmal rege gemacht, so ist sie ohne Gränzen. Wenn man diese Leidenschaft ausnimmt, kann man behaupten, daß es unter den wilden Amerikanern, wie unter den kultivirten Griechen und Römern, stoische Philosophen gibt. Was diese durch Grundsätze waren, das sind jene durch Gewohnheit und Uebung.

Wenn ein Indianer auf der Jagd oder in einem Feldzuge Monate lang von seiner Familie weg gewesen ist, und seine Frau und Kinder ihm bei seiner Rückkunft entgegen kommen, so setzt er seinen Weg fort, ohne die geringste Zärtlichkeit gegen sie zu äußern, und geht nach Hause, ohne sich um alle diejenigen, die ihn umgeben, zu bekümmern. Wenn er nach Hause kommt, setzt er sich hin und raucht seine Pfeife mit einem Kaltsinne, als wäre er blos einen Tag weg gewesen. Seine Bekannten, die ihn begleiten, thun das nämliche, und es vergehen einige Stunden, ehe er alle die Zufälle erzählt, die ihm in seiner Abwesenheit begegnet sind; hätte er auch einen Vater, einen Bruder, einen Sohn auf dem Kampfplatze verloren, über dessen Tod er natürlich trauern sollte, oder wäre das ganze Vorhaben fehlgeschlagen, um dessen willen er weg gewesen ist. Wenn er einige Tage auf der Jagd gewesen ist und Hunger gelitten hat, so nimmt er sich doch in Acht, sich es merken zu lassen, wenn er in eines Fremden, wäre es auch seines

die geringern, welche die kultivirten Menschen nicht fühlen können, ohne in Ohnmacht zu fallen, ganz gefühllos seyn. Ein europäischer Fürst würde kaum einen einzigen Officier in seine Dienste bekommen, wenn die Herren erst durch solche Proben sich zu Befehlshaber-Stellen im Kriege würdig machen müßten.

Bei einigen Indianern, die die westlichen Gegenden von Nordamerika bewohnen, findet man dieselbe Abhärtung und Standhaftigkeit, wie bei jenen Indianern unter den warmen Himmelsstrichen Südamerika's. Carvers Berichte zufolge besitzen sie in einem hohen Grade die thierischen Eigenschaften. Mit dem feinen Geruche des Hundes und dem scharfen Gesichte des Luchses vereinigen sie die List des Fuchses, die Schnelligkeit der Hündin und des Tigers unbezwingliche Wildheit. Sie sind sehr listig, bedachtsam in ihren Entschlüssen und behutsam in der Eröffnung. Ihr Charakter bestehet, wie bei jedem rohen Volke, in einer Mischung von Sanftmuth und Wildheit. Sie lassen sich von Leidenschaften, die sie mit den wilden Thieren in ihren Wäldern gemein haben, oft hinreißen; üben aber auch bisweilen Tugenden aus, die der menschlichen Natur Ehre machen. Von Natur sind sie grausam, rachsüchtig, unversöhnlich; sind aber dem Stamme, zu dem sie gehören, sehr ergeben und wagen Gut und Blut dafür, wenn er angegriffen wird. Sie können die größten unwegsamen Wälder durchstreifen, und leben unterdessen auf die kümmerlichste Art von den elendesten Nahrungsmitteln, die sie da finden können, blos um Rache an ihren Feinden zu nehmen. Mit der größten Standhaftigkeit können sie Hunger, Kälte und Hitze ertragen. Diese Abhärtung, womit sie ausgerüstet sind, macht sie gefühllos gegen die Schmerzen ihrer Feinde. Gegen ihre Freunde sind sie liebreich und freundlich. Sie können ihren letzten Bissen Brod mit ihnen theilen, und ihr Leben für ihre Vertheidigung wagen; für ihre Feinde haben sie aber kein Gefühl der Menschenliebe. Das klägliche Gewinsel der Gefangenen bei den

ihnen angethanen Martern rührt sie nicht. Sie freuen sich sogar über ihre Qualen. — Diese Abhärtung ist eine Wirkung der Erziehung; denn sie werden von Jugend auf an die grösten Mühseligkeiten gewöhnt, und lernen Gefahren und Tod verachten. Wenn sie auf diese Art in der Jugend geübt und durch Ermahnungen und Beispiele ermuntert worden sind, so erlangen sie eine Standhaftigkeit, die sie niemals verläßt. Diese zeigt sich in ihrem ganzen Betragen. Durch sie erheben sie sich über alle Zufälle des Lebens. Weder Freude, noch Leid bringt ihr Gemüth aus dem Gleichgewichte. Zorn scheint die einzige Leidenschaft zu seyn, die sie in Bewegung setzen kann, und ist diese Leidenschaft einmal rege gemacht, so ist sie ohne Gränzen. Wenn man diese Leidenschaft ausnimmt, kann man behaupten, daß es unter den wilden Amerikanern, wie unter den kultivirten Griechen und Römern, stoische Philosophen gibt. Was diese durch Grundsätze waren, das sind jene durch Gewohnheit und Uebung.

Wenn ein Indianer auf der Jagd oder in einem Feldzuge Monate lang von seiner Familie weg gewesen ist, und seine Frau und Kinder ihm bei seiner Rückkunft entgegen kommen, so setzt er seinen Weg fort, ohne die geringste Zärtlichkeit gegen sie zu äußern, und geht nach Hause, ohne sich um alle diejenigen, die ihn umgeben, zu bekümmern. Wenn er nach Hause kommt, setzt er sich hin und raucht seine Pfeife mit einem Kaltsinne, als wäre er blos einen Tag weg gewesen. Seine Bekannten, die ihn begleiten, thun das nämliche, und es vergehen einige Stunden, ehe er alle die Zufälle erzählt, die ihm in seiner Abwesenheit begegnet sind; hätte er auch einen Vater, einen Bruder, einen Sohn auf dem Kampfplatze verloren, über dessen Tod er natürlich trauern sollte, oder wäre das ganze Vorhaben fehlgeschlagen, um dessen willen er weg gewesen ist. Wenn er einige Tage auf der Jagd gewesen ist und Hunger gelitten hat, so nimmt er sich doch in Acht, sich es merken zu lassen, wenn er in eines Fremden, wäre es auch seines

und verächtlich begegnen. Zwar gibt es hier einige Ausnahmen; z. B. die Orotchysen, Muskogulgen, die Einwohner von Louisiana, die ich oben bei einer andern Gelegenheit erwähnt habe, können dieser Härte gegen das andere Geschlecht nicht füglich beschuldigt werden. Die Kamtschadalen sind sogar Sklaven ihrer Weiber. Die Frau hat über alles zu befehlen und verwahrt alles, was für sie von einiger Wichtigkeit seyn kann. Der Mann macht das Essen für sie zurecht und arbeitet für sie. Versieht er sich in etwas, so entzieht sie ihm ihre Gunst und Tabak, welches er sich durch Liebkosungen und Höflichkeitsbeweise wieder erwerben muß; obgleich aber die Männer ihren Weibern sehr zärtlich begegnen, so wollen diese doch in ihrer Liebe völlig frei seyn, und sind darin nicht allein unersättlich, sondern rühmen sich auch ihrer vielen Liebhaber und prahlen damit, daß sie mehrere haben, als andere. Die Männer sind zwar ihren Weibern nicht getreuer; sie müssen es ihnen aber sorgfältig verbergen, da sie sehr eifersüchtig sind *). Was den Weibern bei diesem Volke eine solche Herrschaft über ihre Männer gegeben hat, ob es vielleicht der größere Verstand ist, den sie wirklich besitzen, kann ich nicht entscheiden; es ist aber gewiß, daß diese blos Ausnahmen sind. Es läßt sich durchgehends behaupten, daß harte Behandlung und Zurücksetzung des andern Geschlechts zum Charakter der wilden und rohen Menschen gehören.

Die Ursache dieser Denkungsart ist eben nicht darin zu suchen, daß die Männer an vielen Orten ihre Weiber kaufen, und sie folglich mehr für Sklavinnen, als für Frauen halten. Denn theils wird diese Härte gegen das andere Geschlecht auch bei Nationen gefunden, die ihre Weiber nicht kaufen, theils sollten sie, wenn sie auch gekaufte Sklavinnen wären, doch nicht hart behandelt werden. Eben so wenig darf ich bei den oben erwähnten Indianern die Ursache blos in einer natürlichen oder angewöhnten Kälte

*) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Kap. 25.

und Härte suchen. Diese sind bekanntlich auch hart gegen das andere Geschlecht. Sie bürden ihren Weibern jede harte Arbeit auf; sie bringen sogar auf der Jagd das Wild nie selbst nach Hause, sondern lassen es von ihren Weibern holen, wenn es auch weit entfernt ist. Sogar ihre Niederkunft überhebt sie nur wenige Stunden ihrer schweren Arbeit *). Wir finden aber, daß das andere Geschlecht eben so hart und verächtlich von manchen Völkern behandelt wird, die ihrer Härte wegen nicht bekannt sind.

Die Hottentotten sind z. B. ein sehr gutmüthiges Volk, und sie begegnen doch ihren Weibern sowohl hart, als verächtlich. Sobald ein Mann sich verheirathet hat, bekümmert er sich ums Haus und Hauswesen im geringsten nicht. Er überläßt alles seiner Frau, die sowohl Vorrath zum Hause anschaffen, so gut sie es kann, als ihn zubereiten, täglich Wurzeln zur Nahrung sammeln, Holz spalten, es nach Hause tragen und obendrein die Kinder allein warten muß. Geht der Mann zu jagen oder zu fischen aus, so thut er dies mehr des Zeitvertreibes wegen, als um der Frau damit eine Gefälligkeit zu erweisen. Das einzige ernstliche Geschäft, was seine Faulheit ihm erlaubt, ist, für seine Heerden zu sorgen; die Frau muß ihm aber dabei, ihrer vielen übrigen beschwerlichen Verrichtungen ungeachtet, hülfreiche Hand leisten und ihm die Arbeit erleichtern. Will er sich eine Hütte bauen, so muß sie ihm in der Herbeischaffung der Baumaterialien behülflich seyn und dafür sorgen, daß die Hütte bedeckt werde, und für alle die schwere Arbeit, die der Mann ihr aufbürdet, thut er sehr kalt gegen sie. Sie setzt nie den Fuß in das Zimmer ihres Mannes und hat nur wenig Vergnügen an seinem Umgange. Sie schläft nicht jede Nacht bei ihm, und in dem Falle bleibt er nicht einmal die ganze Nacht bei ihr. Wenn sie sonst beisammen sind, sieht man nie, daß sie einander küssen oder umarmen.

*) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 5.

Man sollte nicht glauben, daß sie Eheleute wären, oder einander liebten. Kurz, der Mann befiehlt, und die Frau ist nichts als Sklavin. An dieses beschwerliche Leben sind die Weiber so gewöhnt, daß sie niemals murren oder klagen *). Welche Härte! Welche Zurücksetzung! Und die Hottentotten sind doch sonst ein sehr gutmüthiges und freundliches Volk.

Dasselbe kann von den Einwohnern der Sandwichsinseln gesagt werden. Diese sind auch ein sanftes und gutmüthiges Volk; allein ob sie gleich im Umgange mit ihren Weibern zärtlicher zu seyn scheinen, als die Hottentotten, so begegnen sie ihnen doch sehr verächtlich. Nicht genug, daß ihre Weiber das Vorrecht, mit den Männern zu essen, entbehren müssen; auch die besten Nahrungsmittel sind ihnen verboten. Sie dürfen niemals Schweinfleisch und Schildkröten, verschiedene Fische und Pisangsarten genießen. Im häuslichen Leben scheinen sie von den Männern ganz abgesondert zu seyn; und obgleich die Engländer nicht bemerkten, daß man sie geradezu mißhandelte, so sahen sie doch augenscheinlich, daß man ihnen wenig Achtung und Aufmerksamkeit erwies **). Die unsanfte Art, wie die wilden und rohen Völker dem andern Geschlechte begegnen, kann also der ihnen eigenen Härte des Charakters nicht zugeschrieben werden, wiewohl diese natürlich viel dazu beitragen muß. Ein Volk mit feinen Gefühlen und veredelten Sitten kann unmöglich das schöne Geschlecht hart und verächtlich behandeln. Achtung für dies Geschlecht ist ein sicheres Zeichen der Fortschritte eines Volkes in der Kultur.

Man wird auch nicht finden, daß Klima und Regierungsform mit dem Verhalten der Männer gegen die Wei-

---

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. I. Kap. 15.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. III. S. 422.

der in Verbindung stehet. Die Wüste Sahara und Biledulgerid liegen beide unter einem und demselben warmen Himmelsstriche, und doch wird das andere Geschlecht in beiden Ländern nicht gleich behandelt. Die Weiber in Sahara leben in einer Art von Unterwürfigkeit, die an Sklaverei gränzt. Ich will ihre Arbeit nicht erwähnen; denn diese haben sie mit den Weibern, selbst unter den gesitteten Völkern, gemein. Ihre Beschäftigungen sind zwar mühsam genug, aber doch die Sklavenarbeit nicht, die dem schwächern Geschlechte an so vielen andern Orten aufgebürdet wird. Sie spinnen Kameel- und Ziegenhaare, machen Zelte, melken die Kühe, buttern, lesen Holz; was aber schlimmer ist, als die Arbeit, ist die große Verachtung, worin sie leben, da sie die Speisen zubereiten und auftragen müssen, und für alle ihre Mühe der Ehre nicht gewürdigt werden, mit den Männern essen zu dürfen. Männer und Kinder, Freie und Sklaven essen mit einander, und erst dann, wenn diese gesättigt sind, wird es den Weibern und Sklavinnen verstattet, den Rest zu essen. Zu dieser Verachtung, die sie sogar unter die Sklaven des männlichen Geschlechts herabsetzt, kommt die harte Behandlung, daß sie Stockschläge bekommen. — In Biledulgerid hingegen werden die Weiber etwas sanfter behandelt. Jeder hat so viele Weiber, als er ernähren kann, die in den Städten in einer Art von Serail sind. Die Weiber, welche die meisten Söhne zur Welt bringen, werden am höchsten geschätzt. Obgleich die Weiber eine von den Männern abgesonderte Wohnung haben, so ist es ihnen doch nicht verboten, in ihre Wohnungen zu kommen. Man kann sie besuchen, ohne daß die Männer eifersüchtig werden. Sie werden gut gekleidet und können in der Stadt umher und der umliegenden Gegend spazieren gehen. Wenn sie ausgehen, verhüllen sie sich zwar mit einem Schleier; dieser ist ihnen aber ziemlich unnütz, denn sie schlagen ihn zurück, sobald man sie anredet, oder sie mit jemandem sprechen wollen. Sie bekommen auch keine Stockschläge, wie die Weiber in Sa-

wird *). Ob man also gleich hier den Weibern nicht mit gebührender Achtung begegnet, so werden sie doch nicht so verächtlich und hart behandelt, wie in Sahara. Diese verschiedene Behandlungsart kann dem Klima nicht beigemessen werden; das Folgende wird auch zeigen, daß das andere Geschlecht eben so hart und verächtlich unter den kalten, als unter den warmen Himmelsstrichen behandelt wird.

Dasselbe kann von der Regierungsform behauptet werden. Diese scheint, bei gleichem Grade von Kultur, in dieser Rücksicht keinen Unterschied zu machen. Barma und Pegu liegen beide unter Einem Himmelsstriche, stehen unter Einer Herrschaft; aber das Betragen der Einwohner gegen das andere Geschlecht ist sehr verschieden. In Pegu behandelt man die Weiber durchgehends ohne alle Schonung, und betrachtet sie nicht viel besser, als Vieh. Sie werden nicht allein als Leibeigene verkauft, wenn ihre Verwandten ihre Schuld nicht bezahlen können, sondern die untere Klasse der Birmanen trägt selbst dann, wenn sie diese Ursache nicht vorschützen kann, kein Bedenken, ihre Weiber und Töchter an Fremde, die auf eine kurze Zeit dahin kommen, zu verkaufen. Dieses wird für beide Theile nicht im geringsten schimpflich geachtet. In Barma ist das Schicksal des Frauenzimmers besser. Zwar wird ein Unterschied zwischen beiden Geschlechtern beobachtet, und die Frau weit geringer, als der Mann, geachtet. Das Zeugniß eines Frauenzimmers vor dem Gerichte ist weniger gültig, als das Zeugniß eines Mannes. Aber der Gebrauch, Frauenzimmer an Fremde zu vermiethen, ist blos bei der untersten Klasse üblich, und ist vielleicht nur eine Folge der Armuth. Doch dürfen sie nicht weggeführt werden. Die Weiber werden hier auch nicht wie

---

*) Follie's Reise durch die Wüsten von Sahara. S. 68 u. 119. ff.

Sklavinnen behandeln. Die Birmanen haben ihr Gesinde, das arbeitet, und die Weiber haben bloß die Aufsicht darüber *).

Die harte und verächtliche Art, wie die rohen Völker das andere Geschlecht behandeln, ist also weder im Klima, noch in der Regierungsform gegründet. Sie wird unter allen Himmelsstrichen und Regierungsformen in einem höhern oder geringern Grade gefunden, je nachdem der Mensch mehr oder weniger roh ist. Die Indianer in Amerika und die Völker Asiens sind, ihrer weiten Entfernung von einander und der Verschiedenheit ihrer Regierungsform ungeachtet, einander hierin völlig ähnlich. In Amerika trägt der Wilde blos seine Waffen, und wenn er auf der Reise ist, muß das Weib alle die übrigen Bündel tragen. Dasselbe ist in Asien gebräuchlich, welches ich nachher zeigen werde. Der Wilde hat mit seiner Frau nur wenig Umgang; sie nimmt nicht an seinen Gesellschaften Theil; das nämliche ist in Syrien und Arabien der Fall. In Arabien sind die Weiber mit der schweren Arbeit belastet, die Kornfelder zu bauen, so auch unter den Maratten. Wenn der Araber sein Pferd reitet, und die Frau ihm zu Fuße mit einem großen Bündel auf dem Kopfe folgen läßt, so sitzt der amerikanische Wilde ganz ruhig in seinem Kahne, während seine Weiber für ihn rudern müssen. So sehr sind die Asiaten und Amerikaner in diesem Stücke einander ähnlich. Dieselbe Aehnlichkeit werden wir finden, wenn wir die Afrikaner mit beiden vergleichen. Ueberall ist der Mann Herr, das Weib Sklav. Allenthalben pflegt der Mann seine Bequemlichkeit, und das Weib ist sein Lastthier. Die Ursache dieser Aehnlichkeit der harten und verächtlichen Behandlung des andern Geschlechts muß also eben so allgemein seyn, als ihre Wirkung.

*) Reise des Michael Symes nach dem Königreiche Ava. Abschn. 7. u. 14.

Die vorzüglichste und allgemeinste Ursache der Härte, womit die Männer unter den wilden und rohen Völkern das andere Geschlecht behandeln, ist ohne Zweifel darin zu suchen, daß die Männer von Natur das stärkere, die Frauenzimmer dagegen das schwächere Geschlecht sind. Jene fühlen ihre Kraft und suchen eine Ehre darin, sie zu zeigen. Das Schlagen und Ringen gewährt daher dem heran wachsenden Knaben ein eben so großes Vergnügen, als Befehlen und seine Befehle befolgt zu sehen, dem Manne. Sich gegen seine Feinde zu wehren, die wilden Thiere zu bezwingen, ist das wichtigste Geschäft der wilden und rohen Menschen, das den Mann frech, trotzig, übermüthig und hart macht. Das schwächere Geschlecht muß denn natürlicherweise von solchen Männern verächtlich behandelt werden. Sie halten das Frauenzimmer, weil es ihre Kraft und ihren Muth nicht hat, für ein geringeres, ihnen weit nachstehendes Geschöpf, ja für nicht viel mehr, als zahme Thiere, über die sie nach Belieben befehlen können, um ihre eigene Bequemlichkeit zu befördern, für Werkzeuge zur Befriedigung ihrer sinnlichen Triebe. Die zarten Gefühle der Liebe kennen sie eben so wenig, als das Thier. Sie suchen daher eben so wenig die Liebe der Weiber durch Zärtlichkeit, Höflichkeit und Gefälligkeit zu gewinnen, als sie durch Milde und Nachsicht zu erhalten. Die wahren Gefühle der Liebe werden erst durch Kultur verfeinert, und nehmen durch das weichliche Leben zu. Die Weiber sind also bei ihnen nichts, als Sklavinnen und Mittel zur augenblicklichen Befriedigung einer thierischen Wollust. Wie kann man sich denn wundern, daß Männer, die ihre Kraft fühlen, und stolz darauf sind, denen es beständiges Bedürfniß ist, dieselbe an den Tag zu legen, und die außerdem eine natürliche oder angewöhnte Härte in ihrem Charakter haben, auch die Frauenzimmer diese Kraft, und zwar mit Härte, fühlen lassen, daß sie scharfe Befehle geben, und einen

strengen Gehorsam fordern? Wie kann man sich wundern, daß sie mit Verachtung auf sie, als schwache Geschöpfe, die ihnen weit nachstehen müssen, herabsehen, daß sie sie nicht sonderlich mehr, als das Thier achten, und sie folglich eben so hart, als ihre andern Thiere behandeln? Und in diesem elenden Zustande lebt das andere Geschlecht sowohl unter den kalten, als unter den warmen Himmelsstrichen.

La Perouse sagt von den Einwohnern am Hafen der Franzosen in Nordamerika, daß sie gleichgültig gegen ihre Kinder und wahre Tyrannen ihrer Weiber sind, denen sie die härtesten Arbeiten auflegen *). So auch am Oronoko in Südamerika. Die Männer legen sich hier, wie die meisten Wilden, auf die faule Seite. Die Weiber sind gleichsam ihre Sklavinnen; sie müssen alles thun. Mit Bitterkeit fordert der Mann Essen von ihnen, ohne im geringsten dafür zu sorgen, daß etwas zu rechter Zeit im Hause vorräthig ist. Die Männer glauben vielmehr, daß es die Pflicht der Weiber sey, sie zu unterhalten, und mißhandeln sie daher oft unbarmherzig, wenn sie dieser vermeintlichen Pflicht nicht pünktlich genug nachkommen. Wenn ein Mann mehrere Frauen hat, so muß jede dafür sorgen, daß er etwas zu essen bekommt, und er ißt, der Reihe nach, mit dem größten Wohlbehagen bei jeder von ihnen; die Frau hat aber für ihre Bewirthung nicht einmal die Ehre, mit ihrem Manne zu essen. Jede muß für sich allein mit ihren Kindern essen. Diese Weiber sind auch einander zu feind, als daß sie mit einander essen könnten **).

An der Hudsons-Bay werden die Weiber für bloße Lastthiere gehalten. Auf Schönheit sehen sie nicht, haben auch dafür kein Gefühl. Wenn man sich ein Lastthier an-

*) La Perouse's Reise um die Welt, B. I.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVI. S. 327.

**) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 355. ff.

schafft, so zieht man blos die Stärke, nicht die Schönheit, in Betracht; derselben Meinung sind diese Indianer auch in Ansehung des andern Geschlechts. Fragt man sie, was Schönheit sey, so werden sie antworten: ein breites, flaches Gesicht, kleine Augen, hohe Backenknochen, drei oder vier breite schwarze Linien quer über jeden Backen, eine niedrige Stirne, ein großes, breites Kinn, eine gelbe Haut und Brüste, die bis auf den Gürtel herabhängen. Solche Schönheiten haben übrigens dann noch größeren Werth, wenn die Besitzerin im Stande ist, alle Arten von Fellen zu bereiten, Kleider daraus zu verfertigen, im Sommer 120 bis 140 Pfund zu tragen und im Winter eine noch weit schwerere Last zu ziehen. Andere Vorzüge wünschen oder erwarten diese Indianer nicht von ihren Weibern. Auf ihre Gemüthsart kommt wenig an; denn die Männer haben eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, die eigensinnigsten und hartnäckigsten Weiber zu einem schnellen Gehorsam zu bringen.

Allein obgleich diese Indianer ihre Weiber wie Thiere behandeln, so begegnen sie ihnen doch mit einer Härte, womit keiner, der menschliches Gefühl hat, sein Lastthier behandeln würde. Hearnes gibt uns hiervon ein Beispiel. In einer Gesellschaft von Indianern, mit welcher er reiste, war ein schwangeres Weib. Als die Zeit ihrer Entbindung kam, setzten sie zwar die Reise aus, damit sie mitkäme; denn sie zu verlieren, würde für sie ohne Zweifel das nämliche gewesen seyn, als ein Lastthier zu verlieren. Sobald sie aber nach zwei und funfzigstündigen Geburtswehen entbunden worden war, wurde das Zeichen zum Aufbruche gegeben. Die arme Frau nahm ihren Säugling auf den Rücken und ging mit der übrigen Gesellschaft. Eine andere Person war doch so menschlich (doch nur einen Tag) ihren Schlitten zu ziehen; die Mutter hatte aber, außer ihrem Kinde, noch eine beträchtliche Last zu tragen, und mußte dabei sehr oft bis an die Knie in Wasser oder feuchtem Schnee waden.

Man kann, ohne mein Erinnern, leicht begreifen,

daß die Weiber in einem Lande, wo sie wie Lastthiere behandelt werden, auch, außer ihrer übrigen harten Behandlung, in einem hohen Grade verachtet werden; und wie wenig sie in den Augen der Männer gelten, zeigt besonders die Art, wie man sie bei dem Essen behandelt. Wenn die Männer ein großes Thier erlegen, so müssen die Weiber es nach dem Zelte schaffen, es zerstückeln und die Speisen zurecht machen; und wenn das alles geschehen ist, so bekommen selbst die Weiber und Töchter der vornehmsten Anführer nicht eher etwas zu essen, als bis die sämmtlichen Mannspersonen, sogar die, welche nur als Bediente gebraucht werden, sich nach Belieben gesättigt haben. Wenn etwas übrig bleibt, nehmen es die Weiber und Töchter, wo nicht, erhalten sie nichts *). Die Weiber werden also hier für Lastthiere und Sklavinnen gehalten. Sie stehen tief, nicht allein unter ihren Männern, sondern sogar unter den Mannspersonen, die im Dienste ihrer Männer stehen.

Wenn man das größere Feuer, die lebhaftere Fantasie, das wärmere Gefühl fürs schöne Geschlecht, das unter den wärmern Himmelsstrichen gefunden wird, in Betrachtung ziehet, so sollte man nicht glauben, daß die Weiber unter diesen Himmelsstrichen eben so hart würden behandelt werden, als unter den rauhen und kalten; die Geschichte lehrt uns aber, daß sie unter jenen sowohl, als unter diesen Himmelsstrichen ein gleich trauriges Schicksal haben. Es kann auch nicht anders seyn, wenn es sonst gewiß ist, daß die Verachtung und Härte, womit das andere Geschlecht behandelt wird, im Rechte des Stärkern und dem Selbstgefühle vorzüglicher Kraft, das der Mann vor dem andern Geschlechte voraus hat, gegründet ist. Dieses Selbstgefühl, welches das männliche Geschlecht bei den wilden und rohen Völkern allenthalben haben muß, kann nur durch

*) Hearne's Reise von dem Prinz von Wallis-Fort an der Hudsons-Bay bis zu dem Eismeere; von Forster. S. 96. ff.

Kultur gemildert werden. Wenn solche Kultur nicht Statt findet, oder andere zufällige Umstände die Stelle der Kultur vertreten, so muß das andere Geschlecht überall das nämliche Schicksal haben. —

So müssen die Weiber in Darfur die mühsamsten Hausarbeiten verrichten. Sie müssen nicht nur das Getreide mahlen und Brod backen, die Speisen bereiten, Wasser holen, die Kleidungsstücke waschen und die Wohnungen reinigen; denn dies ist auch in den kultivirten Ländern das Geschäft der Weiber, sondern sie müssen auch das Feld bestellen, das Getreide säen, bei der Erndte helfen und gewöhnlich die Lehmwände aufführen. Dies ist zwar hart, aber doch nicht so demüthigend, als dies, daß sie, wenn der Mann ausreitet, hinterm Pferde gehen und die Lebensmittel und das Küchengeräth tragen müssen. Dieser Härte und Verachtung, die die Weiber hier dulden müssen, ungeachtet, führen sie doch gewöhnlich die Herrschaft im Hause, und fürchten sich nicht, ihren Männern die beißendsten Sarkasmen unter die Nase zu reiben*). Wenn aber das Maulthier seine Last nur gut trägt, so kann man ihm wohl verstatten, dann und wann zum Zeitvertreibe hinten auszuschlagen, wenn der Schlag die Glieder des Reuters nicht beschädigt.

Die Algierer und Tunesen sehen die Höflichkeit, die die Europäer dem andern Geschlechte erweisen, für eine Ausschweifung, einen Eingriff ins Recht der Natur an, nach welchem der Mann die Herrschaft haben soll. Höflichkeit und Freundlichkeit kann also, ihrer Meinung nach, mit Herrschaft nicht bestehen. Die Weiber in diesen Ländern sind mit allen Bürden und Beschwerlichkeiten des Hauswesens belastet, während der faule Hausvater im Schatten der Ruhe pflegt, und die Knaben und Mädchen die Heerden

*) Brown's Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien: in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. I. S. 346.

hüten. Den ganzen Tag über sind die Weiber mit dem Brodbacken, der Zubereitung der Speisen, der Mühle und dem Weberstuhle beschäftigt, und Abends müssen sie ihr säugendes Kind auf den Rücken binden, und mit einem Kruge oder einem ledernen Sack bisweisen eine Meile traben, um Wasser zu holen *).

Nach der Beschreibung, die Poiret von dem Zustande der Weiber in der Barbarei macht, werden sie da noch weit härter behandelt; denn sie sind nicht nur mit obigen Bürden des Hauswesens belastet, sondern müssen auch, während die Männer der Ruhe pflegen, Holz fällen, und, in Ermangelung eines Lastthieres, es selbst nach Hause schleppen. Das Feld wird ebenfalls größtentheils von den Weibern bestellt. Sie sind aber am schlimmsten daran, wenn die Horden nebst ihren Zelten aufbrechen und ihre Wohnplätze verändern. Der Mann setzt sich dann ganz ruhig zu Pferde, und trägt durchaus nichts, als seine Waffen. Es ist ohne Zweifel eine zu große Ehre für die Weiber, diese zu tragen; denn sonst würden sie gewiß auch damit belastet werden. Das gesammte Hausgeräth wird der Frau aufgebürdet; sie muß oft sogar das Zelt tragen, wenn kein anderes Lastthier bei der Hand ist. Mit dieser Bürde muß sie neben dem Pferde des Mannes herlaufen, und bekommt nicht selten obendrein Schläge, wenn sie nicht schnell genug läuft. Auf diese Art müssen sie ganze Tage im brennenden Sande gehen, und haben oft weder etwas zu essen, noch zu trinken. Der Mann redet immer, als Herr, seine Weiber in einem gebietenden Tone an. In Ansehung des Ranges stehen sie den Kindern, sogar den Sklaven nach. Sie bekommen erst etwas zu essen, wenn alle Andere gegessen, und zwar blos, was diese übrig gelassen haben. Sie müssen immer in Bewegung seyn. Selbst ihre Schwangerschaft ver-

*) Shaw's Reisen. Naturgeschichte der Barbarei. Kap. 3. Abschn. 10.

mindert ihre Arbeit nicht, und gleich nach der Geburt kehren sie zu ihrer gewohnten Arbeit zurück.

In den Städten sind die Weiber zwar solche Sklaven nicht; müssen sie aber hier weniger arbeiten, so sind sie auch weniger frei. Sie sind hier, der Eifersucht ihrer Männer wegen, zu einem beständigen Gefängnisse verdammt. Findet die Frau Gelegenheit zur Untreue, so wird sie lebendig in einen Sack gebunden und ins Meer geworfen. Ist ihr Liebhaber ein Christ, so wird sie lebendig verbrannt oder zerhauen. Die Gebirgsbewohner unter den Arabern sind nicht so eifersüchtig auf ihre Weiber. Sie tragen keinen Schleier, sind auch nicht eingeschlossen; diese größere Freiheit ist aber nicht der größern Gutmüthigkeit, sondern der Faulheit der Männer zuzuschreiben; denn schlössen sie ihre Weiber ein, so müßten sie selbst im Felde arbeiten, und dazu sind sie zu faul.*)

Die Brasilianer brauchen, wie die Araber, ihre Weiber zu Packeseln; denn diese müssen, wenn die Männer zu Felde gehen, immer mitfolgen. Der Mann trägt nichts, als seine Waffen. Die Frau trägt dagegen nicht allein die Lebensmittel, sondern auch die Geräthschaften, die sie für nothwendig halten. Die Weiber tragen überdies ein oder mehrere Kinder, haben in der einen Hand einen Papagei oder Affen, und führen mit der andern einen Hund an einem Strick. Wenn sie zu Hause sind, geht der Mann gewöhnlich des Morgens mit seinem Bogen aus, um einige Vögel oder Thiere zu schießen, oder er geht auf Fischfang aus. Die Frau muß unterdessen entweder in der Pflanzung arbeiten, oder ihrem Manne folgen, um das Thier, das er erlegt, nach Hause zu tragen.**)

Die Weiber sind also unter den wilden und rohen Völkern sowohl Lastthiere, als Sklavinnen. Die Härte

---

*) Reise in die Barbarei, von Poiret. Thl. I. Brief 21.

**) Neuhofs Reise nach Brasilien, in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen B. II. S. 119.

hüten. Den ganzen Tag über sind die Weiber mit dem Brodbacken, der Zubereitung der Speisen, der Mühle und dem Weberstuhle beschäftigt, und Abends müssen sie ihr säugendes Kind auf den Rücken binden, und mit einem Kruge oder einem ledernen Sack bisweilen eine Meile traben, um Wasser zu holen *).

Nach der Beschreibung, die Poiret von dem Zustande der Weiber in der Barbarei macht, werden sie da noch weit härter behandelt; denn sie sind nicht nur mit obigen Bürden des Hauswesens belastet, sondern müssen auch, während die Männer der Ruhe pflegen, Holz fällen, und, in Ermangelung eines Lastthieres, es selbst nach Hause schleppen. Das Feld wird ebenfalls größtentheils von den Weibern bestellt. Sie sind aber am schlimmsten daran, wenn die Horden nebst ihren Zelten aufbrechen und ihre Wohnplätze verändern. Der Mann setzt sich dann ganz ruhig zu Pferde, und trägt durchaus nichts, als seine Waffen. Es ist ohne Zweifel eine zu große Ehre für die Weiber, diese zu tragen; denn sonst würden sie gewiß auch damit belastet werden. Das gesammte Hausgeräth wird der Frau aufgebürdet; sie muß oft sogar das Zelt tragen, wenn kein anderes Lastthier bei der Hand ist. Mit dieser Bürde muß sie neben dem Pferde des Mannes herlaufen, und bekommt nicht selten obendrein Schläge, wenn sie nicht schnell genug läuft. Auf diese Art müssen sie ganze Tage im brennenden Sande gehen, und haben oft weder etwas zu essen, noch zu trinken. Der Mann redet immer, als Herr, seine Weiber in einem gebietenden Tone an. In Ansehung des Ranges stehen sie den Kindern, sogar den Sklaven nach. Sie bekommen erst etwas zu essen, wenn alle Andere gegessen, und zwar blos, was diese übrig gelassen haben. Sie müssen immer in Bewegung seyn. Selbst ihre Schwangerschaft ver-

*) Shaw's Reisen. Naturgeschichte der Barbarei. Kap. 3. Abschn. 10.

then, daß diese Damen bei dieser plötzlichen Verwandlung von Königinnen in Sklavinnen keine grosse Veränderung in ihrem Zustande merken. Sie werden nun in der That, was sie vorher immer gewesen sind, Sklavinnen unter der Herrschaft eines Tyrannen.

Dies ist der traurige Zustand des schönen Geschlechts unter den wilden und rohen Völkern. Sklavenarbeit und Zurücksetzung ist ihr Loos. Ich habe die Ursache der Härte und Verachtung erwähnt, womit das andere Geschlecht von den Männern behandelt wird. Es gibt aber noch eine Nebenursache der Verachtung, womit das andere Geschlecht behandelt wird, und diese ist die monatliche Reinigung desselben. Die rohen Völker kennen die Natur zu wenig, um diese nützliche und wohlthätige Einrichtung derselben einzusehen. Aller richtigen Begriffe von Reinheit und Unreinheit beraubt, sehen sie die Weiber, während der Zeit, für unrein an, und glauben, daß alles verunreinigt werde, was sie blos anrühren. Der Hottentotte ist unläugbar der unsauberste aller Menschen, und doch glaubt er, daß er unrein werde, wenn er zu seiner Frau käme, während sie in solchen Umständen ist, und daß er dann einen fetten Ochsen zu seiner Reinigung opfern müsse.*) Die Einwohner von Congo stehen in demselben Wahne. Zu der Zeit des Tages, da der Palmwein getrunken wird, versammeln sich gewöhnlich alle Weiber bei dem Manne, ausgenommen, wenn sie ihre monatliche Schwäche haben; dann wird die Frau für unrein gehalten und muß sich vor allen verbergen. Sechs Tage muß sie eingeschlossen seyn, ohne vor jemanden zu erscheinen. Wird sie durch einen unerwarteten Zufall gesehen, so fangen diese sechs Tage von vorne wieder an. Ihr Essen wird ihr an die Thür der Hütte gebracht, wo sie es nimmt, sobald man sich weggegeben hat. Wenn diese Unpäßlichkeit vorüber ist,

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. I. Kap. 16.

bestreicht sie sich von der Scheitel bis an die Fußsohle mit einer gewissen rothen Erde. Sogar das Gesicht und die Haare werden nicht geschont, und darauf geht sie hin und badet sich. Sie kommt jetzt, heißt es, schöner, das ist, schwärzer, als vorher, aus dem Bade. Sie glauben, daß diese rothe Erde alle Unreinlichkeiten vom Körper wegnehme. Die Männer brauchen sie daher auch, um sich zu reinigen, und lassen einen kleinen Kreis dieser Erde um die Nägel an Händen und Füßen sitzen, um zu beweisen, daß sie sich gereinigt haben.*)

Dieselbe Denkungsart, die in dieser Rücksicht unter den warmen Himmelsstrichen gefunden wird, findet auch unter den kältern Statt. Die nordamerikanischen Weiber sind zu der Zeit sehr bescheiden und anständig. In jedem Lager oder Dorfe gibt es einen abgelegenen Ort, wo Verheirathete und Unverheirathete sich zu der Zeit hinbegeben; und mit der größten Strenge enthalten sie sich, während der Zeit, alles Umganges mit andern. Darauf kehren sie wieder zu ihren Geschäften zurück. Die Männer meiden auch die Zeit über allen Umgang mit ihnen, und einige erlauben ihnen nicht einmal, zu der Zeit die allernothwendigsten Sachen, selbst das Feuer nicht, zu holen, welches, ihrer Meinung nach, durch sie verunreinigt wird.**)

Nach den samojedischen Begriffen von Rein und Unrein sind die Weiber bei ihnen auch unrein, und werden daher nicht allein verächtlich, sondern auch hart behandelt. Die Weiber fühlen indessen dies mehr, als die Töchter, welche die Zärtlichkeit der Väter begünstiget. Ihr Widerwille gegen den Ehestand ist daher vielleicht nicht blos Verstellung. So lange sie noch Kinder zur Welt bringen,

---

*) Reise nach der westlichen Küste von Afrika, von De-Grandpre. Abschn. 2 in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. V. S. 56.

**) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 5 u. 204.

werden sie ein wenig geschont; wenn sie aber an Jahren zunehmen, so hört diese Schonung ganz auf. Sie dürfen nie in Gesellschaft ihrer Männer oder irgend einer Mannsperson essen, sondern müssen sich mit dem begnügen, was diese ihnen übrig lassen. In ihren Hütten müssen sie immer an der Seite bleiben, und dürfen nicht um das Feuer herumgehen, welchem sie eine gewisse Heiligkeit zuschreiben. Die Stellen, wo sie in der Hütte oder im Schlitten gesessen, und die Sachen, die sie gebraucht haben, müssen sie sowohl, als sich selbst, über brennenden Rennthierhaaren räuchern. Auf ihren Reisen dürfen sie nicht über den Pfad gehen, worauf Männer und Rennthiere gehen, sondern müssen an der Seite des Weges bleiben, wahrscheinlich, um ihn nicht zu verunreinigen. Wenn sie ihre monatliche Schwäche haben, und zwei Monate nach ihrer Niederkunft werden sie besonders für abscheulich gehalten. Sie dürfen dann weder Essen anrühren, noch ihren Männern etwas darreichen. *)

Im Südmeere ist das Schicksal der Weiber nicht besser. Die Ursache ist die nämliche; die Wirkungen müssen daher auch die nämlichen seyn. Obgleich die Otaheitier viele Beweise der Zärtlichkeit und Menschenliebe geben, so behandeln sie doch zuweilen ihre Weiber mit Härte, die keine Zärtlichkeit voraussetzt. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß sie von ihren Männern unbarmherzig geprügelt werden, wiewohl diese Mißhandlung vermuthlich die Folge von Eifersucht ist, welche zuweilen Personen von beiderlei Geschlecht befällt. Aber die Verachtung, womit man ihnen begegnet, muß ihnen noch empfindlicher seyn, als diese Schläge. Die Weiber dürfen nicht nur hier, wie an manchen andern Orten, zu keiner Zeit mit den Männern essen, und müssen sich zu dem Ende in einen besondern Winkel des Hauses verfügen, sondern man versagt ihnen

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 283. ff.

auch mehrentheils die besten Speisen, z. B. Schildkröten, die leckersten Fische, die feinen Pisangsorten, und nur selten gestattet man es selbst Damen vom ersten Range, Schweinefleisch zu essen. Auch die Kinder von jedem Geschlecht essen besonders.*)

So ist die oberwähnte Schwäche des andern Geschlechts eine Ursache, daß diese rohen Menschen die Weiber für unreine Wesen halten, und sie in dem Grade verachten, daß sie nicht einmal mit ihnen essen wollen, um nicht verunreinigt zu werden. Diese Verachtung geht aber leicht bei den rohen Völkern in Härte und eine ganz thierische Behandlung über. Zuweilen gesellt sich hierzu die freiwillige Schmuzigkeit der Weiber, und man darf sich dann nicht wundern, daß die Männer sie noch mehr verachten, wenn sie sonst Gefühl für Reinlichkeit haben. Dies kann bei den morlakischen Frauenzimmern der Fall seyn. Die Mädchen ergeben sich einige Zeit nach ihrer Verheirathung einer unausstehlichen Schmuzigkeit. Diese Unreinlichkeit ist vielleicht sowohl eine Wirkung, als Ursache der Verachtung, womit sie von ihren Männern und Eltern behandelt werden. Denn wenn diese mit einem etwas angesehenen Manne reden, nennen sie ihre Weiber und Töchter nie, ohne erst: „mit Ihrer Erlaubniß" zu sagen, so wie wir, wenn wir von einer verächtlichen und ekelhaften Sache sprechen, zufügen: „mit Gunst zu melden!" — Die Verachtung ihrer schmuzigen Weiber legen sie auch dadurch an den Tag, daß sie niemals bei ihnen schlafen. Die Wenigen, die eine Bettstätte haben, worin sie auf Stroh liegen, dulden ihre Weiber nicht darin. Sie müssen auf der Erde schlafen, und kommen erst, wenn sie gerufen werden. Diese Verachtung ihrer Weiber artet auch in Mißhandlung aus. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß sie sie prügeln. Aber das Sonderbarste ist, daß, wenn man diejenigen

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 342 ff.

ausnimmt, die in den Gebirgen wohnen, es nicht scheint, als wenn es den morlakischen Frauenzimmern zuwider sey, dann und wann von ihren Männern, sogar von ihren Liebhabern, ehe sie heirathen, ein wenig gezüchtigt zu werden. Sie scheinen sich sogar darüber zu freuen *).

Wahrscheinlich sehen sie es für einen Beweis der Liebe des Mannes an, daß sie dann und wann ein wenig Schläge bekommen. So denkt man wenigstens in Mayomba, einer Landschaft, die nördlich von Loango liegt. Ein Mann wird von den Freunden seiner Frau nicht geachtet, ehe er sie derb abgeprügelt, und ihr einige Maulschellen gegeben hat. Diese Gewohnheit ist unter ihnen so allgemein geworden, daß eine Frau glaubt, der Mann liebe sie nicht, wenn er sie nicht öfters schlägt **), und es ist wohl auch nicht zu bezweifeln, daß er ihr diese Beweise seiner Liebe nicht versagt.

Dieselbe Denkungsart findet man bei den Bewohnern der Wüste Sahara. Wenn ein Mann dort seine Frau schlägt, so ist es der sicherste Beweis, daß er sie liebt und sich nicht von ihr trennen will. Macht er ihr aber nur Vorwürfe, so hält sie sich für verachtet, und geht zu ihren Verwandten zurück. Die Weiber bekommen daher auch Stockschläge für den geringsten Fehler, den sie begehen. Wenn dies geschieht, so ist es ein Beweis einer glücklichen Ehe. Die Weiber wollen lieber so behandelt, als bei ihren Verwandten verklagt werden; denn sobald sie verheirathet sind, wollen sie unabhängig leben und ziehen daher Schläge den Demüthigungen und der Verachtung vor, die sie von ihren Familien zu gewarten haben, wenn sie ihre Männer bei ihnen verklagen ***). Es heißt auch, daß vor der Zeit Peter

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. I. Zweites Sendschreiben §. XI.

**) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. IV. S. 656.

***) Follie's Reise durch die Wüsten von Sahara. S. 99.

auch mehrentheils die besten Speisen, z. B. Schildkröten; die leckersten Fische, die feinen Pisangsorten, und nur selten gestattet man es selbst Damen vom ersten Range, Schweinefleisch zu essen. Auch die Kinder von jedem Geschlecht essen besonders.*)

So ist die obenerwähnte Schwäche des andern Geschlechts eine Ursache, daß diese rohen Menschen die Weiber für unreine Wesen halten, und sie in dem Grade verachten, daß sie nicht einmal mit ihnen essen wollen, um nicht verunreinigt zu werden. Diese Verachtung geht aber leicht bei den rohen Völkern in Härte und eine ganz thierische Behandlung über. Zuweilen gesellt sich hierzu die freiwillige Schmuzigkeit der Weiber, und man darf sich dann nicht wundern, daß die Männer sie noch mehr verachten, wenn sie sonst Gefühl für Reinlichkeit haben. Dies kann bei den morlakischen Frauenzimmern der Fall seyn. Die Mädchen ergeben sich einige Zeit nach ihrer Verheirathung einer unausstehlichen Schmuzigkeit. Diese Unreinlichkeit ist vielleicht sowohl eine Wirkung, als Ursache der Verachtung, womit sie von ihren Männern und Eltern behandelt werden. Denn wenn diese mit einem etwas angesehenen Manne reden, nennen sie ihre Weiber und Töchter nie, ohne erst: „mit Ihrer Erlaubniß" zu sagen, so wie wir, wenn wir von einer verächtlichen und ekelhaften Sache sprechen, zufügen: „mit Gunst zu melden!" — Die Verachtung ihrer schmuzigen Weiber legen sie auch dadurch an den Tag, daß sie niemals bei ihnen schlafen. Die Wenigen, die eine Bettstätte haben, worin sie auf Stroh liegen, dulden ihre Weiber nicht darin. Sie müssen auf der Erde schlafen, und kommen erst, wenn sie gerufen werden. Diese Verachtung ihrer Weiber artet auch in Mißhandlung aus. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß sie sie prügeln. Aber das Sonderbarste ist, daß, wenn man diejenigen

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 342 ff.

von den andern abwichen. In Ansehung des Betragens der rohen Menschen gegen die Alten ist die Mehrheit hingegen gut, der Ausnahmen sind wenige. Unter den rohen Menschen können es kaum die größern Kenntnisse seyn, die die Alten eingesammelt, auch nicht die größere Erfahrung, die sie sich durchs Alter erworben, oder die vielen Beschwerden des Lebens, die sie ausgestanden haben, die den Jungen Achtung und Liebe gegen die Alten einflößen. Es muß bei ihnen entweder ein natürliches Gefühl seyn, welches sich selbst bei den Wilden schwerlich ganz unterdrücken läßt, oder die grauen Haare und die unter der Last der Jahre zitternden Glieder müssen etwas Ehrfurcht Einflößendes an sich haben. So wie der Mensch ohne vorhergehende Vernunftschlüsse aus einem natürlichen Triebe dem Kranken zu Hülfe eilt, der in einer Gasse, oder auf der Landstraße hülflos liegt, so ist Güte gegen die Alten und Bereitwilligkeit, ihnen bei ihren Gebrechen zu helfen, vielleicht ein Naturtrieb, der nur wegen eines hohen Grades von Leichtsinn nicht gefühlt, oder durch einen hohen Grad von Härte unterdrückt wird. So viel bleibt immer gewiß, daß Achtung und Güte gegen die Alten, bis auf wenige Ausnahmen, unter den rohen Völker allemein ist.

Nicht allein die kultivirtern Nationen, die Chinesen und Siamer, haben viel Achtung für die Alten, worunter die Letztern sogar so weit gehen, daß sie den Sohn für ein Ungeheuer halten würden, der gegen seine Eltern eine Klage anbringen wollte *); sondern auch die ganz rohen Völker haben Achtung und Ehrfurcht für das Alter. Auf Tongatabu, einer von den Freundschaftsinseln, beobachten die jüngern Personen in der Gesellschaft eines Alten das ehrfurchtsvollste Stillschweigen **). In Kalifornien bekümm-

*) Du Halde's ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs. Thl. II. Abtheil. 1. Abschn. 9. Beschreibung des Königreichs Siam, von de la Loubere. Abtheil. 2. Kap. 15.

**) Wilsons Missionsreise. S. 395. in Sprengels Bibliothek der wichtigsten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II.

mern die Kinder sich wenig um ihren Vater, und verlassen seine Hütte, sobald sie im Stande sind, sich selbst zu ernähren; doch zeigen sie mehr Liebe für ihre Mütter, die sie mit großer Gelindigkeit erziehen und nie schlagen, als wenn sie bei ihren kleinen Gefechten mit andern Kindern nicht Muth genug beweisen. Die Alten, die nicht mehr arbeiten können, werden von den Dörfern, wo sie wohnen, unterhalten, und genießen allgemeine Achtung *).

Man würde in allen Welttheilen weit mehrere solche Beispiele der Achtung und Liebe für die Alten unter den rohen Völkern anführen können, und wenn es scheint, als ob einige das Gegentheil bewiesen, so ist es größtentheils nur die Wirkung einer übel verstandenen, oder übel angewandten Liebe. Dies ist mit den Hottentotten der Fall. So lange jemand unter ihnen etwas, selbst das geringste, verrichten kann, wäre es auch nichts anders, als etwas Holz zu sammeln, um Feuer damit anzumachen, erweisen Kinder und Verwandte ihnen alle mögliche Liebe. Jeder thut sein Möglichstes, um ihnen das Leben zu versüßen. Wenn er aber nichts mehr thun kann, bringen sie ihn nach einer Hütte, die eben in der Absicht an einem entfernten Orte errichtet ist. Sie setzen hier einige Lebensmittel für ihn, und verlassen ihn dann ganz, unbekümmert, ob er vor Hunger oder Alter stirbt, oder von wilden Thieren zerrissen wird. Der älteste Sohn, oder der nächste Anverwandte übernimmt diese Hütte. Er ruft die Männer des Dorfs zusammen und stellt ihnen seinen Entschluß vor, aus dem Grunde, daß der Alte nicht mehr zu etwas tauge, und verlangt ihre Einwilligung, die ihm auch nie versagt wird. Sobald er diese erhalten hat, wird ein Tag zu seiner Wegführung bestimmt. Der Erbe schlachtet im voraus einen Ochsen, oder zwei bis drei Hammel, und bewirthet die Einwohner des Dorfes.

*) La Perouse's Reise um die Welt, B. I.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVI. S. 376.

von den andern abweichen. In Ansehung des Betragens der rohen Menschen gegen die Alten ist die Mehrheit hingegen gut, der Ausnahmen sind wenige. Unter den rohen Menschen können es kaum die größern Kenntnisse seyn, die die Alten eingesammelt, auch nicht die größere Erfahrung, die sie sich durchs Alter erworben, oder die vielen Beschwerden des Lebens, die sie ausgestanden haben, die den Jungen Achtung und Liebe gegen die Alten einflößen. Es muß bei ihnen entweder ein natürliches Gefühl seyn, welches sich selbst bei den Wilden schwerlich ganz unterdrücken läßt, oder die grauen Haare und die unter der Last der Jahre zitternden Glieder müssen etwas Ehrfurcht Einflößendes an sich haben. So wie der Mensch ohne vorhergehende Vernunftschlüsse aus einem natürlichen Triebe dem Kranken zu Hülfe eilt, der in einer Gasse, oder auf der Landstraße hülflos liegt, so ist Güte gegen die Alten und Bereitwilligkeit, ihnen bei ihren Gebrechen zu helfen, vielleicht ein Naturtrieb, der nur wegen eines hohen Grades von Leichtsinn nicht gefühlt, oder durch einen hohen Grad von Härte unterdrückt wird. So viel bleibt immer gewiß, daß Achtung und Güte gegen die Alten, bis auf wenige Ausnahmen, unter den rohen Völker allemein ist.

Nicht allein die kultivirtern Nationen, die Chinesen und Siamer, haben viel Achtung für die Alten, worunter die Letztern sogar so weit gehen, daß sie den Sohn für ein Ungeheuer halten würden, der gegen seine Eltern eine Klage anbringen wollte *); sondern auch die ganz rohen Völker haben Achtung und Ehrfurcht für das Alter. Auf Tongatabu, einer von den Freundschaftsinseln, beobachten die jüngern Personen in der Gesellschaft eines Alten das ehrfurchtsvollste Stillschweigen **). In Kalifornien bekümm-

*) Du Halde's ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs. Thl. II. Abtheil. 1. Abschn. 9. Beschreibung des Königreichs Siam, von de la Loubere. Abtheil. 2. Kap. 15.

**) Wilsons Missionsreise. S. 395. in Sprengels Bibliothek der wichtigsten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II.

dieser Unmenschlichkeit ist, nach ihrer Aussage, diese: da sie sich mit Mühe die Bedürfnisse des Lebens anschaffen müßten, so könnten sie niemanden dulden, der nichts zu deren Erwerbung beiträgt; und da sie überdies keine feste Wohnungen hätten, sondern beständig im Lande herum wandern müßten, so wäre es unmöglich, die Hülflosen mit sich zu führen. Sie glauben daher, daß es besser sey, das Leben dieser elenden Geschöpfe zu endigen, als sie vor Hunger und Kälte umkommen zu lassen. Der Sohn thut gemeiniglich dem Vater diesen letzten Liebesdienst; und da es beständig bei ihnen üblich gewesen, so sind sie daran gewöhnt, und wundern sich, daß die Europäer es als eine unmenschliche Handlung betrachten können *).

Es ist wohl nimmer gut, ein hohes Alter zu erreichen, noch weniger aber in solchen Ländern, wo der Sohn aus Menschenliebe seinen Vater tödtet. In den kultivirten Ländern läßt man es doch bei dem Wunsche bewenden, daß Gott den alten Mann zu sich nehmen wolle; in jenen Ländern überlassen sie es Gott nicht, ihn zu sich zu nehmen, sondern schaffen ihn selbst, zwar auf eine gewaltsame Art, aber doch in einer guten Absicht, weg, theils um, wie die Hottentotten, ihm die Beschwerlichkeiten des Lebens zu verkürzen, theils, wie die Einwohner von Labradör, damit er nicht langsamer vor Hunger und Kälte sterben möge. Dieses kann man zwar Grausamkeit nennen; allein nach der Denkungsart dieser Menschen ist es keine Grausamkeit, sondern Mitleiden, Zärtlichkeit, Menschenliebe. Man kann daher nicht behaupten, daß diese Völkerschaften, ihren Begriffen von Achtung und Liebe zufolge, die Alten hart behandeln.

Es gibt aber doch einige Völkerschaften, welche die Alten verächtlich, und andere, die sie hart und grausam be-

---

*) Roger Curtis Nachricht von der Küste Labrador; in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel. Thl. I. S. 104.

handeln. Zu den erstern rechne ich die Otaheitier. Diese äußern gegen das Alter nicht die mindeste Achtung und Ehrfurcht. Die alten Leute werden nicht allein zurück gesetzt, und man schenkt ihnen wenig oder gar keine Aufmerksamkeit; sondern sie sind sogar ein Gegenstand des Gelächters der jüngern Personen *). Diese Verachtung ist dem, diesem Volke eigenen, Leichtsinne beizumessen. Dasselbe Schicksal haben die Alten auch zuweilen in den sogenannten kultivirten Ländern. Der Ernst des Alters und der Leichtsinn der Jugend können selten einander betrachten, ohne daß die Alten mürrisch werden, und die Jungen spotten.

Die Otaheitier begegnen doch den Alten nur verächtlich; aber die Nordamerikaner an der Hudsons=Bay behandeln sie nicht allein verächtlich, sondern auch mit einer unmenschlichen Härte. Hohes Alter ist in diesem Lande das größte Unglück; denn sobald jemand so alt wird, daß er nicht mehr arbeiten kann, wird er, sogar von seinen eigenen Kindern, vernachlässigt und mit der größten Geringschätzung behandelt. Man giebt den Alten ihr Essen zuletzt, und gemeiniglich das Schlechteste und Ungenießbarste; auch flickt man die Felle, die niemand tragen will, für sie auf die plumpste Art zusammen. Die Alten sind sich bewußt, daß sie in der Jugend ihre Väter und Mütter eben so nachlässig behandelt haben; daher unterwerfen sie sich ohne Murren ihrem Schicksale, welches bei ihnen von hohem Alter nun einmal unzertrennlich ist. Sie sehen geduldig der traurigen Stunde entgegen, wo man sie, weil sie nicht länger mitzuwandern im Stande sind, allein zurücklassen wird, so daß sie alsdann Hungers sterben müssen. So unnatürlich, so empörend diese Sitte auch ist, so ist sie dennoch bei dieser Völkerschaft sehr gewöhnlich; und wenigstens stirbt die Hälfte der alten Personen von beiden Geschlechtern in diesem elenden Zustande. — Es wäre

*) Wilsons Missionsreise; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. II. S. 395.

doch gewiß eine weit größere Barmherzigkeit, wenn diese, wie jene Indianer in Labrador, die Alten umbrächten, als daß sie dieselben hülflos liegen, und den langsamen, schmerzhaften Tod des Hungers sterben lassen.

Man muß nicht glauben, daß es zarte Empfindsamkeit sey, die sie abhalte, persönliche Gewaltthätigkeiten an den Greisen zu begehen. Dieses Gefühl ist ihnen unbekannt. Diese Indianer sind überhaupt eine sehr schlechte Menschenrace. Eine natürlich gute Seite haben sie, daß sie die sanftesten sind unter den sämmtlichen indianischen Völkerschaften; und da sich nur selten einmal einer von ihnen berauscht, so schreiten sie nie zu Gewaltthätigkeiten, und lassen es im schlimmsten Falle bei losen Worten bewenden. Wenn man aber diese gute Seite ausnimmt, so haben sie manche schlechte Seiten. Sie sind mürrisch und geizig. Den Begriff der Dankbarkeit scheinen sie nicht einmal dem Namen nach zu kennen. Sie verstehen sich sehr gut auf die Kunst, zu schmeicheln, und üben sie aus, so lange es ihr Vortheil ist; doch nicht einen Augenblick länger. Im entgegengesetzten Falle, wo kein Vortheil zu erwarten ist, sind sie grob. Die meisten betrügen die Europäer, so oft sie nur können, und brauchen dazu jedes nur ersinnliche Mittel. Da sie ein hartes Volk sind, so ist rauhe, unfreundliche Behandlung bei den meisten von ihnen, besonders bei der geringern Klasse, besser angebracht, als sanfte; denn sobald man ihnen die mindeste Achtung bezeigt, werden sie unerträglich unverschämt.*) Dies ist leider auch bei sehr rohen Menschen in den sonst kultivirten Ländern oft der Fall; eine unglaubliche Gefühllosigkeit

*) Die nämliche Denkungsart findet man bei den Kamtschadalen. Gegen denjenigen, der gelinde mit ihnen umgeht, bezeigen sie sich äußerst unhöflich und aufsätzig. Derjenige hingegen, der schreit und schlägt, erhält alles von ihnen, sogar mehr, als er verlangt. Dankbarkeit und Dienstfertigkeit kennen sie eben so wenig, als Schande und Scham. Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Kap. 25.

scheint aber bei diesen Wilden Nationalcharakter zu seyn. Dies findet doch nicht in einem etwas kultivirten Lande, nicht einmal bei den rohen Menschen Statt, die ein solches Land bewohnen. Die Anwohner der Hudsons-Bay können die äußerste Noth solcher Personen, die nicht nahe mit ihnen verwandt sind, ohne alles Mitleiden sehen. Hearnes sah einmal einen von ihnen das Stöhnen, die Zuckungen und das Krümmen eines Menschen nachäffen, der unter den quälendsten Schmerzen gestorben war, und die ganze Gesellschaft brach darüber in ein lautes Gelächter aus.*) Es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn solche Wilde, die des Gefühles der Dankbarkeit, des Mitleidens, der Menschenliebe beraubt, und gegen das andere Geschlecht so hart sind, wie ich oben gesagt habe, mit derselben Härte die Aeltern behandeln können, und gefühllos sie vor Hunger umkommen sehen. — Es macht indeß der Menschen-Natur Ehre, daß nur wenige Völkerschaften in dieser Rücksicht so tief zur Brutalität herabgesunken sind.

Kap. 11.

Rachsucht.

Rachsucht ist ein Laster, welches unter allen wilden und rohen Völkerschaften ganz allgemein ist, und unter den kältern sowohl, als den wärmern Himmelsstrichen gefunden wird. Jessens Berichte zufolge waren Diebstahl und Gewaltthätigkeiten unter den norwegischen Lappen und Finnen, ehe sie noch Christen wurden, beinahe etwas Unerhörtes. Eidschwüre und Flüche waren ihnen gleichfalls unbe-

---

*) Hearnes Reise von dem Prinz Wallis-Fort an der Hudsons-Bay bis zu dem Eismeere, von Forster. S. 257 ff. u. S. 280 ff.

doch gewiß eine weit größere Barmherzigkeit, wenn diese, wie jene Indianer in Labrador, die Alten umbrächten, als daß sie dieselben hülflos liegen, und den langsamen, schmerzhaften Tod des Hungers sterben lassen.

Man muß nicht glauben, daß es zarte Empfindsamkeit sey, die sie abhalte, persönliche Gewaltthätigkeiten an den Greisen zu begehen. Dieses Gefühl ist ihnen unbekannt. Diese Indianer sind überhaupt eine sehr schlechte Menschenrace. Eine natürlich gute Seite haben sie, daß sie die sanftesten sind unter den sämmtlichen indianischen Völkerschaften; und da sich nur selten einmal einer von ihnen berauscht, so schreiten sie nie zu Gewaltthätigkeiten, und lassen es im schlimmsten Falle bei losen Worten bewenden. Wenn man aber diese gute Seite ausnimmt, so haben sie manche schlechte Seiten. Sie sind mürrisch und geizig. Den Begriff der Dankbarkeit scheinen sie nicht einmal dem Namen nach zu kennen. Sie verstehen sich sehr gut auf die Kunst, zu schmeicheln, und üben sie aus, so lange es ihr Vortheil ist; doch nicht einen Augenblick länger. Im entgegengesetzten Falle, wo kein Vortheil zu erwarten ist, sind sie grob. Die meisten betrügen die Europäer, so oft sie nur können, und brauchen dazu jedes nur ersinnliche Mittel. Da sie ein hartes Volk sind, so ist rauhe, unfreundliche Behandlung bei den meisten von ihnen, besonders bei der geringern Klasse, besser angebracht, als sanfte; denn sobald man ihnen die mindeste Achtung bezeigt, werden sie unerträglich unverschämt.*) Dies ist leider auch bei sehr rohen Menschen in den sonst kultivirten Ländern oft der Fall; eine unglaubliche Gefühllosigkeit

*) Die nämliche Denkungsart findet man bei den Kamtschadalen. Gegen denjenigen, der gelinde mit ihnen umgeht, bezeigen sie sich äußerst unbäßlich und aufsätzig. Derjenige hingegen, der schreit und schlägt, erhält alles von ihnen, sogar mehr, als er verlangt. Dankbarkeit und Dienstfertigkeit kennen sie eben so wenig, als Schande und Scham. Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Kap. 25.

Einige Völkerschaften haben einen höhern Grad von Heftigkeit in ihrer Natur, eine Irritabilität oder Reizbarkeit der Nerven, wodurch sie bei der geringsten wirklichen oder eingebildeten Beleidigung gleich in Wallung kommen, und Feuer fangen, das nur durch Blut gelöscht werden kann. Ein besonderes Beispiel einer solchen Reizbarkeit findet man bei verschiedenen nordischen Völkerschaften. Dem Berichte des Pallas zufolge haben viele Samojeden, insonderheit ihre Zauberer, eine gewisse Schreckhaftigkeit an sich, die, nach seiner Meinung, theils aus der mittelst der Einwirkung des nordischen Klima's und der Lebensart entstehenden Reizbarkeit der Fibern, theils aus einer durch Aberglauben verderbten Einbildungskraft entsteht. Inwiefern diese Vermuthung gegründet ist, darf ich nicht entscheiden. So viel ist aber gewiß, daß diese Reizbarkeit nicht blos bei den Samojeden, sondern auch bei den Tungusen, Kamtschadalen, Jakuten, Buräten und den jeniseischen Tartaren gefunden wird. Jede unerwartete Berührung, z. B. an den Seiten, oder andern reizbaren Stellen des Körpers, ein plötzlicher Zuruf oder Pfeifen und dergleichen mehr, setzt sie gleichsam außer sich und bringt sie zu einer Art von Raserei. Bei den Samojeden und Jakuten, die diese Reizbarkeit im höchsten Grade zu besizzen scheinen, geht diese Wuth so weit, daß sie, ohne selbst zu wissen, was sie thun, das erste Beil, Messer, oder andere tödtende Instrumente, deren sie habhaft werden können, ergreifen, und denjenigen zu verwunden, sogar zu tödten suchen, der ihnen Schrecken verursacht hat, oder jeden andern, der ihnen entgegen kommt, wenn sie nicht mit Gewalt zurück gehalten und diese tödtenden Werkzeuge ihnen genommen werden. Die Samojeden und Ostiaken haben in solchem Falle ein unfehlbares Mittel, solche Menschen wieder zu sich selbst zu bringen. Sie zünden blos ein Stück Rennthierfell oder ein Bund Rennthierhaare an, und lassen den Rauch davon in die Nase hinauf gehen. Davon fällt dieser Rasende gleich in eine Mattigkeit, und einen

Schlummer, der oft vierundzwanzig Stunden dauert, und darauf wacht er mit dem völligen Gebrauche seiner Sinne auf.*)

Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß Menschen, die sehr reizbar sind, und gar keine Kultur des Verstandes haben, durch das kleinste Gefühl der Beleidigung gleich entflammt werden, und die Waffen der Rache ergreifen. Eine solche Reizbarkeit wird zwar nicht bei allen den Völkern gefunden, die rachsüchtig sind; sie muß aber doch ohne Zweifel, wiewohl in einem geringern Grade, bei allen denjenigen Statt finden, die durch Beleidigungen gleich aufgebracht werden, und die Waffen gleich ergreifen, um sich zu rächen, obgleich sie doch übrigens oft von einer gutmüthigen und stillen Gemüthsart sind. — So sind die Einwohner von Sumatra sanft und friedlich, wenn sie nicht auf eine heftige Art zum Zorn gereizt werden; denn in diesem Falle sind sie in ihrer Rache unversöhnlich.**) So auch die Siamer. Sie sind sanft, höflich, scheinen sogar kaltblütig zu seyn. Sie können sich lange ruhig halten; entbrennt aber einmal ihr Zorn, so kann er nur mit Mühe gedämpft werden. Diese müssen demnach auch einen ziemlichen Grad der Reizbarkeit der Nerven haben, die aber jedoch nicht so fein ist, als die der Samojeden und Jakuten, es sey denn, daß ihre natürliche Furchtsamkeit die Flamme eine Zeit lang dämpft, damit sie nicht ausbreche; denn Furchtsamkeit ist ein Zug ihres Charakters. Daher ist sie vielleicht um so gewaltsamer, wenn sie einmal ausbricht; ihre Rachgier geht aber selten so weit, daß sie denjenigen tödten, der sie beleidigt hat, weil sie von Natur einen Abscheu vor dem Blute haben. Ihre Klagen endigen sie gewöhnlich mit Faustschlägen oder gegenseitigen

---

*) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Thl. III. S. 76 ff.

**) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra; von Marsden. S. 225.

Beleidigungen.*) Ich will unter mehreren noch die Neuseeländer erwähnen. Diese Wilden sind nicht allein sehr argwöhnisch, welches ihnen entweder angeboren, oder eine Folge ihrer unablässigen Fehden ist, sondern auch von ungemein reizbarer Gemüthsart. Sie können sehr leicht beleidigt werden, und eben so schnell ist ihre Rachgier erregt. Dagegen erlauben sie sich gegen andre den größten Uebermuth, sobald sie es ungestraft thun können.**) Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die oben erwähnten Völker eine große Reizbarkeit der Nerven haben müssen, welche die schnelle und gewaltsame Rache verursacht, die sie an ihren Beleidigern nehmen.

Anders muß man von denen urtheilen, die langsam zur Rache und tückisch in der Ausübung derselben sind. So sind die Molukken. Diese sind überhaupt faul, stolz, falsch, verrätherisch, lügenhaft und allen Lastern ergeben. Sie bezeigen sich sklavisch, wenn sie einigen Vortheil davon erwarten können; haben sie dagegen von jemanden etwas Böses zu befürchten, oder glauben sie, daß sie beleidigt worden sind, so rächen sie sich zwar, aber immer durch Meuchelmord auf eine tückische Art.***) Man kann leicht begreifen, daß Menschen von solchem Charakter nicht sehr reizbare Nerven haben müssen. Ihre Rache ist keine Wirkung solcher Reizbarkeit; denn die Rache würde dann gleich ausbrechen; sie würde nicht Zeit haben, sich so lange zu verbergen, bis sie eine bequeme Gelegenheit findet. Bei ihnen muß bloßer Haß die Quelle ihrer Rachsucht seyn. Darum schreitet ihre Rache langsam fort, wie jeder Haß, der mit Furchtsamkeit vereinigt ist.

---

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von de la Loubere. Abtheil. 2. Kap. 15.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. I. S. 175. ff.

***) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und moluckischen Inseln, von Salmon. S. 80.

Die Reizbarkeit der Nerven und die Heftigkeit, die, nach meiner Ueberzeugung, bei den wilden und rohen Völkern Haupturſachen der Rache ſind, die ſie an ihren Beleidigern nehmen, gehen bei einigen Völkern in eine wilde, ganz thieriſche Grauſamkeit über. So iſt in Batavia und der umliegenden Gegend von den älteſten Zeiten her die wilde Sitte herrſchend, daß die Indianer, wenn ſie auf eine oder die andere Art von jemand beleidigt worden ſind, ſich in Opium berauſchen, um einen vorſätzlichen Mord zu begehen. Sie laufen dann, wie Wüthende, mit einem Gewehr in der Hand, und tödten alle, die ihnen entgegen kommen, bis ſie ſelbſt umgebracht oder gefangen werden.*) Auf dieſe Art werden dieſe Menſchen durch ihre natürliche Heftigkeit in wilde, reißende Thiere verwandelt, die, wenn ihr Zorn einmal entbrennt, und ſie derjenigen, die ſie in Harniſch gejagt haben, nicht habhaft werden können, ohne Unterſchied alle zerreißen, die ihnen zuerſt in den Wurf kommen.

Bei den Lesghiern findet man dieſelbe wilde, thieriſche Rachſucht, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie an keinem andern, als ihren Beleidigern, ihre Wuth auslaſſen. Schlägereien und Mordthaten ſind ihnen innerhalb ihrer Gränzen bei Strafe verboten; ſtößt ihnen aber außerhalb derſelben ihr Feind auf, ſo erregt der Anblick von ihm ihre heftigſten Leidenſchaften. Sie entbrennen vor Zorn, greifen einander mit ihren Dolchen ganz wüthend an, und verwunden einander, ſo lange ihre Kräfte es aushalten können. Wenn ihre Hand zu matt iſt, um den Dolch führen zu können, und beide Kämpfer neben einander in ihrem Blute liegen, ſo zerkratzen und zerbeißen ſie einander dermaßen, daß der eine oder der andere nach dem Tode ein Stück Haut oder Fleiſch zwiſchen den Zähnen hat, und damit begraben wird**).

*) Cook's Reiſe um die Welt; in Hawkesworths Geſchichte der neueſten Reiſen um die Welt. B. IV. S. 746.

**) Reineggs allgemeine hiſtoriſch-topographiſche Beſchreibung des Kaukaſus. Thl. I. S. 190. ff.

Ist dies nicht wilde Brutalität? Und in solche wilden Thiere können Menschen verwandelt werden, wenn sie einen gewissen Grad von Heftigkeit und Reizbarkeit in ihrem Körper haben, und die Vernunft, aus Mangel an Entwickelung, nicht vermögend ist, den Aufruhr des Körpers zu dämpfen.

Ich habe oben gesagt, daß die Rachsucht eine Ausartung des Selbstvertheidigungstriebes sey; ich habe aus der Geschichte bewiesen, daß die Rachsucht mehr oder weniger heftig sey, je nachdem sich zu derselben mehr oder weniger Heftigkeit in der Natur, viel oder wenig Reizbarkeit der Nerven gesellet. Die Aeußerungen derselben sind aber auch stärker oder schwächer, je nachdem sie mit einem höhern oder niedern Grade von Ehrgefühl verbunden ist.

Bei den Türken ist die Rachgier ohne Zweifel mit einem gewissen Grade von Ehrgefühl verbunden, und dies Gefühl scheint die Quelle ihrer Ausschweifungen zu seyn. Dem Urtheile des Barons Tott zufolge sind die Türken sehr rachgierig und blutdürstig; sie lassen aber ihren Zorn nur sehr selten in der ersten Hitze offenbar ausbrechen. Sie fordern selten einander zum Zweikampfe aus, ermorden aber, und auf diese Art werden alle die Streitigkeiten geendigt, die nicht gleich beigelegt werden. Derjenige, der beleidigt worden ist, wetzt öffentlich seinen Dolch, oder macht sein Schießgewehr zurecht. Einige seiner Freunde suchen ihn zwar zu besänftigen; andere aber ihn anzuhetzen, seinen Feind zu ermorden. Es gibt keinen, der sich recht bemühet, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch der Frevelthat, die solche Vorbereitungsanstalten andeuten, vorgebeugt werden konnte. Eine Berauschung muß indeß erst zum Frevel den Weg bahnen. Der Wein muß einem Türken den Muth geben, dessen er zur Ausübung seiner Rache bedarf. — Wird er nach der Befriedigung derselben von der Wache ergriffen, so bringen die Drohungen seiner Kameraden die Verwandten und Freunde des Getödteten bald dahin, daß sie einen Vergleich eingehen, und auf diese Art wird er nicht allein der

Strafe entzogen, sondern man spricht auch rühmlich von einem solchen Mörder. Wer auf diese Art Zehen getödtet hat, wird im ganzen Quartiere, wo er wohnt, für einen tapfern Helden gehalten. Kein Gelag wird gegeben, wozu er nicht geladen wird. Es sind also keine andern, als einige gemeine Türken, einige Christen oder Juden, die Beispiele einer öffentlichen Strafe der von ihnen verübten Mordthaten geben. Und diesen kann sogar die Strafe erlassen werden, wenn man mit den Verwandten des Getödteten, eines Vergleichs wegen, unterhandeln kann, ehe die Strafe vollzogen wird *). Aus diesem Berichte sieht man ganz deutlich, daß es keine natürliche Heftigkeit oder Reizbarkeit der Nerven sey, welche die Rache bei diesem Volke entflammt. Sie würden in dem Falle ihren Beleidiger in der ersten Hitze angreifen. Sie würden auch nicht die Kraft des Weines nöthig haben, um Muth zum Angriffe zu erhalten. Es ist das Ehrgefühl, was hier wirkt. Sie wollen sich bei ihren Bekannten Heldenruhm erwerben und dieses Ruhmes verfehlen sie auch nicht.

Das nämliche gilt wohl auch von den Arabern. Sie sind von Natur nicht grausam. Sie haben sogar einen solchen Abscheu vor Blutvergießen, daß ein Emir selten über einen Araber das Todesurtheil fällt, wenn er es auch verdient. Entsteht zwischen ihnen ein Streit, so kommt es doch selten zur Schlägerei, und sie können leicht wieder versöhnt werden. Hat jemand aber ihren Freund oder Verwandten getödtet, so rächen sie es, und nichts ist im Stande, sie mit dem Mörder oder mit seiner Familie wieder zu versöhnen **). Ohne Zweifel ist es Ehrgefühl, welches auch die Rachsucht der Araber rege macht, und sogar ihren natürlichen Widerwillen gegen Blutvergießen überwindet. Sie

*) Totts Efterretninger om Tyrkerne og Tartarerne. D. I. S. 214. ff.

**) Reisen des Arvieux. Hauptst. 7.; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen, B. IV. S. 80. f.

halten es für schimpflich, gegen den, an ihren Freunden und Anverwandten verübten, Mord gleichgültig zu seyn, und rächen ihn, um sich den Verdacht der Gleichgültigkeit nicht zuzuziehen.

Zu diesen kann man wohl auch die Japaner rechnen. Sie haben viele gute Seiten, sind aber stolz und unversöhnlich gegen diejenigen, die sie beleidigt haben. Sie lassen ihren Groll nicht in Hitze ausbrechen, sondern wissen ihn unter einer unnachahmlichen Kaltblütigkeit zu verbergen, und auf Gelegenheit, wo sie sich rächen können, zu lauern. So sehr man sie auch beleidiget, so werden sie doch niemals hitzig; werfen aber auf den Beleidiger den bittersten Haß, der hernach weder durch Gutmachen der Beleidigung, durch Schadenersetzung, noch durch die Länge der Zeit, noch durch veränderte Umstände jemals ausgelöscht werden kann. Sie treten daher nicht durch ein unhöfliches Wort, oder eine unhöfliche Miene ihrem Feinde zu nahe, sondern suchen vielmehr durch verstellte Freundschaft sowohl ihn, als andere zu täuschen, bis früh oder spät sich eine Gelegenheit darbietet, wo sie ihm beträchtlichen Schaden oder großes Unglück zufügen können *). Da Stolz der Charakter der Japaner ist, so ist es zu vermuthen, daß ihre Rachsucht aus Ehrgefühl entspringt. Dieses Ehrgefühl muß aber mit einem gewissen Grade von Furchtsamkeit verbunden seyn; darum üben sie ihre Rache nicht eher aus, als bis sich eine bequeme Gelegenheit darbietet.

Wenn ich den Charakter der Indianer in den südlichen Theilen der vereinigten nordamerikanischen Staaten betrachte, und mit ihrer Rachgier vergleiche, so scheint es wahrscheinlich zu seyn, daß ihre Rachgier ebenfalls aus Ehrgefühl entspringt. Schöpf giebt ihnen das Zeugniß, daß der moralische Charakter dieser Indianer, aller ihrer Unbiegsamkeit ungeachtet, so schwarz nicht sey, wie man ihn in Ame-

---

*) Thunbergs Reise durch einen Theil von Europa, Afrika und Asien. B. II. Thl. 2. S. 166.

rika schildert. Sie besitzen, sagt er, und üben Tugenden, für welche sie in ihrer armen Sprache nicht einmal Namen haben. Sie sind gastfrei und höflich, und erzeigen jedem Achtung, der ihnen wohl begegnet. Sie sind erkenntlich und dankbar; und wenn sie es nicht zu seyn scheinen, so kommt es blos daher, daß sie gewissen Gefälligkeiten oder Geschenken nicht denselben Werth, als wir, beilegen. Sie sind standhafte und zuverlässige Freunde und ihren Gelübden getreu. Man kann ihnen kaum vorwerfen, daß sie jemals freiwillig und ohne Ursache den Frieden gebrochen haben, wenigstens nicht aus schlechtern Gründen, als die, welche unter den gesitteten Völkern gebraucht werden. Ihre Rachsucht kennet aber auch, wenn sie einmal erregt worden ist, keine Gränzen, ehe sie glauben, für die ihnen zugefügte Beleidigung Genugthuung erhalten zu haben *). Ein Volk von einer solchen Denkungsart muß durchaus ehrliebend seyn. Sie können, als Wilde, wohl auch Ehrgefühl besitzen. Daß sie an ihren Beleidigern Rache ausüben, kann bei ihnen keine Folge wilder Brutalität, sondern muß eine Wirkung von Ehrgefühl seyn; daher hört ihre Rache erst dann auf, wenn sie glauben, Genugthuung erhalten zu haben.

Ich will noch die Malabaren erwähnen. Diese sind der Art und Weise wegen merkwürdig, wie die Reichen und Vornehmen unter ihnen, von Ehrgefühl getrieben, ihre Rache üben, wenn sie sich für beleidigt halten. — Die Malabaren sind überhaupt sehr ruhig und gelassen. Sie erzürnen sich selten. Rächen sie sich, so geschieht es allemal auf ehrliche Weise. Das Vergiften verabscheuen sie auf das äußerste; ja sie wissen kaum, was man dazu gebrauchen könne, ungeachtet diese Gewohnheit in andern Gegenden Indiens sehr im Schwange geht. Ob es ihren Kriegern gleich nicht an Muth fehlt, so machen sie doch sehr selten

*) Reise durch einige der mittlern und südlichen vereinigten nordamerikanischen Staaten, von Schöpf. Thl. 1. [illegible] f.

ihre eigenen Zwistigkeiten mit dem Schwerdte ab. Das Ende davon ist gemeiniglich ein heftiges Schimpfen. Wenn es zur Thätigkeit kommt, so legen sie ihre Waffen ab und schlagen sich mit Fäusten. Entsteht aber zwischen zwei reichen oder vornehmen Männern eine Uneinigkeit, wobei die Ehre beider Familien Gefahr läuft, so wählt jeder einen oder mehrere von seinen niedrigsten Unterthanen. Diese werden einige Wochen lang gut verpflegt und im Fechten unterrichtet. Wenn sie nun hinlänglich geübt sind, so bestimmt man den Ort und die Zeit zur Ausführung der Sache. Der König erscheint in eigener Person nebst dem ganzen Hofe, ingleichen die beiden Uneinigen nebst ihren Vorfechtern. Diese letztern schreiten hierauf zum Kampf, wobei sie keine andern Waffen, als kurze zweischneidige Haudegen gebrauchen dürfen. Gemeiniglich währt das Gefecht so lange, bis der Fechter des einen Theiles auf dem Platze bleibt. Der siegende Theil behält Recht, und die beiden Uneinigen vertragen sich hierauf mit einander, welches sie eben so gut gleich ohne weitere Umstände hätten thun können, indem dies Gefecht nichts, oder wenigstens nicht mehr beweiset, als unsere Duelle. Das Blut, welches hier ihretwegen vergossen wird, achten sie nicht, weil sie die stolze Einbildung hegen, daß ihr eigenes Blut so edel und kostbar sey, daß es nur im Dienste des Königs und Reiches vergossen werden dürfe. Gewöhnlich büßen die beiden fechtenden Partheien das Leben ein, indem der Ueberwinder selbst oft mit so vielen tödtlichen Wunden aus dem Kampfe kommt, daß er dem Ueberwundenen bald in die andere Welt nachfolget *).

Diese Art, sich in Ehrensachen zu rächen, zeigt Rohheit der Denkungsart bei den Malabaren an. Der Zweikampf der kultivirten Nationen ist auch in den rohen Zeiten aufgekommen. Der Unterschied bestehet blos darin, daß

*) Neuhofs Reisen nach Ostindien, in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. IV. S. 272. ff.

jene Andere für sich schlagen lassen, und diese es selbst thun. Jene gehen aufs Leben, diese gewöhnlich nur auf Blutstropfen los. Beide beweisen aber gleich wenig. Der schlechte Mensch und der brave Mann bleiben beide, was sie vorher waren. Jene bezeigen sich nicht einmal tapfer, da sie Andere für sich schlagen lassen. Diese schlagen sich selbst, thun aber doch nichts mehr, als was der gemeinste Mann so oft thut, nichts mehr, als was der Stier und der Hahn auch thun, die sich auch in Zweikampf einlassen. Die Duelle sind bei jenen sowohl, als bei diesen, einem falschen Ehrgefühle zuzuschreiben.

Ich habe gezeigt, daß die Rachsucht der wilden und rohen Völker einer starken Reizbarkeit der Nerven und einem falschen Ehrgefühle beizumessen sey. Daß Rache auch aus Haß entspringe, bedarf keines Beweises. Diese Leidenschaft muß wohl immer mehr oder weniger mit der andern verbunden seyn, gewisse einzelne Fälle vielleicht ausgenommen, wo man sich blos aus Ehrgefühl rächet, nicht so sehr, um seinem Gegner zu schaden, als um seine eigene Ehre zu retten, und seines Blutes vielleicht gern schonte, wenn man nicht befürchtete, durch diese Schonung seine eigene Ehre aufs Spiel zu setzen.

Bevor ich aber dieses Kapitel beschließe, will ich noch dies bemerken, daß, obwohl die wilden und rohen Völker überhaupt zur Befriedigung ihrer Rache Mordanschläge fassen, es doch einige wenige gibt, die hierin eine Ausnahme machen. Ich habe oben gesagt, daß die Siamer das Blut verabscheuen; das nämliche gilt auch von den Anwohnern der Hudsons-Bay. So roh und hart diese Menschen auch sind, so sind sie doch in diesem Stücke menschlicher, als alle die andern. Selbst die größte Beleidigung, oder der größte Verlust reizt sie zu keiner andern Rache, als daß sie mit dem Thäter ringen. Von Mordthaten, die bei allen südlichen Stämmen so häufig sind, hört man unter ihnen selten. Ein Mörder wird von seinem ganzen Stamme gehaßt und verabscheuet. Er muß, selbst von seinen Freun-

den und Verwandten verlassen, einsam umher irren, wird von allen, die ihn kennen, sehr kalt aufgenommen, und hört, wenn er wieder aufbricht, hinter sich her rufen: da geht der Mörder. Die Weiber bekommen freilich, wenn sie sich vergangen haben, von ihren Männern zuweilen einen unglücklichen Schlag, der ihren Tod veranlaßt; aber so etwas wird für nichts geachtet, entweder weil man glaubt, daß die Männer es nicht in der Absicht gethan haben, sie zu tödten, oder weil man die Weiber für unbedeutende Wesen hält, an deren Leben nicht viel gelegen ist. Uebrigens ist der Fall beinahe unerhört, daß man einander aus Rachgierde, Eifersucht, oder sonst einer Ursache ermorden sollte *). Woher diese besondere Denkungsart, wodurch sie sich vor andern rohen Völkern auszeichnen, ihren Ursprung hat, läßt sich kaum erklären. Nur so viel ist gewiß, daß sie weder moralischen Grundsätzen, noch der natürlichen Güte des Herzens zuzuschreiben ist; denn nach dem, was ich oben gezeigt habe, sind die Anwohner der Hudsons-Bay in jeder Rücksicht eine sehr schlechte Menschenrace, die in einem hohen Grade hart und gefühllos ist.

Die Grönländer fürchten sich eben nicht, ihren Feind zu tödten, wenn sie recht aufgebracht werden, welches ich im folgenden Kapitel zeigen werde; bei kleinen Beleidigungen aber üben sie eine ganz unblutige Rache, von welcher ich kein Beyspiel bei irgend einem andern Volke finde, und die daher anmerkenswerth ist. — Wenn zwei Grönländer einander feind sind, so fordern sie im Beiseyn ihrer Freunde und Bekannten einander zum Zweikampfe aus; dieser ist aber von einer besondern Art. Sie machen hier Verse, der eine auf den andern, und besingen darin ihre Fehler. Der eine schweigt immer, bis der andere aufhört. Derjenige, der endlich das letzte Wort behält, wird für den Sieger ge-

*) Hearne's Reise von dem Prinz von Wallis-Fort an der Hudsons-Bay bis zu dem Eismeere; von Forster. S. 112.

jene Andere für sich schlagen lassen, und diese es selbst thun. Jene gehen aufs Leben, diese gewöhnlich nur auf Blutstropfen los. Beide beweisen aber gleich wenig. Der schlechte Mensch und der brave Mann bleiben beide, was sie vorher waren. Jene bezeigen sich nicht einmal tapfer, da sie Andere für sich schlagen lassen. Diese schlagen sich selbst, thun aber doch nichts mehr, als was der gemeinste Mann so oft thut, nichts mehr, als was der Stier und der Hahn auch thun, die sich auch in Zweikampf einlassen. Die Duelle sind bei jenen sowohl, als bei diesen, einem falschen Ehrgefühle zuzuschreiben.

Ich habe gezeigt, daß die Rachsucht der wilden und rohen Völker einer starken Reizbarkeit der Nerven und einem falschen Ehrgefühle beizumessen sey. Daß Rache auch aus Haß entspringe, bedarf keines Beweises. Diese Leidenschaft muß wohl immer mehr oder weniger mit der andern verbunden seyn, gewisse einzelne Fälle vielleicht ausgenommen, wo man sich blos aus Ehrgefühl rächet, nicht so sehr, um seinem Gegner zu schaden, als um seine eigene Ehre zu retten, und seines Blutes vielleicht gern schonte, wenn man nicht befürchtete, durch diese Schonung seine eigene Ehre aufs Spiel zu setzen.

Bevor ich aber dieses Kapitel beschließe, will ich noch dies bemerken, daß, obwohl die wilden und rohen Völker überhaupt zur Befriedigung ihrer Rache Mordanschläge fassen, es doch einige wenige gibt, die hierin eine Ausnahme machen. Ich habe oben gesagt, daß die Siamer das Blut verabscheuen; das nämliche gilt auch von den Anwohnern der Hudsons-Bay. So roh und hart diese Menschen auch sind, so sind sie doch in diesem Stücke menschlicher, als alle die andern. Selbst die größte Beleidigung, oder der größte Verlust reizt sie zu keiner andern Rache, als daß sie mit dem Thäter ringen. Von Mordthaten, die bei allen südlichen Stämmen so häufig sind, hört man unter ihnen selten. Ein Mörder wird von seinem ganzen Stamme gehaßt und verabscheuet. Er muß, selbst von seinen Freun-

Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll auch durch Menschen vergossen werden. Dies war die älteste Maxime der Blutrache *). Und hat man auch dieses Recht, sich zu rächen, dadurch nicht gänzlich abschaffen können, daß man den Verwandten des Getödteten entweder an Geld, oder auf andere Art eine Genugthuung verschaffte, so hat man doch bei den Völkerschaften, die in den spätern Zeiten durch Gesetze und bürgerliche Einrichtungen einige Kultur erhielten, gesucht, ihm eine andere Richtung zu geben.

So beobachten die Perser sehr genau die Blutrache, oder das Wiedervergeltungsrecht, wie sie es nennen, da es im Koran autorisirt ist. Diese Wiedervergeltung kann aber auch durch Geld geschehen, wenn der Mörder und die Verwandten des Ermordeten sich darüber vereinigen können. In dem Falle bezahlt der Mörder in Gelde oder Sachen an die Verwandten des Getödteten achthundert Piaster. Doch hängt es ganz von der Willkühr der Verwandten ab, ob sie diese Genugthuung annehmen wollen oder nicht. Wenn sie auf Rache bestehen, so muß der Mörder dem nächsten Anverwandten des Getödteten ausgeliefert werden, und wird dann von diesem umgebracht. Sollte aber der Mörder Gelegenheit finden, zu entwischen, so leben beide Familien in beständiger Feindschaft, bis volle Genugthuung gegeben ist, entweder durch Entrichtung des erwähnten Blutpreises, oder dadurch, daß man den Mörder ergreift und ausliefert, welches dann oft sehr blutige Folgen nach sich zieht. Es gibt indeß noch eine andere Art von Ausgleichung, die darin besteht, daß die Anverwandten des Mörders dem Sohne des Getödteten eine Tochter oder Nichte des Thäters zur Ehe geben; und wenn dies der Fall ist, und die beiden Familien dadurch zu Einer werden, so geschieht die Versöhnung immer von Herzen **).

So haben die Perser, als ein gebildeteres Volk, die Sache einzuleiten und so viel, wie möglich, dem Blutver-

*) 1. Mos. 9, 6.

**) Franklin's Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach Persien. S. 60. ff.

gießen zu wehren gesucht, ohne daß das Volk dadurch seines uralten Wiedervergeltungsrechtes ganz verlustig wurde. Aber das Recht, Blut durch Blut zu rächen, ist doch das allgemeinste unter allen rohen Völkerschaften, wiewohl die Handhabung dieses Rechtes nicht bei allen Völkern dieselbe Ursache hat. Bei einigen wird die Blutrache für eine Uebung der Gerechtigkeit gehalten; bei andern ist sie eine Pflicht der Liebe, und noch bei andern eine Wirkung des Ehrgefühls.

Bei den Morlaken wird die Blutrache für eine Uebung der Gerechtigkeit gehalten, und dies war sie von den ältesten Zeiten her, wo man keine Obrigkeit hatte, die die Gerechtigkeit handhaben konnte. Die Morlaken sind ein sehr gutmüthiges, ehrliches, gastfreies und freigebiges Volk, das sich vor vielen andern durch Beständigkeit in seiner Freundschaft auszeichnet. Die Freundschaft, die bei uns durch die mindesten Kleinigkeiten gestört werden kann, ist bei ihnen unveränderlich. Sie haben gleichsam eine Glaubenssache daraus gemacht. Dies heilige Band wird von ihnen am Fuße des Altars geknüpft, und in der Anwesenheit des gesammten Volkes über die beiden Freunde oder Freundinnen, die dieses Band knüpfen, auf die feierlichste Art der Segen ausgesprochen. Die Pflichten, welche diese Freundschaft ihnen auflegt, erheischen, daß sie in jedem Bedürfnisse, in jeder Gefahr einander beistehen, das ihrem Freunde wiederfahrne Unrecht rächen sollen u. s. w. Sie treiben diese Freundschaftsschwärmerei so weit, daß sie nicht selten ihr Leben für einander wagen und aufopfern. Wenn es sich einmal treffen sollte, daß zwischen solchen Freunden eine Uneinigkeit entstünde, so würde dies, als eine anstößige Neuigkeit, in der ganzen Gegend Stoff zum Gerede geben, obwohl dies in spätern Zeiten dann und wann sich ereignet, was den alten Morlaken, die das Verderbniß der jetzigen Zeiten dem Umgange ihrer Nachkommen mit den Italienern zuschreiben, viel Kummer macht. Ich habe diese Züge im Charakter dieses Volkes angeführt, um dem Leser zu zeigen,

daß, die Blutrache, die bei den Morlaken im Schwange geht, keine Wirkung der Härte, Grausamkeit oder des Blutdurstes sey, oder seyn könne, sondern lediglich falschen Begriffen von Gerechtigkeit beizumessen sey. — So fest daher die noch unverdorbenen Morlaken in ihrer Freundschaft sind, so sehr beharren sie auch auf ihrer Meinung von der Billigkeit der Blutrache. Die Feindschaft, die sie gegen den Mörder hegen, ist beinahe unaustilgbar. Sie pflanzt sich vom Vater auf den Sohn fort. Die Mütter vergessen nicht, ihren kleinen Söhnen die Pflicht einzuprägen, ihren Vater zu rächen, wenn er von jemanden ermordet worden ist. Sie zeigen ihnen täglich seinen blutigen Rock oder seine Waffen. So gutmüthig und dienstfertig der Morlake auch ist, so daß die kleinste Gefälligkeit ihn zu der größten Dankbarkeit verpflichten kann, so unglücklich ist derjenige, der es wagt, ihn zu beleidigen, oder zu beschämen. Rache und Gerechtigkeit sind bei diesem Volke gleichbedeutende Wörter. Sie haben ein Sprichwort, das sie gar zu wohl geltend zu machen wissen, daß, wer sich nicht räche, nicht gerecht sey. Darum kann eine alte Familienfeindschaft und persönliche Rache, selbst nach Verlauf vieler Jahre, auf Blutvergießen lauern. Auf solche Art kann ein Volk von der zärtlichsten und edelsten Denkungsart im Stande seyn, die unmenschlichste Rache zu verüben, und zwar blos aus einem Erziehungswahne, weil es Rache für eine Pflicht, für eine Uebung der Gerechtigkeit hält. Derjenige, der einen Mord begangen hat, sieht sich daher genöthigt, von einem Orte zum andern zu fliehen, und sich in einer langen Reihe von Jahren verborgen zu halten. Bisweilen gelingt es ihm nach Verlauf langer Zeit, und nachdem er sich viele Demüthigungen von den Verwandten des Ermordeten hat müssen gefallen lassen, Vergebung zu erhalten, wenn er das vergossene Blut bezahlt *).

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. I. Zweites Sendschreiben §. VI.

ziehen zu wehren gesucht, ohne daß das Volk dadurch seines uralten Wiedervergeltungsrechtes ganz verlustig wurde. Aber das Recht, Blut durch Blut zu rächen, ist doch das allgemeinste unter allen rohen Völkerschaften, wiewohl die Handhabung dieses Rechtes nicht bei allen Völkern dieselbe Ursache hat. Bei einigen wird die Blutrache für eine Uebung der Gerechtigkeit gehalten; bei andern ist sie eine Pflicht der Liebe, und noch bei andern eine Wirkung des Ehrgefühls.

Bei den Morlaken wird die Blutrache für eine Uebung der Gerechtigkeit gehalten, und dies war sie von den ältesten Zeiten her, wo man keine Obrigkeit hatte, die die Gerechtigkeit handhaben konnte. Die Morlaken sind ein sehr gutmüthiges, ehrliches, gastfreies und freigebiges Volk, das sich vor vielen andern durch Beständigkeit in seiner Freundschaft auszeichnet. Die Freundschaft, die bei uns durch die mindesten Kleinigkeiten gestört werden kann, ist bei ihnen unveränderlich. Sie haben gleichsam eine Glaubenssache daraus gemacht. Dies heilige Band wird von ihnen am Fuße des Altars geknüpft, und in der Anwesenheit des gesammten Volkes über die beiden Freunde oder Freundinnen, die dieses Band knüpfen, auf die feierlichste Art der Segen ausgesprochen. Die Pflichten, welche diese Freundschaft ihnen auflegt, erheischen, daß sie in jedem Bedürfnisse, in jeder Gefahr einander beistehen, das ihrem Freunde wiederfahrne Unrecht rächen sollen u. s. w. Sie treiben diese Freundschaftsschwärmerei so weit, daß sie nicht selten ihr Leben für einander wagen und aufopfern. Wenn es sich einmal treffen sollte, daß zwischen solchen Freunden eine Uneinigkeit entstünde, so würde dies, als eine anstößige Neuigkeit, in der ganzen Gegend Stoff zum Gerede geben, obwohl dies in spätern Zeiten dann und wann sich ereignet, was den alten Morlaken, die das Verderbniß der jetzigen Zeiten dem Umgange ihrer Nachkommen mit den Italienern zuschreiben, viel Kummer macht. Ich habe diese Züge im Charakter dieses Volkes angeführt, um dem Leser zu zeigen,

ausgesetzt wird. Es ist bei diesem Volke etwas Besonderes, daß zwei Personen, von welchen die eine Blutrache an der andern zu nehmen sucht, mit einander in Gesellschaft seyn können, ohne daß jemand ihnen an ihrem gegenseitigen Betragen die mindeste feindselige Gesinnung abmerken kann, und doch lauert der beleidigte Theil nur auf eine bequeme Gelegenheit, welcher der andere durch eine beständige Wachsamkeit und Freigebigkeit so lange, wie möglich, zu entgehen sucht. Auf diese Art vergehen oft zwanzig und mehrere Jahre, ehe die Blutrache ausgeübt werden kann, ohne daß diese Parteien während der Zeit, auch nur mit einem einzigen Worte, einander beleidigen. Ich will zum Beispiel hier blos eine Begebenheit anführen, die der Doktor Reinegg berichtet, welche über diese barbarische Gewohnheit ein helles Licht verbreitet. — Ein Osset, Namens Bauto, erschoß im Jahre 1759 einen andern Osset, Namens Mambed, und ward daher im Jahre 1768 von Achmed, dem ältesten Sohne Mambeds, wieder umgebracht. Kaum war dieser Mord verübt, als Achmed den einzigen Sohn Bauto's, Namens Kaitugho, einen fünfjährigen Knaben, zu sich ins Haus nahm, und ihn wie sein eignes Kind behandelte. Dieser Knabe wuchs mit Achmeds Söhnen heran, und ward an kindliche Achtung und brüderliche Liebe gewöhnt. Als er erwachsen war, ward er verheirathet, von Achmed ausgestattet, und in das gesammte Vermögen seines getödteten Vaters eingesetzt, und doch hatte Achmed mit so vielen Kosten das Blut seines Vaters noch nicht bezahlt. Der junge Kaitugho gestand oft dem Reinegg, wie sehr er wünsche, bald eine gute Gelegenheit zu finden, seine traurige Pflicht erfüllen zu können, seinen Pflegevater Achmed umzubringen, so sehr auch sein Gewissen ihm vorhielt, daß er sich aus Dankbarkeit an Achmed nicht vergreifen möchte, und so gut er es auch wüßte, daß sein Sohn es ihm mit gleicher Münze wieder bezahlen würde. Als Kaitugho im Jahre 1784 getödtet wurde, erbte der Brudersohn seines Vaters

mit seinem Vermögen auch die Blutrache, welcher Schmeb durch Geschenke und Freundschaftsbeweise zu entgehen suchte. Er wagte aber doch nie, die Gränzen seines Dorfes zu überschreiten, ohne hinlängliche Bedeckung bei sich zu haben. Und sollte er auch, sagt Reinegg, den Nachstellungen seines Feindes entgehen können, und eines natürlichen Todes sterben, so haftet doch wieder auf seinem ältesten Sohne die Blutschuld, die gerächt werden soll.*)

Aus dieser Begebenheit erhellet, daß die Blutrache bei diesem Volke nicht in wirklichem Haß gegen den Mörder, sondern in Liebe zu dem Ermordeten und in dem Volkswahne gegründet ist, daß die Pflicht der Liebe Blutrache fordere. — Welch ein unglückseliger Wahn, der die Stimme des Gewissens zum Schweigen bringt, alle Gefühle der Dankbarkeit vertilgt, und den Menschen in einen ewigen Krieg verwickelt. Lasset uns daher nie behaupten, daß Vorurtheile unschädlich sind, daß sie sogar dem gemeinen Manne nützlich seyn könnten. Vorurtheile sind, wie das Lügen, immer schädlich. Was jene im Großen wirken, das wirken andere Vorurtheile im Kleinen. Das Unheil, was jene öffentlich anrichten, richten andere heimlich an. Vorurtheile leiten immer den Verstand auf Irrwege, die schädliche Folgen haben, sowohl für denjenigen, der sich davon beherrschen läßt, als für andere, welche die Wirkungen derselben treffen.

Endlich kann die Blutrache, wie die Rachsucht überhaupt, aus einem falschen Ehrgefühl entspringen. Dies Ehrgefühl ist bei den Beduinen-Arabern die Quelle der Blutrache. Das Interesse der allgemeinen Sicherheit hat seit langer Zeit ein Gesetz unter ihnen eingeführt, wodurch jeder Todtschlag durch das Blut des Mörders gerächt werden muß. Dies nennen sie, wie die Perser, die Wiedervergeltung, und dem nächsten Anverwandten des

---

*) Reineggs allgemeine historisch-topographische Beschreibung des Kaukasus. Thl. I. S. 221. ff.

Ermordeten kommt es zu, ihm diese Genugthuung zu verschaffen. Seine eigene Ehre ist dabei so sehr im Spiele, daß alle Araber ihn auf immer verachten, wenn er dieses Wiedervergeltungsrecht nicht ausübt. Folglich lauert er auf jede Gelegenheit, wo er sich rächen kann, und wenn sein Feind bei einem andern Vorfalle umkommt, so glaubt er doch immer, keine Genugthuung erhalten zu haben, und seine Rache verfolgt den nächsten Anverwandten. Auf die Weise kann diese Blutrache fortgepflanzt werden, und erbt vom Vater auf die Kinder fort, und hört nur dann auf, wenn eine dieser Familien ganz ausgestorben ist, es sey denn, daß sie sich vertragen und den Schuldigen aufopfern, oder das Blut durch einen Preis an Gelde oder Vieh abkaufen. Ohne dies kann kein Friede, keine Ruhe, keine Vereinigung zwischen ihnen Statt finden, und oft selbst nicht einmal zwischen den beiden Stämmen, wozu sie gehören. *Es gibt Blut zwischen uns*, sagt man bei jedem Vorfalle, und dieses Wort legt der Errichtung einer gegenseitigen Freundschaft unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Durch die Länge der Zeit vervielfältigen sich dergleichen Zufälle, und so entstehen unter den meisten Stämmen Streitigkeiten, wodurch sie in ewige Kriege mit einander verwickelt werden. Dies und ihre Lebensart macht die Beduinen zu einem kriegerischen Volke, obgleich sie in der Kriegskunst keine sonderlichen Fortschritte gemacht haben.*)

Daß diese Menschen für einen begangenen Mord das Blut des Mörders fordern, ist begreiflich; aber daß die Beduinen und mehrere rohe Völker, wenn sie das Blut des Mörders nicht vergießen können, einen von seinen Verwandten, wo möglich, umbringen, und nur dadurch Genugthuung zu erhalten meinen, muß theils in der alten Maxime: Auge für Auge, Zahn für Zahn, so auch Blut

---

*) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten. Thl. 1, Abtheil. 4. Kap. 23.

für Blut, gesühnet seyn; theils wollen sie dadurch ohne Zweifel sowohl die Familie zwingen, den Schuldigen auszuliefern, im Fall ein Mord begangen wird, als außerdem bewirken, daß die Stämme sowohl, als die Familien in jedem Stamme, auf die Handlungen jedes einzelnen Mannes in ihrem Stamme und ihrer Familie ein wachsames Auge haben, um, so viel als möglich, dem Mord und Todtschlag zu wehren, weil die ganze Familie deshalb zur Verantwortung gezogen werden, und jede Mordthat für die Familie viele blutige Folgen nach sich ziehen kann. Es ist auch kaum zu bezweifeln, daß diese Art, die Blutrache zu üben, viel beitragen muß, dem Mord und Todtschlag Einhalt zu thun.

Diese in einem hohen Grade ungerechte Blutrache ist also doch nicht wilder Brutalität, sondern Maximen beizumessen, die zwar eben so ungerecht sind, als die That selbst, aber doch ihren Nutzen haben können. Bei einem rohen Volke sind keine klugen und ganz gerechten Maximen zu erwarten; diese setzen Verstandeskultur voraus. Aus dem Verfahren der Araber in Jemen bei der Blutrache erhellet, daß sie bei ihnen in den oben erwähnten Maximen gegründet seyn muß. Sie machen zwar vielen Lärm, wenn sie anfangen, sich zu zanken, scheinen aber doch nicht zänkisch zu seyn. Sie sind geneigt, sich bald wieder zu vergleichen. Denn wenn entweder der eine nicht so heftig ist, wie der andere, oder der dritte Mann mit kaltem Blute dazwischen kommt, und einige Mal sagt: „denkt an Gott und seinen Propheten," so vertragen sie sich entweder gleich auf der Stelle, oder wählen einen Schiedsrichter, der mit Güte sie zu einem Vergleiche bringen kann. Ein begangener Mord erheischt aber Genugthuung. Diese wird nicht allenthalben in Arabien auf die nämliche Art genommen. An einigen Orten wird der Mörder auf Befehl der Obrigkeit am Leben gestraft; an andern Orten hingegen haben die Anverwandten des Ermordeten die Wahl, ob sie sich vor der Obrigkeit mit den Verwandten des Mörders ver-

tragen, oder den Mörder ausgeliefert haben wollen, in welchem Falle sie ihn mit eigener Hand selbst tödten können. Es steht ihnen endlich auch frei, sich an dem Mörder oder seinen Freunden in einem Zweikampfe selbst zu rächen. Unter den Arabern in Jemen wird es für schimpflich gehalten, sich für das Blut eines Menschen durch Geld versöhnen zu lassen, weil es, ihrer Meinung nach, scheinen könnte, als hätten sie dem Mörder Anlaß gegeben, ihn zu tödten. Sie wollen auch selten zugeben, daß der Mörder von der Obrigkeit getödtet wird; auch wollen sie ihn nicht selbst tödten, weil sie dadurch die Familie von einem schlechten Mitgliede, und mithin von einer großen Last befreien. Die Familie des Ermordeten behält sich daher gewöhnlich das Recht vor, sich an den Freunden des Mörders zu rächen, und denjenigen von der Familie wieder umzubringen, den sie für gut finden. Allein ein ehrliebender Araber muß doch hierbei eine Gleichheit der Kräfte beobachten. Es würde für schimpflich geachtet werden, wenn ein starker Mann einen Kranken oder Alten angreifen, oder wenn Viele einen Einzigen überfallen wollten. Doch ist es ihnen erlaubt, an dem Vornehmsten in der Familie Blutrache zu nehmen, da sie verlangen, daß derjenige, der für den Vornehmsten in der Familie gehalten wird, und sich selbst dafür erkennt, auf alle Glieder der Familie und ihr Betragen ein wachsames Auge haben solle. Daraus folgt, daß die Verwandten und Freunde des Mörders in beständiger Furcht leben müssen, den Freunden des Ermordeten oder jemanden aus seiner Familie zu begegnen, bis einer von der Familie des Mörders getödtet worden ist. Man hat Beispiele, daß solche Familienkriege funfzig Jahre und drüber gedauert haben; denn sie fordern einander nicht zum Kampfe heraus, sondern schlagen sich nur, wenn sich die Gelegenheit darbietet, und wenn dann unglücklicher Weise noch einer aus der Familie des Ermordeten getödtet wird, so ist kein Friede zu hoffen, bevor gleichfalls zwei von der Gegenpartei das nämliche Schicksal haben, wenn beide Parteien nicht

für Blut) geschändet seyn; theils wollen sie dadurch ohne Zweifel sowohl die Familie zwingen, den Schuldigen auszuliefern, im Fall ein Mord begangen wird, als außerdem bewirken, daß die Stämme sowohl, als die Familien in jedem Stamme, auf die Handlungen jedes einzelnen Mannes in ihrem Stamme und ihrer Familie ein wachsames Auge haben, um, so viel als möglich, dem Mord und Todtschlag zu wehren, weil die ganze Familie deshalb zur Verantwortung gezogen werden, und jede Mordthat für die Familie viele blutige Folgen nach sich ziehen kann. Es ist auch kaum zu bezweifeln, daß diese Art, die Blutrache zu üben, viel beitragen muß, dem Mord und Todtschlag Einhalt zu thun.

Diese in einem hohen Grade ungerechte Blutrache ist also doch nicht wilder Brutalität, sondern Maximen beizumessen, die zwar eben so ungerecht sind, als die That selbst, aber doch ihren Nutzen haben können. Bei einem rohen Volke sind keine klugen und ganz gerechten Maximen zu erwarten; diese setzen Verstandeskultur voraus. Aus dem Verfahren der Araber in Jemen bei der Blutrache erhellet, daß sie bei ihnen in den oben erwähnten Maximen gegründet seyn muß. Sie machen zwar vielen Lärm, wenn sie anfangen, sich zu zanken, scheinen aber doch nicht zänkisch zu seyn. Sie sind geneigt, sich bald wieder zu vergleichen. Denn wenn entweder der eine nicht so heftig ist, wie der andere, oder der dritte Mann mit kaltem Blute dazwischen kommt, und einige Mal sagt: „denkt an Gott und seinen Propheten,“ so vertragen sie sich entweder gleich auf der Stelle, oder wählen einen Schiedsrichter, der mit Güte sie zu einem Vergleiche bringen kann. Ein begangener Mord erheischt aber Genugthuung. Diese wird nicht allenthalben in Arabien auf die nämliche Art genommen. An einigen Orten wird der Mörder auf Befehl der Obrigkeit am Leben gestraft; an andern Orten hingegen haben die Anverwandten des Ermordeten die Wahl, ob sie sich vor der Obrigkeit mit den Verwandten des Mörders ver-

wo sie hoffen, durch dieselbe Freundschaft wieder vereinigt zu werden. — Wer sollte Wilden eine solche Denkungsart zutrauen? — Ihre National-Freundschaft gleicht ihrer Privat-Freundschaft. Diejenigen, die zu dem nämlichen Volke gehören, oder mit einander verbündet sind, begegnen einander sehr gutmüthig und freundschaftlich. Wenn Streitigkeiten unter ihnen entstehen, so fluchen sie nie. Niemals brauchen sie gegen einander unanständige Ausdrücke oder Schimpfworte; aber auf der andern Seite kann die Zeit auch niemals ihre Rache auslöschen. Sie geht von dem einen Geschlecht auf das andere über, und wird dem Sohne vom Vater als ein Erbgut hinterlassen, bis es eine Gelegenheit gibt, sich hinlängliche Genugthuung zu verschaffen, sollte diese auch in der dritten oder vierten Generation an denjenigen genommen werden, die die ersten Urheber der Beleidigung gewesen sind. Diese rachsüchtige Gesinnung macht, daß sie zum Kriege immer bereit sind. Oft greifen sie aus den geringfügigsten Ursachen zu den Waffen, und verursachen viel Blutvergießen. Ihre kleinen Privatstreitigkeiten werden auch oft auf diese Weise, ohne das Wissen oder die Einwilligung ihrer Rathsversammlung entschieden. — Wer sollte glauben, daß ein so gutmüthiges Volk, das für Freundschaft ein so warmes Gefühl hat, sich zugleich von der Leidenschaft der Rache so sehr könnte beherrschen lassen? Die Wärme, womit sie ihren Freunden ergeben sind, ist aber wahrscheinlich eine Hauptursache der Unversöhnlichkeit, womit sie ihre Blutrache ausüben; und wenn sie gleiche Grundsätze mit den Arabern haben, so ist es begreiflich, daß ihre gutmüthige Denkungsart ihrer Blutrache weichen, und daß diese Blutrache, wenn der Mörder nicht umgebracht werden kann, sich auf die dritte und vierte Generation erstrecken muß, wenn sie sich nicht früher Genugthuung haben verschaffen können. Ihre Oberhäupter haben auch aus politischen Gründen Nachsicht mit solchen Ausschweifungen, weil sie dieselben als Mittel betrachten,

die Jungen wach zu halten, und sie mit Kriegszucht und Kriegsübungen bekannt zu machen *).

Unter dem kalten Himmelsstriche der Grönländer fand man in diesem Stücke die nämlichen Vorurtheile, dieselbe Wuth. Mord und Zauberei waren die einzigen Verbrechen, die mit dem Tode bestraft wurden. Wenn man auf eine alte Weibsperson den Verdacht hatte, daß sie hexen könnte, so ward, wenn irgend ein Unglück sich ereignete, die Schuld gleich auf sie geworfen; und wenn sie keine Verwandten hatte, die sich ihrer annehmen konnten, so ward sie vom Volke gesteinigt, ins Meer gestürzt, oder in Stücke gehauen, je nachdem die Rachgier es ihnen gebot. Wenn sie nahe Verwandten hatte, so suchten diese den Mord zu rächen, und es ging dann eine lange Mordgeschichte an. Denn dieselbe Blutrache, die unter den Beduinen und Arabern gefunden wird, fand auch bei den Grönländern Statt. War jemand getödtet worden, so konnten sie viele Jahre hindurch auf eine tückische Art ihre mörderischen Absichten verhehlen, bis es eine sichere Gelegenheit gab, wobei nichts zu befürchten war. War der Mörder, den sie umbrachten, seiner bösen Handlungen wegen berüchtigt, und hatte er keine Verwandten, so blieb es dabei; gewöhnlich ward aber diese Blutrache, die sie an einem solchen Mörder nahmen, mit dem Tode, entweder an dem Thäter, oder an seinen Kindern, Enkeln und Verwandten, und wenn man dieser nicht habhaft werden konnte, an seinen Bekannten gerächet, und auf diese Art konnte es immer fortgehen und ganz unschuldige Menschen treffen **).

Auf solche Art richtet die Rachsucht, die gewaltsamste aller menschlichen Leidenschaften, von Vorurtheilen und falschen Begriffen von Gerechtigkeit und Ehre unterstützt, in

---

*) Rogers Beschreibung von Nordamerika, in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 262. ff.

**) David Cranz's Historie von Grönland. Buch III. Abschn. IV. §. 28 — 35.

wo sie hoffen, durch dieselbe Freundschaft wieder vereinigt zu werden. — Wer sollte Wilden eine solche Denkungsart zutrauen? — Ihre National-Freundschaft gleicht ihrer Privat-Freundschaft. Diejenigen, die zu dem nämlichen Volke gehören, oder mit einander verbündet sind, begegnen einander sehr gutmüthig und freundschaftlich. Wenn Streitigkeiten unter ihnen entstehen, so fluchen sie nie. Niemals brauchen sie gegen einander unanständige Ausdrücke oder Schimpfworte; aber auf der andern Seite kann die Zeit auch niemals ihre Rache auslöschen. Sie geht von dem einen Geschlecht auf das andere über, und wird dem Sohne vom Vater als ein Erbgut hinterlassen, bis es eine Gelegenheit gibt, sich hinlängliche Genugthuung zu verschaffen, sollte diese auch in der dritten oder vierten Generation an denjenigen genommen werden, die die ersten Urheber der Beleidigung gewesen sind. Diese rachsüchtige Gesinnung macht, daß sie zum Kriege immer bereit sind. Oft greifen sie aus den geringfügigsten Ursachen zu den Waffen, und verursachen viel Blutvergießen. Ihre kleinen Privatstreitigkeiten werden auch oft auf diese Weise, ohne das Wissen oder die Einwilligung ihrer Rathsversammlung entschieden. — Wer sollte glauben, daß ein so gutmüthiges Volk, das für Freundschaft ein so warmes Gefühl hat, sich zugleich von der Leidenschaft der Rache so sehr könnte beherrschen lassen? Die Wärme, womit sie ihren Freunden ergeben sind, ist aber wahrscheinlich eine Hauptursache der Unversöhnlichkeit, womit sie ihre Blutrache ausüben; und wenn sie gleiche Grundsätze mit den Arabern haben, so ist es begreiflich, daß ihre gutmüthige Denkungsart ihrer Blutrache weichen, und daß diese Blutrache, wenn der Mörder nicht umgebracht werden kann, sich auf die dritte und vierte Generation erstrecken muß, wenn sie sich nicht früher Genugthuung haben verschaffen können. Ihre Oberhäupter haben auch aus politischen Gründen Nachsicht mit solchen Ausschweifungen, weil sie dieselben als Mittel betrachten,

Sie haben vor vielen andern Völkern ein Gefühl der Sittlichkeit. Dies mag wohl auch die Ursache seyn, warum sie ihre Feinde menschlicher behandeln. Sie kriegen, wie alle Wilde, gegen ihr eigenes Geschlecht, tödten es und reiben es auf. Die Bewegungsgründe hierzu entspringen, wie bei allen andern Nationen, aus einer und derselben Quelle: nämlich aus dem Ehrgeize, um ihren Muth und ihre Tapferkeit zu zeigen, und dadurch ihren Namen bei ihren Mitbürgern zu verewigen; oder aus Rache gegen ihre Feinde wegen öffentlicher oder persönlicher Beleidigungen, und endlich aus Begierde, die Gränzen ihres Gebietes zu erweitern. Doch findet man bei genauer Untersuchung nicht, daß ihre blutigen Streite heut zu Tage stärkere Merkmale von Unmenschlichkeit oder wilder Grausamkeit an sich tragen, als man bei den gesitteten Nationen wahrnimmt. Sie skalpiren zwar den erschlagenen Feind; aber sie tödten weder Weiber, noch Kinder. Man sieht auch nie ein Beispiel, daß sie, wie andere Wilde in Amerika, die Gefangenen quälen oder verbrennen; obgleich gesagt wird, daß sie es ehemals gethan haben. Es gab in jeder Stadt Gefangene männlichen Geschlechts, zum Theil von sehr hohem Alter, welche frei waren, und sich in eben so guten Umständen befanden, wie ihre Herren. Alle Sklaven erhalten ihre Freiheit, wenn sie sich verheirathen; und dies wird ihnen verstattet, ja sie werden sogar dazu aufgemuntert, und dann sind sie und ihre Nachkommen mit ihren Ueberwindern völlig gleich *).

Die Apalachiten, ein altes Volk, welches auch in Florida wohnt, behandeln zwar ihre Feinde härter, als die oben erwähnten, sind aber sehr menschlich im Vergleich gegen andere amerikanische Völker. Sie haben so viel Großmuth in ihrem Charakter, daß sie die Kunst, ihre Pfeile zu vergiften, nie haben erlernen wollen. Wenn sie einen Sieg erfochten haben, so behandeln sie nie die Leichen der in der

---

*) Bartram's Reisen durch Nord- und Südkarolina. S. 203. ff.

den Ländern, wo keine festen und weisen Gesetze sind, die das Leben und die Rechte des Menschen schützen, und wo es keine Obrigkeit gibt, die mit Kraft für die Handhabung dieser Gesetze wacht, und mit weiser Strenge ihre Uebertretung bestraft. Sollte wohl ein kluger Mann, er mag übrigens in seinen Meinungen so parador seyn, wie er will, recht ernstlich wünschen, ein Mitglied der Gesellschaft dieser rohen und wilden Völkerschaften zu seyn? Ein solcher Wunsch würde wenigstens, wenn er ernstlich wäre, nichts anders, als der Ausbruch einer hypochondrischen Laune seyn.

Kap. 13.

Grausamkeit gegen Feinde.

Grausamkeit gegen Feinde ist ein allgemeiner Zug in dem Charakter der wilden und rohen Völker. Es gibt sehr wenige, die hierin eine Ausnahme machen. Zu diesen rechne ich die Siminolen, ein Volk, das Ostflorida und den größten Theil von Westflorida bewohnt. Diese scheinen ein glückliches Volk zu seyn. Sie besitzen die Nothwendigkeiten des Lebens im Ueberfluß und ihre Person und ihr Eigenthum ist daneben in völliger Sicherheit. Sie sind von Mangel und Begierde frei. Freude, Zufriedenheit, Liebe und unverstellte Freundschaft scheinen ihnen angeboren zu seyn. Dem Ehebruch und der Hurerei sind sie freilich ergeben, aber nicht ausschweifender, als andere Nationen; solche Laster werden aber bei ihnen auch bestraft. Sie strafen männliche und weibliche Ehebrecher völlig auf gleiche Art, und schneiden ihnen die Ohren ab. Hurerei von Personen beiderlei Geschlechts hält man durch Schande und Schimpf für hinlänglich bestraft. Die Siminolen sind also ein gutmüthiges Volk.

leben, auch diejenigen, denen sie feind sind, grausam behandeln müssen. Der Unterschied kann blos darin liegen, daß Thiere Menschen und Thiere, die sie anfallen, oder von denen sie überfallen werden, zerreißen; dahingegen haben selbst die wilden Menschen so viel Verstand, daß sie ihre Grausamkeiten raffiniren können. Das können die wilden Thiere nicht.

Beispiele wilder, thierischer Grausamkeiten trifft man bei den Gallas, einem unweit Abyssinien wohnenden Volke, an. In ihrer Heimath sind sie der strengsten Ordnung unterworfen, weil der geringste Streit zwischen einzelnen Personen untersucht und gleich bestraft wird; im Kriege sind sie aber die grausamsten aller Wilden. Sie schneiden den Männern den Theil des Leibes, wodurch sie von den Frauenzimmern unterschieden werden, ab, und hängen ihn trocken in ihren Häusern auf. Sie schonen nicht einmal schwangere Weiber, sondern schneiden sie in der Meinung auf, einen Knaben zu finden, um ihn zu tödten. Ihr König, der von den verschiedenen Stämmen gewählt wird, erlaubt, wenn er gewählt ist, jedem Stamme, auf Raub und Plünderung auszuwandern, nur mit der Bedingung, daß sie schnell zurückkehren sollen, falls das ganze Volk ihres Dienstes bedürfen sollte. Sie richten auch in kurzer Zeit so viel Unheil, als möglich, an, und kehren selten auf demselben Wege zurück, den sie gekommen sind. Beim ersten Angriffe werden sie für gute Krieger gehalten; sie haben aber nicht Standhaftigkeit genug, auszudauern. Sie können auch unglaubliche Märsche thun und über Flüsse schwimmen, indem sie ihre Pferde bei den Schwänzen halten, wozu sowohl sie, als ihre Pferde gut abgerichtet sind *).

Neben diese thierischen Menschen können die Einwohner von Louisiana gesetzt werden. Diese sind nicht so sehr ihrer Tapferkeit, als der Treulosigkeit und der List wegen

*) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce. Thl. II. B. 3. S. 217. ff.

furchtbar, womit sie ihre Verrätherei ausüben. Gewinnen sie durch einen Ueberfall die Oberhand, so sind sie im höchsten Grade grausam und unmenschlich, kennen kein Mitleiden und finden Vergnügen an dem Morden; werden sie aber überwunden, so sind sie die feigsten und verzagtesten Menschen, die man sich denken kann. Feigheit und Treulosigkeit machen, dem Berichte Ulloa's zufolge, ihren eigenthümlichen Charakter aus. Die Beleidigung, sowohl eines einzelnen Mannes, als einer ganzen Nation, machen sie zu einer gemeinschaftlichen Rache. In dem Falle ist kein Bündniß gegenseitiger Freundschaft mit dem Volke, das sie angreifen wollen, noch Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten im Stande, sie zurück zu halten. Sie verletzen dann jede Treue und Ehrlichkeit. Man muß daher immer mißtrauisch seyn, und kann auf ihr Wort nicht bauen; denn man findet in ihrer Freundschaft keine Sicherheit gegen ihre unerwarteten Ueberfälle. Sie greifen mit Wildheit jeden einzelnen Menschen, den sie unbewaffnet finden, an, um ihn auszuplündern. Wenn sie ein etwas entlegenes Haus antreffen, so suchen sie auf eine heimliche und listige Art sich hineinzuschleichen, tödten erst die Bewohner im Schlafe und plündern nachher das Haus. Merken sie einige Anstalten zur Gegenwehr, so ziehen sie sich still zurück und verstecken sich, bis sie eine schicklichere Gelegenheit finden. Eben so verstecken sie sich in feindlichen Anfällen hinter den Gebüschen, und schießen aus denselben, wenn sie ihrer Uebermacht nicht gewiß sind. Sie sind aber nicht allein listig und feig, sondern auch eben so grausam, als feig. Im Kriege haben sie den Gebrauch, ihren überwundenen Feinden die Haut vom Kopfe nebst dem Haarschopfe abzuziehen, welche sie im Triumphe mit sich bringen. Wenn sie Europäer gefangen nehmen, die lange Haare haben, so ergreifen sie sie bei denselben, schneiden ihnen die Haut von der Stirne rings um den Kopf ab, stecken die Finger zwischen dieselbe und das Stirnbein hinein und reißen mit aller Gewalt die Haut nebst den Haaren auf einmal vom Kopfe ab. So

unmenschlich und schmerzhaft diese Operation auch ist, so hat man doch Beispiele, daß einige sie überleben können. — Ihr grausamer Charakter äußert sich gegen die Thiere, wenn sie ihn gegen die Menschen nicht ausüben können. Sie haben ihre Stiergefechte eben sowohl, wie die Engländer und Spanier. Ihre Ergötzungen hierbei bestehen darin, daß sechs oder acht Personen mit Lanzen, die breite Spitzen haben, auf den Stier los gehen und ihm dieselben mit allen Kräften in den Leib stoßen, wodurch das Thier gleich zu Boden fällt. Dann laufen sie hinzu, schneiden ihm den Mund und Schwanz nebst den Rücken von den Lenden ab, welches sie noch essen, ehe der Stier todt ist. So weit gehen weder die Engländer, noch die Spanier. Die wilden Indianer müssen aber auch etwas voraus haben. Wie groß ihre Grausamkeit ist, sie mag gegen Menschen oder Thiere ausgeübt werden, kann man aus dem Wohlgefallen, der Freude und Kaltblütigkeit schließen, womit sie dieselbe ausüben, sogar ohne den geringsten Zorn dabei zu äußern, ja ohne Ursache dazu zu haben, als ob sie eine gleichgültige Handlung vollbrächten *).

Sollten diese Beispiele nicht hinlänglich seyn, um zu beweisen, welche reißende Thiere Menschen ohne Kultur des Verstandes werden können, so will ich noch einige nordamerikanische Stämme zum Beispiel anführen. Wie die wildesten Thiere unter einander gutmüthig seyn können, so sind diese Wilden es auch. Sie kennen kein Eigenthumsrecht, außer in den Dingen, die zum häuslichen Gebrauche gehören, und die jeder vermehrt, sofern seine Umstände es erlauben. Sie sind sehr freigebig gegen einander, und helfen gern dem Mangel ihrer Freunde mit ihrem Ueberfluß ab. Sie kommen ihren Mitbürgern gern in der Gefahr zu Hülfe, ohne Belohnung zu erwarten. Wenn einer ihrer Nachbarn durch Krankheit oder im Kriege seine Kinder verloren hat,

---

*) Don Ulloa physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Thl. II. Abschn. 17. u. 18.

so ersetzen die, welche die meisten Sklaven haben, diesen Verlust, und diese Sklaven werden von dem kinderlosen Vater an Kindes Statt aufgenommen, und wirklich als Kinder von dem behandelt, dem sie geschenkt worden sind. Sollte man nicht billig glauben, daß diese Indianer die besten Menschen wären? So wie sie aber die besten Freunde sind, so sind sie auf der andern Seite die grausamsten Feinde. Um ihre Rachsucht zu befriedigen, essen sie bisweilen das Herz ihrer erschlagenen Feinde, und trinken ihr Blut. Dies verdient doch wohl wilde Brutalität genannt zu werden? Sie sind nur insofern noch schlimmer, als die wilden Thiere, daß diese doch ihr eigenes Geschlecht nicht fressen. Dies können die wilden Menschen thun, welches ich nachher ausführlicher darthun werde. — Wenn diese Indianer den Sieg erhalten, so hauen sie ohne Unterschied alle, die ihnen in die Hände fallen, Männer, Weiber und Kinder, nieder, und hernach schinden sie sie. »Allen Todten und schwer Verwundeten ziehen sie die Haut vom Kopfe ab, und diese Häute bewahren sie als einen Beweis ihrer Tapferkeit und Rache an ihren Feinden. Doch suchen sie so viele Gefangene zu machen, als sie mit sich zurückführen können, und ihrer harret noch das härteste Schicksal. Wenn sie mit diesen Gefangenen durch die Städte kommen, so versammeln sich Weiber und Kinder mit Stöcken und Stangen, stellen sich in zwei Reihen, durch welche die Gefangenen gehen müssen, und schlagen so unbarmherzig auf sie, daß sie bisweilen kaum einige Zeichen des Lebens noch behalten. Doch hüten sie sich wohl, sie ganz zu tödten. Sie wollen durch weit größere Martern, die sie diesen Unglücklichen zubereitet haben, eine noch weit größere Freude an ihnen haben. Die gewöhnlichste Marter besteht darin, daß sie sie an einen Pfahl binden, um welchen sie einen Scheiterhaufen legen, und sie verbrennen; bisweilen binden sie sie an einen Pfahl, und damit ihre Kinder zu eben solchen Ungeheuern gebildet werden, als sie selbst sind, so erlauben sie ihren jungen Knaben, mit ihren

unmenschlich und schmerzhaft diese Operation auch ist, so hat man doch Beispiele, daß einige sie überleben können. — Ihr grausamer Charakter äußert sich gegen die Thiere, wenn sie ihn gegen die Menschen nicht ausüben können. Sie haben ihre Stiergefechte eben sowohl, wie die Engländer und Spanier. Ihre Ergötzungen hierbei bestehen darin, daß sechs oder acht Personen mit Lanzen, die breite Spitzen haben, auf den Stier los gehen und ihm dieselben mit allen Kräften in den Leib stoßen, wodurch das Thier gleich zu Boden fällt. Dann laufen sie hinzu, schneiden ihm den Mund und Schwanz nebst den Rücken von den Lenden ab, welches sie noch essen, ehe der Stier todt ist. So weit gehen weder die Engländer, noch die Spanier. Die wilden Indianer müssen aber auch etwas voraus haben. Wie groß ihre Grausamkeit ist, sie mag gegen Menschen oder Thiere ausgeübt werden, kann man aus dem Wohlgefallen, der Freude und Kaltblütigkeit schließen, womit sie dieselbe ausüben, sogar ohne den geringsten Zorn dabei zu äußern, ja ohne Ursache dazu zu haben, als ob sie eine gleichgültige Handlung vollbrächten *).

Sollten diese Beispiele nicht hinlänglich seyn, um zu beweisen, welche reißende Thiere Menschen ohne Kultur des Verstandes werden können, so will ich noch einige nordamerikanische Stämme zum Beispiel anführen. Wie die wildesten Thiere unter einander gutmüthig seyn können, so sind diese Wilden es auch. Sie kennen kein Eigenthumsrecht, außer in den Dingen, die zum häuslichen Gebrauche gehören, und die jeder vermehrt, sofern seine Umstände es erlauben. Sie sind sehr freigebig gegen einander, und helfen gern dem Mangel ihrer Freunde mit ihrem Ueberfluß ab. Sie kommen ihren Mitbürgern gern in der Gefahr zu Hülfe, ohne Belohnung zu erwarten. Wenn einer ihrer Nachbarn durch Krankheit oder im Kriege seine Kinder verloren hat,

---

*) Don Ulloa physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Thl. II. Abschn. 17. u. 18.

so ersetzen die, welche die meisten Sklaven haben, diesen Verlust, und diese Sklaven werden von dem kinderlosen Vater an Kindes Statt aufgenommen, und wirklich als Kinder von dem behandelt, dem sie geschenkt worden sind. Sollte man nicht billig glauben, daß diese Indianer die besten Menschen wären? So wie sie aber die besten Freunde sind, so sind sie auf der andern Seite die grausamsten Feinde. Um ihre Rachsucht zu befriedigen, essen sie bisweilen das Herz ihrer erschlagenen Feinde, und trinken ihr Blut. Dies verdient doch wohl wilde Brutalität genannt zu werden? Sie sind nur insofern noch schlimmer, als die wilden Thiere, daß diese doch ihr eigenes Geschlecht nicht fressen. Dies können die wilden Menschen thun, welches ich nachher ausführlicher darthun werde. — Wenn diese Indianer den Sieg erhalten, so hauen sie ohne Unterschied alle, die ihnen in die Hände fallen, Männer, Weiber und Kinder, nieder, und hernach schinden sie sie. »Allen Todten und schwer Verwundeten ziehen sie die Haut vom Kopfe ab, und diese Häute bewahren sie als einen Beweis ihrer Tapferkeit und Rache an ihren Feinden. Doch suchen sie so viele Gefangene zu machen, als sie mit sich zurückführen können, und ihrer harret noch das härteste Schicksal. Wenn sie mit diesen Gefangenen durch die Städte kommen, so versammeln sich Weiber und Kinder mit Stöcken und Stangen, stellen sich in zwei Reihen, durch welche die Gefangenen gehen müssen, und schlagen so unbarmherzig auf sie, daß sie bisweilen kaum einige Zeichen des Lebens noch behalten. Doch hüten sie sich wohl, sie ganz zu tödten. Sie wollen durch weit größere Martern, die sie diesen Unglücklichen zubereitet haben, eine noch weit größere Freude an ihnen haben. Die gewöhnlichste Marter besteht darin, daß sie sie an einen Pfahl binden, um welchen sie einen Scheiterhaufen legen, und sie verbrennen; bisweilen binden sie sie an einen Pfahl, und damit ihre Kinder zu eben solchen Ungeheuern gebildet werden, als sie selbst sind, so erlauben sie ihren jungen Knaben, mit ihren

Pfeilen nach ihnen zu schießen. Da diese Knaben theils klein sind, theils in einiger Entfernung von den Unglücklichen gestellt werden, so können diese dadurch nicht gleich getödtet werden, sondern müssen diese Martern oft gegen zwei Tage aushalten. Durch diese Grausamkeiten befriedigen sie nicht allein um soviel länger ihre Rachsucht, sondern haben auch den Vortheil davon, daß ihre Kinder früh an Grausamkeit und Blutvergießen Lust erhalten. Solche Martern halten die Indianer mit der unglaublichsten Standhaftigkeit aus. Unter den schmerzlichsten Qualen spotten sie noch ihrer Henker, und rühmen sich der Martern, die sie denjenigen angethan haben, die ihnen vormals in die Hände gefallen sind. *)

Roger gibt uns auch von einigen andern Martern Nachricht, die nicht weniger grausam sind, und welche die Nordamerikaner ersonnen haben, um ihre Gefangenen zu quälen. Seinem Berichte zufolge brennen sie zuweilen ihre Gefangenen über den ganzen Körper, und bestreichen sie zuerst mit Pech. Männer, Weiber und Kinder in dem ganzen Dorfe versammeln sich um diese Unglücklichen, und martern sie, so lange sie wollen, und so lange Leben in ihnen ist. Wenn keiner von den Umstehenden ihre Leiden verlängert haben will, so werden sie entweder mit Pfeilen erschossen, oder in trockene Baumrinde eingebunden, um welche sie Feuer legen, und sie so stehen lassen. Bisweilen schneiden sie ihnen Finger und Zehen, und so ein Glied nach dem andern ab, und zuweilen schinden sie sie. Des Abends laufen sie von einer Hütte zur andern, und schlagen ihr Hausgeräth, ihre Wände und Dächer mit kleinen Stöcken, um zu verhindern, daß die Geister dieser Unglücklichen nicht dableiben, und sich der ihnen angethanen Schmerzen wegen rächen sollen. Den übrigen Theil des

---

*) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 3.

Tages, und die darauf folgende Nacht, bringen sie mit Lustbarkeiten zu. *)

Ich frage: ob es eine unmoralische Handlung sey, diese wilden Thiere zu vertilgen, wenn glimpflichere Mittel vergebens versucht worden sind? Hat man vergebens gesucht, sie durch Kultur umzubilden, wäre es dann unerlaubt, nach ihnen, wie nach Löwen und Tigern, auf die Jagd zu gehen? Diese Frage mag der Moralist beantworten.

Die vorzüglichste und allgemeinste Ursache der Grausamkeit, womit die wilden und rohen Völkerschaften ihre Feinde behandeln, liegt ohne Zweifel nicht allein in dem natürlichen Triebe des Menschen, sich und sein Eigenthum zu vertheidigen, wozu die Wilden auch ihre Weiber und Kinder rechnen, sondern auch in seinem natürlichen Triebe zur Freiheit und Unabhängigkeit. Liebe zur Freiheit ist dem Menschen, wie dem Thiere, angeboren, und scheint im Stande der Natur eine herrschende Leidenschaft zu seyn. Er hält daher eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit und sein Eigenthum. Er leidet keinen Eingriff in dieselbe. Durch den geringsten Verdacht, den er deshalb hegt, wird seine Rache entflammt und seine Feindschaft unversöhnlich; er ergreift die Waffen, um seine Rechte und seine Unabhängigkeit zu vertheidigen und die Beleidigungen zu rächen, die ihm in der Hinsicht zugefügt zu seyn scheinen. So sind die Chirokesen, ein sehr rechtschaffenes Volk. Sie sind sittlich und ernsthaft, in ihrem Betragen würdig und vorsichtig, aber etwas bedachtsam und zurückhaltend. Sie sind heiter und menschenfreundlich, redlich, gerecht und freigebig; sie halten aber streng auf Freiheit und natürliche Menschenrechte, und sind daher stets bereit, jedes Vergnügen und jede Annehmlichkeit, ja selbst ihr Blut und Leben, zur

---

*) Rogers Beschreibung von Nordamerika; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen B. II. S. 278. ff.

Vertheidigung ihres Gebiets und zur Erhaltung ihrer Rechte aufzuopfern *).

Trieb nach Freiheit und Unabhängigkeit ist auf diese Art dem Menschen angeboren. Er wird sowohl bei den gutmüthigsten, als bei den thierischsten Menschen gefunden. Daß dieser aber bei diesen und jenen in Grausamkeit gegen diejenigen ausartet, die sie in dieser Rücksicht beleidigen, davon ist die Ursache wahrscheinlich in der Lebensart und Verfassung der wilden und rohen Menschen zu suchen. Da der Wünsche und Bedürfnisse dieser Menschen nur wenige sind, so können sie leicht befriedigt werden, und lassen ihnen viel Zeit übrig, die sie im Müßiggange zubringen würden, wenn der Hunger und die Selbstvertheidigung sie nicht nöthigte, die Thiere auf der Jagd zu verfolgen. Diese Uebung macht sie thätig, stark und muthig. Sie flößt ihnen List und Grausamkeit ein, gewöhnt sie, eben so gefühllos das Blut der Thiere fließen zu sehen, als ihr Aechzen unter der Keule und den Spießen zu hören. Sie halten nur diejenigen für ihre Mitmenschen, die zu ihrem Stamme gehören. Die Auswärtigen sind in ihren Augen nicht besser, oder nicht mehr werth, als Thiere. Um ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu vertheidigen, wenden sie gegen ihre Feinde dieselbe List und Grausamkeit an, die sie gegen wilde Thiere anzuwenden gewöhnt sind. Weil sie aber die Menschen für gefährlicher, als die wilden Thiere, halten und billig halten müssen, so verfahren sie mit ihren Feinden grausamer, als mit den Thieren, um jene dadurch desto mehr abzuschrecken und von ihren Gränzen zurück zu halten. Darum führten die Peruaner ihre Kriege nicht allein grausam, sondern schunden sogar ihre Gefangenen und machten Trommeln aus ihrer Haut, um dadurch ihre Feinde abzuschrecken **). Aus diesem natürlichen Triebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, in

---

*) Bartram's Reisen durch Nord- und Südkarolina. S. 461.

**) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. Buch 2. Hauptst. 3. Abschn. 3. §. 1.

Verbindung mit ihrer übrigen Denkungs- und Lebensart, die in der Jagd und in dem Kampfe mit den wilden Thieren bestand, läßt es sich erklären, daß diese Grausamkeit gegen Feinde eben sowohl bei den gutmüthigen, als bei den wilden und ganz thierischen Völkerschaften gefunden wird.

Die Otaheitier sind uns ein sehr auffallendes Beispiel. Diese sind von einer sehr muntern und sanguinischen Gemüthsbeschaffenheit. Man sieht nie, daß sie eine Spur von Betrübniß übrig behalten, sobald eine Widerwärtigkeit vorbei ist. Keine Sorge zieht Furchen auf ihrer Stirn, und nicht einmal der herannahende Tod kann ihre gewöhnliche Lebhaftigkeit stören. Sie mögen auf dem Krankenbette liegen, oder sich zur Schlacht rüsten, so verfinstert kein ernstes Nachdenken ihr Gesicht. Alles, was sie suchen, ist Ruhe und Freude. Alle ihre Ergötzlichkeiten zielen darauf ab, leidenschaftliche Liebe zu erregen und zu unterhalten, wozu auch ihre Lieder bestimmt sind, an denen sie unbeschreibliches Wohlgefallen finden. Doch wechseln sie auch mit ihren Vergnügungen ab, um keinen Ueberdruß zu empfinden *). Es stimmt mit der Natur des Menschen sehr gut überein, daß Freigebigkeit und freundschaftliche Gesinnung mit Munterkeit und Lebhaftigkeit verbunden sind. So findet man es auch bei den Otaheitiern. Sie theilen alles mit ihren Freunden, und dem Berichte Hamiltons zufolge erstreckt sich ihre Freundschaft über die ganze Welt. Gern geben sie die Hälfte ihres letzten Brodes dem, der zuerst kommt, und die übrige Hälfte bis zum letzten Bissen demjenigen, der nach dem ersten kommt. Diese Gastfreiheit, sagt er, kennet keinen Unterschied des Standes. Der König und der Bettler helfen einander wechselsweise aus **). Es ist zwar gewiß, daß die Ausübung dieser Freigebigkeit durch die Fruchtbarkeit des Landes, wo alles Nöthige im Ueberflusse ohne

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 331

**) Reise um die Welt, von Hamilton. Kap. 1. S. 29.

schwere Arbeit zu haben ist, sehr erleichtert wird; es ist aber doch nicht zu läugnen, daß sie freigebig und freundschaftlich gesinnet sind. Und bei dieser muntern, lebhaften, freundlichen Gesinnung sind sie die grausamsten Menschen gegen ihre Feinde. Auf ihrer eigenen Insel leben sie friedsam bei einander, führen aber beinahe beständig Kriege mit ihren Nachbarn, und diese Kriege werden immer mit Grausamkeit geführt. Sie tödten alle, die sie gefangen machen, sowohl Männer als Knaben, und ziehen ihnen die Haut vom Kinne nebst dem Barte ab, welche sie als ein Siegeszeichen herumtragen. Den Weibern und Mädchen hingegen lassen sie das Leben, achten sie aber des Beischlafes nicht werth *).

Daß sie alle Gefangenen des männlichen Geschlechts tödten, will ich bei einem rohen und ungebildeten Volke entschuldigen. Da sie alle Weiber und Mädchen leben lassen, so kann man daraus schließen, daß sie durch die Zerstörung des männlichen Geschlechts blos ihre Feinde zu schwächen suchen. Allein daß sie zuweilen ihren Feinden von verschiedenen Theilen des Leibes kleine Stückchen Fleisch abzwicken, ihnen die Augen ausreißen, die Nase abschneiden und sie zuletzt durch Aufschneiden des Bauches tödten **); das sind Grausamkeiten, die nicht abscheulicher unter den Gallas und Louisianern angetroffen werden. Daß solche Grausamkeit sich mit dem Charakter eines Volkes vereinigen läßt, das sonst so sanft, freundlich und sanguinisch ist, kann ich nur aus ihrem natürlichen Triebe zur Freiheit und Unabhängigkeit und aus dem Wahne erklären, daß sie dadurch andere Völkerschäften abschrecken wollen, diese ihre natürlichen Rechte zu verletzen.

Das nämliche ist ohne Zweifel auf die Barmaner an-

---

*) Bougainville's Reise um die Welt; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 566. ff.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 331

wendbar. Diese zeichnen sich zuweilen durch Menschlichkeit und Milde aus, bezeigen sich aber auch oft als wilde Barbaren. Zu Hause erstreckt sich ihre Gutthätigkeit auf das Alter sowohl, als auf Kranke und Schwächliche. Kindliche Liebe wird als ein geheiligtes Gebot eingeprägt und diese Pflicht genau beobachtet. Nirgends ist ein Bettler zu sehen, weil die Nothleidenden immer von den Wohlhabenden unterstützt werden. Allein dieser Vorzüge ungeachtet, üben sie gegen ihre Feinde die grausamste Rache aus. Bei ihren Einfällen wird jeder Schritt durch Verwüstung bezeichnet, und sie schonen weder Alter, noch Geschlecht *).

Ich will noch die Anwohner des Oronoko's erwähnen. Sie haben gewiß viele schlechte Seiten. Sie sind faul, Säufer und lügenhaft. Gilii glaubt, daß es unter allen Völkern der Erde kein einziges gebe, das lügenhafter, als diese Indianer, sey. Die ersten Worte, die die Kinder lernen, sind solche, die sie brauchen, um die Wahrheit zu verhehlen. Das Lügen ist bei ihnen eine ordentliche Kunst. Sie besitzen eine solche Fertigkeit zu lügen, daß derjenige, der sie nicht kennet, dadurch hintergangen werden muß. In ihrer Sprache haben sie keinen Eid; ihre Worte sind aber so gut gewählt und von einer so treuherzigen Miene begleitet, daß sie in ihrem Munde mehr Gewicht haben, als der Eid in dem Munde eines andern. Sie fühlen sich auch keinesweges beschämt, wenn sie auf einer Lüge ertappt werden; sie sind im Gegentheile stolz darauf, und sehen es als eine Ehre an, wenn sie recht künstlich gelogen haben. — Diese Eigenschaften bei diesem Volke sind zwar abscheulich; sie haben aber doch nicht nothwendig Grausamkeit zur Folge. Man kann faul, der Trunkenheit ergeben, lügenhaft seyn, ohne darum grausam zu seyn. Sie haben dagegen eine natürliche Gutmüthigkeit, welche sie von der Ausübung der Grausam-

---

*) Reise des Michael Symes nach dem Königreiche Ava. Abschn. 14.; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. IV.

keit abhalten zu können scheint. Wenn ein Europäer ihnen auch nur ein schlechtes Messer geschenkt hat, so ist nichts allgemeiner, als daß sie ihn, nach ihrem besten Vermögen, mehrere Tage nach einander bewirthen und ihm alle erdenkliche Gefälligkeiten erweisen. Als einen Beweis ihrer Dankbarkeit führt Gili auch dies an, daß es kaum einen Stamm unter ihnen gebe, der nicht darauf bedacht sey, ihre Missionäre mit allen Bedürfnissen des Lebens zu versehen. Mit dieser guten Seite ist aber die wildeste Grausamkeit verbunden. Der bloße Anblick dieser Insulaner kündigt ihre kriegerische Gesinnung an. Ihr Gesicht ist finster, ihr Gang stolz, ihr Blick wild, und weil sie immer bewaffnet sind, so wird ihr Anblick dadurch noch furchtbarer. An ihrer rechten Hand hängt an baumwollenen Schnüren eine Keule. Unter dem Arme, oder auf dem Rücken tragen sie ein Bund Pfeile und einen Bogen, und selten sieht man sie, ohne ein großes Messer in ihrem Gürtel zu haben. Diese Zurüstungen dienen auch nicht blos zum Putze. Ihre Grausamkeit ist so groß, daß sie bei der geringsten Veranlassung die Waffen ergreifen und Menschenblut vergießen, ohne im geringsten von ihrem Gewissen beunruhiget zu werden. Sobald sich nur ein Fremder in ihren Wäldern erblicken läßt, schießen sie einen Hagel von Pfeilen auf ihn. Sogar gegen einander selbst sind sie argwöhnisch. Ein Indianer von dem flachen Lande ist, wenn er eine fremde Sprache redet, unter den Gebirgsbewohnern nicht sicher. Sind sie von jemanden beleidiget worden, so machen sie sich kein Gewissen daraus, ihn zu tödten und gleich darauf zu verzehren. — Sonderbar ist es, daß in einem Lande, wo die Männer so grausam zu seyn scheinen, die Weiber so mild und sanft sind. Man hat nie gesehen, daß zwei Weiber einander geschlagen oder Schaden zugefügt haben. Ihre Streitigkeiten sind niemals heftig, oder von langer Dauer. Gilii behauptet aber auch, daß das Barbarische, das bei diesen Indianern angetroffen wird, nicht in angeborner Wildheit und Grausamkeit, sondern in Mißtrauen gegründet ist. Die Grausamkeit, die

sie an ihren Feinden verüben, ist also wahrscheinlich lediglich darin gegründet, daß sie ihre Unabhängigkeit aufrecht erhalten, ihre Rechte gegen Beleidigungen beschützen und durch ihre Grausamkeit den Feind abschrecken wollen, solche Beleidigungen gegen sie zu wagen *).

Wenn einige wilde und rohe Menschen an ihren Feinden solche Grausamkeiten verüben, so folgt daraus, daß ihre Feinde mit ihnen eben so grausam verfahren. Dies gehört zu dem Wiedervergeltungsrechte, welches alle rohe Völker anerkennen und sehr pünktlich beobachten. Auf dieses Wiedervergeltungsrecht berufen sich die Einwohner von Guiana, wenn sie ihre Feinde auf das grausamste behandeln. Sie meinen, daß sie das Recht haben, gegen ihre Feinde so zu handeln, wie diese gegen sie gehandelt haben. Und auf die Art muß diese wilde, thierische Grausamkeit sich unter den Völkern, die mit einander in Krieg gerathen, nothwendig immer weiter verbreiten.

Wenn die Einwohner von Guiana Weiber gefangen nehmen, die nicht jung oder hübsch sind, so tödten sie dieselben. Kinder, es mögen Knaben oder Mädchen seyn, behandeln sie, wie es ihnen einfällt. Gefallen sie ihnen, so haben sie eine harte Sklaverei zu erwarten; haben sie aber viele von ihnen gefangen gemacht, so macht es ihnen einen Spaß, einige von ihnen zu tödten. Der Mann ist aber unglücklich, der ihnen lebendig in die Hände fällt, und weder Gelegenheit zu entfliehen finden, noch so lange fechten kann, bis er in der Schlacht bleibt. Keine Grausamkeiten können ersonnen werden, die sie an ihm nicht verüben, um ihn auf die gräßlichste Art zu martern. Solche Unglückliche sitzen bisweilen einige Wochen gefesselt und werden unterdessen mit Essen und Trinken bestens versehen. Den Tag vor ihrem Tode werden sie auch gut bewirthet. Diese gute Bewirthung ist keine Folge ihrer Menschenliebe, sondern ihrer

---

*) Nachrichten vom Lande Guiana; von Salvator Gilii. S. 284. ff. u. S. 297.

Grausamkeit. Die unglücklichen Schlachtopfer sollen dadurch Kräfte sammeln, die ihnen zugedachten Martern desto länger aushalten zu können. Stürben sie zu schnell unter den Martern, so wäre ihre Freude zum Theil verdorben. — Des Nachmittags wird der Gefangene unter Verspottungen von einem Hause zum andern gebracht, bei welcher Gelegenheit er bisweilen einen Schlag am Kopfe bekommt, so daß das Blut von ihm herabfließt, und dabei wird ihm zugerufen: so haben deine Freunde es mit uns gemacht. Wenn die Sonne ihrem Untergange nahe ist, fragt einer von den Anführern ihn: ob er wohl die Sonne sehe? und wenn er diese Frage bejahet, sagt er zu ihm: Du wirst sie nie mehr zu sehen bekommen. Damit ist das Todesurtheil gefällt. Nun binden sie ihm die Hände auf den Rücken, und an jeden Fuß ein langes Tau. Unterdessen versammeln sich die geladenen Gäste, und jeder bringt einige Fackeln mit, die mit einer pechartigen Materie überstrichen sind, damit sie desto besser brennen sollen. Des Abends machen sie im Hause und rings umher ein Feuer an. Darauf wird der Gefangene mitten unter seine Feinde gestellt. Der älteste Anführer fängt ein fürchterliches Geschrei an und ruft: Dein Volk hat Freunde von mir erhalten und sie so behandelt. Nachdem er dies gesagt, stößt er ihm mit der brennenden Fackel in die Haut, und jetzt fährt jeder, der ihn erreichen kann, mit seiner Fackel los und stößt ihm mit derselben am liebsten ins Gesicht und auf die empfindlichsten Theile des Leibes, und dabei wird er mit den Tauen von einer Stelle zur andern geworfen. Wenn er bei allen diesen Martern ohnmächtig zu werden anfängt, gönnen sie ihm ein wenig Ruhe, um seine Qual desto langwieriger zu machen und ihre wilde Lust desto länger sättigen zu können. In dieser Zwischenzeit trinken sie mit ihm, als wären sie seine besten Freunde, und wenn der Unglückliche sich dadurch wieder etwas erholt hat, so fangen sie wieder an, ihn zu martern. Dies währt bis zu einer kleinen Stunde vor Sonnenaufgang; denn da muß dieses schreckliche Schauspiel zu Ende seyn, und

solches geschieht durch einen von den Anführern, der ihm mit einer Keule den Kopf entzwei schlägt. Nun fahren sie alle mit ihren Messern auf ihn los. Jeder schneidet sich ein Stück Fleisch aus seinem Körper, wo er am besten dazu kommen kann. Das abgeschnittene Fleisch wird gekocht und als ein Leckerbissen verzehrt. Die Knorpel und Knochen werden vergraben, nur einige ausgenommen, aus denen sie Flöten machen. Während alles dies vor sich gehet, sitzen die Weiber dabei und singen. Ihre Gesänge enthalten Erzählungen von den Martern, die ihre Freunde ausgestanden haben, wenn sie ihren Feinden in die Hände gefallen sind, und Erhebung ihrer tapfern Männer, die auf solche Art wissen, den Tod ihrer Freunde zu rächen. Mit einer fast unglaublichen Standhaftigkeit halten solche Unglückliche die gräßlichsten Martern aus. Ohne Furcht oder Schmerzen zu verrathen, trösten sie sich mit der Hoffnung, daß ihre Freunde sie wohl einstens rächen werden *).

Man sieht hieraus, daß die Ursache der Grausamkeit, die diese Indianer an ihren Feinden ausüben, keine andere, als Wiedervergeltung ist. Sie können aber doch unmöglich diese Wiedervergeltung ausüben und eine so gräßliche Rache an ihren Feinden nehmen, ohne das grausamste Herz zu haben; und ich frage daher noch einmal: ob es wohl eine unmoralische Handlung sey, wenn alle Mittel, sie zu kultiviren, fruchtlos gewesen sind, diese wilden Thiere zu vertilgen, die um so viel grausamer, als die wilden Thiere, sind, weil der wenige Verstand, den sie haben, sie geschickt macht, ihre Grausamkeiten zu raffiniren und das Leben ihrer Feinde zu verlängern, um ihre Schmerzen zu vermehren?

So habe ich den Ursprung der Grausamkeit der wilden und rohen Völker gegen ihre Feinde gezeigt. Sie ist in dem natürlichen Triebe des Menschen zur Freiheit und Unabhängigkeit, desselben, sich und seine natürlichen Rechte gegen die Eingriffe anderer zu vertheidigen, gegründet. In

*) Berkels Beschreibung seiner Reisen nach Rio de Berbice. Kap. 8.

so fern ist dieser Trieb rechtmäßig; bei den rohen Menschen aber, deren Hauptleidenschaft die Rachsucht ist, artet er in Grausamkeit aus. Ihre Lebensart, als Jäger, die täglich im Kampfe mit den wilden Thieren sind, macht, daß ihr Herz hart und gegen Blutvergießen unempfindlich ist, und alle diejenigen, die nicht zu ihrem Stamme gehören, sehen sie für nichts, als für Thiere an, für deren Blut und Schmerzen sie also eben so wenig Gefühl haben, als für das Blut und die Schmerzen der Thiere. Wenn sie über dies noch durch ein grausames Verfahren ihre Feinde in Schrecken zu setzen vermeinen, und den Wahn hegen, daß das Wiedervergeltungsrecht rechtmäßig sey, so hat ihre Grausamkeit den höchsten Grad erreicht.

Daß Vorurtheile, oder unrichtige Begriffe von Recht und Unrecht, Tugend und Laster, auch viel dazu beitragen können, das Herz grausam zu machen, davon sind die Madegassen ein hinlängliches Beispiel. Verrätherei und Rachsucht halten sie für Tugenden, und üben daher, wenn sich die Gelegenheit darbietet, die abscheulichsten Grausamkeiten an ihren überwundenen Feinden aus. Ihr größtes Vergnügen ist, sich der Weiber und Kinder derselben bemächtigen zu können. Den erstern schneiden sie den Leib auf und lassen sie eines langsamen Todes sterben. Die letztern schneiden sie mitten über, und reißen sie in kleine Stücke *). So wird durch Vorurtheile die Stimme des Gewissens zum Schweigen gebracht und wacht nur durch Kultur wieder auf. Wie religiöse Vorurtheile das Herz gegen alle sanfte Gefühle verhärten können, das lernen wir von den Einwohnern der Insel Magindanao. Die alten, ursprünglichen Bewohner dieser Insel sind sehr blutdürstig. Kein Jüngling unter ihnen darf Männerkleidung anlegen, oder eine Frau nehmen, bevor er eine gewisse Zahl von Feinden erlegt und ihre Schädel zur Schau gestellt hat. Ihre Religion unterstützt diese Grausamkeit noch mehr; denn weil sie glauben, daß der Weg

*) Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. XIV. S. 70.

zum Paradiese über einen langen schmalen Baum gehe, über welchen man nicht ohne Beistand eines Sklaven kommen kann, so sucht jeder wenigstens einen Feind zu erlegen, der ihm in jenem Leben diesen Dienst leiste *). Das nämliche glauben die Eidahaner, ein Volk, das in dem nördlichen Theile von Borneo wohnt, und dieser Wahn macht sie eben so grausam, als jene. Sie gehen auch noch viel weiter in diesem Aberglauben, indem sie wähnen, daß alle die, welche sie in diesem Leben umbringen, ihnen als Leibeigene in dem zukünftigen werden aufwarten müssen. Dieser Aberglaube bewegt sie oft, einen Sklaven zu kaufen, der irgend eines Verbrechens wegen das Leben verwirkt hat, sollten sie ihn auch weit über seinen Werth bezahlen müssen, damit sie nur den Vortheil haben, ihn umbringen zu dürfen, und dadurch einen Aufwärter in jenem Leben erhalten können. Dieser Aberglaube veranlaßt daher auch sehr oft unter ihnen Kriege und Meuchelmord. Forster behauptet, daß diese Grausamkeit nur in den Vorurtheilen ihrer Erziehung und nicht in einer boshaften Gemüthsart gegründet sey; denn man bemerkt, daß diejenigen, welche den mahomedanischen Glauben annehmen, sich durchgängig einer exemplarischen Tugend und Frömmigkeit befleißigen **). Es zeigt aber doch wohl keine gute Denkungsart an, wenn man seine Mitmenschen tödtet, um Aufwärter in jenem Leben zu erhalten. Allein das Böse in ihrem Charakter wäre vielleicht nicht in Grausamkeit ausgebrochen, wenn ein solches Vorurtheil dazu nicht mitwirkte. Dies ist daher wieder ein Beweis, welche schädliche Folgen der Aberglaube und die Vorurtheile nach sich ziehen können, und wie wohlthätig die Kultur des Verstandes und die reine Christus-Religion ist, die solche Vorurtheile bestreitet.

*) Nachrichten von Magindanao; in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel. Th. II. S. 131.

**) Forsters Nachrichten von Balambangan: in den Beiträgen a. St. S. 252.

Kap. 14.

Grausame Strafen.

Grausame Strafen in einem Lande, wo die Regierung sonst weise und gerecht ist, sind ein Beweis für die Rohheit und Härte des Volks=Charakters. Die Strafen müssen dann nach diesem Charakter eingerichtet seyn, wenn sie ihren Zweck erreichen sollen. Ist der Charakter eines Volkes hingegen sanft und mild, und die Strafen sind grausam, so muß die Regierung weder weise, noch gerecht seyn, denn sie wendet, um dem Verbrechen Einhalt zu thun, härtere Mittel an, als, dem Charakter des Volks zufolge, zur Erreichung dieser Absicht nothwendig ist. Die Strafen werden dann grausam und hören auf, gerecht und weise zu seyn. Fast bei allen rohen Völkern, die unter keiner ordentlichen Regierung stehen, findet man, daß die verordneten Strafen hart und grausam sind. Die Ursache davon scheint nicht allein in der Härte des Volks, sondern auch in der Grausamkeit des Regenten zu liegen. Diese grausamen und ganz unmenschlichen Strafen finden daher eben sowohl unter den Völkern Statt, die einen sanftern, als unter denen, die einen härtern Charakter haben. Die Fürsten, der Menschennatur unkundig, und in der Kunst, die Menschen zu regieren, eben so unwissend, als in der Kunst, sich selbst zu beherrschen, ohne sanfte Gefühle und ohne Achtung für die Menschheit, gleichgültig gegen Menschenblut, und gegen das Geschrei der Gefolderten und Gemarterten taub, schreiben nach Willkühr Strafen für die Verbrechen vor, ohne weder den moralischen Charakter des Verbrechers, noch das richtige Verhältniß zwischen dem Verbrechen und der Strafe zu berücksichtigen. Auf diese Weise werden die Strafen beinahe unter allen rohen Nationen grausam; und zwar nicht immer, weil das Volk grausam ist, sondern oft, weil der Fürst es ist. Ich will einige dieser grausamen Strafen unter den rohern und härtern und einige unter den sanftern Nationen erwähnen, und man wird finden, daß die

Strafen unter diesen beinahe eben so barbarisch und unmenschlich sind, als unter jenen.

Die Algierer, Marokkaner, Widaher, Abyssinier können mit Recht Völkerschaften von einem harten und barbarischen Charakter genannt werden; ihre Strafen sind daher auch eben so hart und barbarisch, wie das Volk. — Die Algierer enthaupten selten jemanden; denn diese Todesstrafe ist für sie zu gelinde. Ihre gewöhnlichen Todesstrafen sind, die Missethäter lebendig zu verbrennen, sie aufzuhenken, oder zu erdrosseln, oder zu spießen, bei welcher letztern Strafe ein spitziger, mit Unschlitt bestrichener Pfahl in den Hintern gesteckt und durch starke Schläge hinein getrieben wird, bis er durch den Hals, durch die Schultern oder durch die Brust heraus gehet. Darnach bindet man die Beine des Missethäters an den Pfahl und richtet ihn in die Höhe. Wenn der Pfahl keinen edlen Theil durchbohrt, daß er gleich sterben muß, so hat man Beispiele, daß ein solcher Verbrecher in diesem elenden Zustande drei Tage leben kann. — Zur Veränderung sind große eiserne Haken in der Stadtmauer fest gemacht. Wenn der Missethäter ausgezogen ist und ihm Hände und Füße gebunden worden sind, so stürzt ihn der Henker oben von der Mauer herab, so daß er mit einem Theile des Leibes an den Haken hängen bleiben muß. Wenn er das Unglück hat, daß er an einem Schenkel, oder an einem andern fleischigen Theile hängen bleibt, so kann er oft viele Tage hängen, ehe er stirbt; und in diesem qualvollen Zustande untersteht sich niemand, seinen Durst mit einem Trunk Wasser zu löschen, oder seinen Tod zu befördern. — Andere werden um und um eingemauert und ihnen nur der Kopf frei gelassen. — Einigen wird die Haut lebendig abgezogen, bis sie auf die Hüften herabhängt. In diesem Zustande leben sie selten über zwei Stunden. — Andere werden mit Händen und Füßen an ein Thor genagelt und müssen unter solchen Schmerzen umkommen. Dies ist eine Art von Kreuzigung, und ihre Qual muß daher auch wohl, wie die der vormals Gekreuzigten, zwei bis drei Tage dauern

können. — Andere sterben von den Stockschlägen, die ihnen auf den Unterleib, auf die Schenkel und den Hintertheil so lange gegeben werden, bis sie ganz zerschlagen sind. Dieses ist ein sehr langsamer und höchst schmerzhafter Tod. — Einige werden in großen Mörsern von Erz mit eisernen Keulen zerstoßen und ihre zertrümmerten Körper den Hunden vorgeworfen. — Andere werden an den Füßen oben in einen Brunnen gehängt, und in diesem Zustande läßt man sie sterben. — Die Frauenspersonen werden gewöhnlich entweder erdrosselt, oder in einen Sack gesteckt und ertränkt. Diese kommen also am besten davon *).

Ich befürchte, daß meine zärtlichen Leserinnen, wenn sie alles dieses lesen, schon den Anfang einer Ohnmacht vermerken; ich will daher andere, eben so barbarische, Strafen bei diesem Volke mit Stillschweigen übergehen und die Marokkaner erwähnen. Gern würde ich den Leser mit mehrern Abscheulichkeiten der Art verschonen; mein Plan fordert aber, daß ich sie anführe; denn ich will, daß man die rohen Völkerschaften nach ihrer ganzen Denkungs- und Handlungsart kennen lernen soll.

Die Marokkaner zeichnen sich nicht weniger durch die Grausamkeiten ihrer Strafen aus, welche gleichfalls von der Härte dieses Volks und der Unmenschlichkeit des Regenten zeugen. — Zuweilen wird der Verbrecher von vier starken Leuten mit solcher Fertigkeit in die Höhe geworfen, daß er, der Absicht des Befehles gemäß, im Falle einen Arm oder ein Bein bricht, oder auch gerade auf den Kopf fällt, und auf der Stelle todt liegen bleibt. Sonst hängen die meisten Strafen lediglich von dem Sinne des Kaisers ab, z. B. mit Honig bestrichen und einen ganzen Tag über in der Sonne für die Fliegen ausgesetzt zu werden, mit den Füßen an den Schwanz eines Maulesels gebunden und auf diese Art durch die Straßen geschleppt zu werden; lebendig bis an den Kopf begraben zu werden, nach welchem dann oft geschossen oder mit Steinen geworfen wird; alle Zähne

*) Arvieux merkwürdige Nachrichten. Thl. V. S. 229. f.

aus dem Munde zu brechen; Hände, Füße, Nase, Ohren, Brüste abzuschneiden; lebendig durchgesägt zu werden; an einen Pfahl gesteckt, verbrannt, an den Füßen aufgehangen, den Löwen oder Kameelen vorgeworfen, von Thürmen herabgestürzt, in einem Sacke ertränkt, eine Zeitlang am Schlafe oder am Essen verhindert, in einem todten Ochsen lebendig begraben zu werden; Nase, Mund und Ohren mit Pulver zu füllen und es anzuzünden u. s. f. *).

In Widah sind die Strafen nicht weniger grausam; es werden aber nur wenige Laster mit dem Tode bestraft, nämlich nur der Todtschlag und der Ehebruch mit einem Weibe des Königs, oder eines von den Großen des Reichs. Todtschlag wird, dem Berichte Bormanns zufolge, dadurch bestraft, daß der Missethäter lebendig aufgeschnitten, und das Eingeweide herausgenommen und verbrannt wird. Darauf wird der Körper mit Salz angefüllt, und auf einem Pfahle in der Mitte des Marktes ausgesteckt. Wenn die Frau eines Großen im Ehebruche ergriffen wird, so hat der beleidigte Ehemann die Freiheit, sie umzubringen, oder an die Europäer zu verkaufen. Wenn er sie tödten will, so läßt er ihr durch den Scharfrichter den Kopf abhauen, oder sie mit dem Stricke erwürgen. Er darf auch deshalb keine Rechenschaft dem Könige ablegen, sondern blos dem Scharfrichter seine Gebühr bezahlen. — Wenn jemand hingegen eine von den Weibern des Königs beschläft, so kommt er nicht so leichten Kaufes weg. Der Verbrecher wird, nebst seiner Mitschuldigen, aufs freie Feld gebracht, wo er als ein Ziel hingestellt wird, nach welchem verschiedene große Herren ihre Lanzen werfen. Darauf wird ihm in Gegenwart der Frauensperson das männliche Glied abgeschnitten, und er genöthigt, es selbst ins Feuer zu werfen. Nach diesem werden sie beide an Händen und Füßen gebunden, und in eine tiefe Grube geworfen, wo der Scharfrichter aus einem Topfe, der an dem Feuer kocht, nach und nach

*) Höst's Efterretninger om Marokko og Fez. Kap. 3. S. 225.

Wasser auf sie gießt, bis er halb leer ist, worauf das Uebrige auf einmal ausgeschüttet, die Grube mit Erde gefüllt und sie lebendig begraben werden. — Zuweilen werden beide lebendig verbrannt, und die königlichen Weiber müssen selbst Holz zum Scheiterhaufen herbeitragen. Bisweilen werden zwei Gruben so nahe an einander gemacht, daß die Schuldigen einander sehen und anreden können. In der Mitte der einen wird ein Pfahl eingeschlagen, an welchem sie das Weib bei Armen und Beinen anbinden. An dem Ende der andern Grube legen die Weiber des Königs Reißbündel an. Auf diese wird der Mann ganz nackt gelegt, und bei gelindem Feuer gebraten. Wenn sie kein Zeichen des Lebens mehr bei ihm verspüren, werfen sie ihn in die Grube, und füllen dieselbe mit Erde zu. Wenn er todt ist, treten die Weiber des Königs, funfzig bis sechszig an der Zahl, in köstlicher Kleidung, als ob es ein Festtag wäre, hervor. Jede trägt einen großen Topf siedendes Wasser auf dem Kopfe, welches sie nach einander über den Kopf der Missethäterin ausgießen. Wenn dies geschehen ist, binden sie den Körper los, werfen ihn in die Grube, und verschütten diese mit Erde und Steinen. — Man muß sich billig wundern, daß der König seine Weiber zu dergleichen Hinrichtungen gebraucht; aber theils hat er dabei die Absicht, sie von einer solchen Untreue abzuschrecken, theils sind die Weiber, welche dabei Dienste thun müssen, nur von der dritten und untersten Klasse. Denn die Weiber des Königs von Widah sind in drei Klassen eingetheilt. Die erste Klasse besteht aus den schönsten jungen Weibern; die andere aus denen, die das Alter oder die Krankheit zu dem Vergnügen des Königs untüchtig gemacht haben; die dritte und unterste Klasse besteht aus den Weibern, welche dem Könige oder seinen Frauen als Sclavinnen dienen. Blos diesen gebührt die Ehre, in voller Pracht Wasser und Reißbündel zum Holzstoße herbei zu tragen. Sie werden aber dessen ungeachtet alle als königliche Weiber betrachtet, und

der Tod steht ihnen bevor, wenn sie mit irgend einer andern Mannsperson zu thun haben.*)

Die Abyssinier sind zwar, ihrem Glaubensbekenntnisse zufolge, Christen, aber dessen ungeachtet, was ihre Strafen betrifft, nicht weniger grausam. Zu diesen gehört, die Verbrecher zu kreuzigen, sie lebendig zu schinden, sie zu Tode zu steinigen. Diese Todesart wird vorzüglich an den Bekennern eines fremden Glaubens vollzogen. Zu den Hauptstrafen muß auch die gerechnet werden, den Verbrechern die Augen auszustechen, welche gemeiniglich an Rebellen vollzogen wird. Die Körper der Verbrecher, welche der Verrätherei, des Todschlags und auf den Landstraßen verübter Gewaltthätigkeiten wegen hingerichtet werden, bleiben gewöhnlich unbegraben liegen. Sie werden von wilden Thieren und Hunden verzehrt, welche sogar mit Stücken davon nach Gondar, der Hauptstadt Abyssiniens, hineinlaufen **). Man sollte kaum glauben, daß Christen, die durch die sanfte und menschenfreundliche Christus-Religion gebildet sind, in der Bestrafung der Verbrecher so grausam und unmenschlich seyn könnten; man hat aber unter den gesitteten christlichen Nationen in Europa Beispiele derselben Grausamkeit, besonders bei Königsmord, gehabt, worin sie den Algierern, Marokkanern, Widahern ganz ähnlich gewesen sind, und selbst die Abyssinier übertroffen haben. Der Name der Religion kann die Sitten nicht sanft, die Denkungsart nicht weich machen. Die Erfahrung lehrt uns, daß diese Grausamkeit nur in den Ländern, wo die Religion in ihrer Reinheit gelehrt und aufs Herz angewandt wird, in eine milde Gerechtigkeit verwandelt wird, und diese Milde kann das Volk auch in diesen Ländern vertragen, ohne sie zu mißbrauchen.

Solche unmenschliche Strafen werden aber nicht blos

---

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. IV. S. 549. ff. u. S. 566.

**) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce. Th. III. B. 5. Kap. 11.

unter den wildern und rohern Völkerschaften gebraucht; sie werden auch bei Völkern gefunden, die nicht so roh und hart sind. Es ist eine höhere Kultur des Verstandes, der Sitten und der Moralität erforderlich, ehe ein Volk sich durch mildere Strafen lenken läßt, und die Fürsten müssen selbst eine solche Bildung erhalten haben, ehe sie die barbarischen Strafen ihrer Vorfahren abschaffen, und sie mit andern verwechseln, die milder und menschlicher sind. Es ist daher möglich, daß barbarische Strafen bei einem sanften und gutmüthigen Volke Statt finden können, wenn sein Fürst ein Tyrann ist; doch schließt man aus einem sanften und gutmüthigen Charakter des Volkes nicht immer richtig auf Härte und Tyrannei im Charakter des Fürsten, wenn harte und grausame Strafen beibehalten werden; denn eine natürliche Gutmüthigkeit kann bei demselben Volke mit einem hohen Grade von Rohheit verbunden seyn.

So scheinen die Maratten ein ganz gutmüthiges Volk zu seyn, wenigstens sind sie sehr duldsam gegen fremde Religiosverwandte. Diese Indianer können nicht begreifen, wie es möglich ist, Andere blos spekulativer Meinungen wegen zu verfolgen. Man findet daher in ihrer Hauptstadt Punah verschiedene Moscheen und eine christliche Kirche, so daß beide Glaubensgenossen ungehindert ihren Gottesdienst halten können. Diese Duldsamkeit verräth doch eine gute Denkungsart, und nichts desto weniger sind sie in ihren Strafen grausam. Einem Missethäter Nase und Ohren abzuschneiden, ist etwas ganz Gewöhnliches. Wenn sie aber jemanden am Leben strafen wollen, haben sie vielerlei Art, ihn zu strafen, ersonnen, z. B. den Verurtheilten von einem Elephanten so lange herumschleppen zu lassen, bis er stirbt; den Kopf des Verbrechers in einen Sack zu stecken, und ihn mit einem Hammer zu zermalmen. Die allgemeinste Todesstrafe ist aber die, dem Verbrecher Arme und Beine abzuhauen, und ihn in diesem Zustande liegen zu lassen, bis er den Geist aufgiebt. Die

Braminen haben zwar das Recht, daß ihr Blut nicht vergossen werden darf; man hat aber andere Todesstrafen für sie ersonnen, die weit härter sind, als den Kopf zu verlieren, z. B. sie in Tuch zu wickeln, das in Oel getränkt ist, und sie so zu verbrennen, oder ihren Körper so lange in kaltes Wasser zu halten, bis er aufzuschwellen anfängt, worauf der Tod sich gleich einzustellen pflegt.*)

Die Congo-Neger sollen auch sehr sanftmüthig seyn; aber bei der Hinrichtung eines Missethäters verläßt sie dieser sanfte Charakter. Ist ein Missethäter zum Tode verurtheilt, so wird er dem Volke Preis gegeben, das auf ihn losfährt, und ihn im eigentlichen Sinne zerreißt. Darauf sammeln sie seine Glieder, legen sie an einen Palmbaum, und lassen sie da, den Raubvögeln zur Nahrung, liegen.**) Man sieht aus diesen Beispielen, daß ein Volk, obgleich es von Natur etwas Sanftes und Gutmüthiges in seinem Charakter hat, doch zur Grausamkeit in seinen Strafen geneigt seyn könne, so lange es nicht durch Kultur aus dem Stande der Rohheit herausgekommen ist. Wir sehen dieses bei unsern rohen, gemeinen Leuten. Mit welcher Grausamkeit können sie einen Dieb mißhandeln, da sie doch wissen, daß er von der Obrigkeit die gebührende Strafe bekommt; und obgleich sie ein wenig Kultur erhalten haben, so sind sie doch größtentheils zu weit zurück, um mit Schaudern eine Hinrichtung anzusehen. Das Gefühl der Neugier ist ohne Zweifel größer, als das Gefühl des Mitleidens. Eine Art Verfeinerung der Denkungsart und der moralischen Gefühle ist nothwendig, um bei den Martern der Menschen nicht hart und gefühllos zu seyn.

So haben die Einwohner von Korea wirklich einige Kultur; sie haben aber doch eine Grausamkeit in ihren Stra-

---

*) Bemerkungen über die Maratten, von W. H. Tone, in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. III. S. 240.

**) Voyage de la côte occidentale d' Afrique, par de Grandpre; in den allgem. geograph. Ephemeriden. B. VIII. S. 33.

sen, welche zeigt, daß viel Rohheit in ihrem Charakter geblieben ist. Ein Mann hat z. B. das Recht, seine Frau des Ehebruches wegen hinzurichten, wenn er die That beweisen kann. Wenn ein Herr seinen Leibeigenen erschlägt, so wird es ihm als kein Verbrechen angerechnet, ob es gleich einer geringen Ursache wegen geschieht. Der Todtschlag wird sonst folgendermaßen bestraft. Erstlich tritt man dem Verbrecher lange auf dem Leibe herum. Hernach gießt man ihm Weinessig, womit ein verfaulter Leichnam abgewaschen worden ist, mit einem Trichter in den Hals. Wenn er nun voll ist, so schlägt man so lange mit Prügeln auf seinen Bauch los, bis er berstet. Diebe werden zu Tode getreten, und so erschrecklich diese Strafe auch ist, so sind dennoch die Koreaner sehr zum Stehlen geneigt. Man sieht hieraus, daß eine strenge Strafe nicht hinlänglich ist, den Verbrechen vorzubeugen. Die Engländer stehlen aus den Taschen der Zuschauer, während sie sehen, wie andere des Diebstahls wegen erhenkt werden. Wenn ein verheiratheter Mann dem Weibe eines andern beiwohnt, und auf der That ergriffen wird, so wird er am Leben gestraft. Das Grausamste dabei ist aber dies, daß der Vater des Missethäters, wenn er lebt, oder sonst einer von seinen nächsten Anverwandten, die Stelle des Scharfrichters vertreten muß. Diejenigen, die nicht zu rechter Zeit bezahlen, was sie schuldig sind, werden monatlich zwei bis drei Mal auf die Schienbeine geprügelt, und dies geschieht so lange, bis sie Mittel finden, ihre Schulden zu bezahlen. Sterben sie, ehe sie ihre Gläubiger befriedigt haben, so müssen ihre nächsten Anverwadten für sie bezahlen, oder dieselbe Strafe erdulden. Welche Barbarei! Aber darum ist auch ein Gläubiger in Korea gewisser, daß seine außenstehenden Geldsummen ihm bezahlt werden, als wir mit unserm Stempelpapier, Siegel, Unterschrift und Caution. Die gelindeste Strafe in diesem Lande besteht in Prügeln auf den Hintern oder auf die Waden, und dies wird nicht für schimpflich gehalten, weil es etwas sehr Gewöhnliches ist, und man

oftmals damit bestraft wird, wenn man nur ein unrechtes Wort geredet hat.*)

Die Perser haben ebenfalls viel Kultur in ihren Sitten. Sie sind höflich, gastfrei, voller Komplimente gegen andere, haben auch einige Kunstkultur; ihre Strafen sind aber doch grausam. Diebstahl wird gemeiniglich mit dem Verluste der Nase und der Ohren bestraft; Straßenraub aber dadurch, daß man den Bauch des Verbrechers aufschneidet. In diesem Zustande wird er dann auf einem öffentlichen Platze der Stadt, an einem Galgen, zur Schau ausgestellt, und so lange daran gelassen, bis er unter Martern den Geist aufgibt. Uebrigens sind, nach Franklins Berichte, die Strafen in diesem Lande so mannigfaltig und so grausam, daß die Menschheit schon bei dem Gedanken daran schaudert.**)

Solche Strafen zeigen, daß dies Volk oder seine Beherrscher noch sehr roh seyn müssen. Ein Volk kann aber Kunstkultur haben, und doch in Ansehung der Kultur des Verstandes, der Denkart und der Moralität sehr roh seyn. Kultur der Kunst und der Moralität sind nicht immer mit einander vereinigt.

Hietzu kann noch die Knute der Russen gerechnet werden, eine Strafe, die sehr grausam ist, wenn sie im höchsten Grade ausgeübt wird. Diese Strafe, die verschiedene Grade hat, wird folgendermaßen ertheilt. Ein starker Mann hebt denjenigen, der geknutet werden soll, auf seinen Rücken. Ein anderer bindet ihm die Füße mit einem Stricke zusammen, welcher denjenigen, der ihn trägt, zwischen die Schenkel geht. Auf diese Art wird er so fest gehalten, daß er sich nicht rühren kann, und ist bis auf den halben Leib entkleidet. Hierauf gibt der Scharfrichter ihm die Knute, die ein Riemen von einer trockenen, unge-

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. VI. S. 607.

**) Franklins Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach Persien. S. 62.

sparsamer mit diesen Opfern um, weil es ihnen vortheilhafter ist, sie zu verkaufen. Jetzt verkaufen sie die gesunden Sklaven und Kriegsgefangenen; blos die Erwachsenen und Schwächlichen, für welche sie nicht viel erwarten können, opfern sie den Göttern *). So ward auch, ehe der Handel mit Menschen unter den wilden und rohen Völkerschaften bekannt wurde, in den Kriegen dieser Völker mehr Blut vergossen. Männer, Weiber und Kinder beiderlei Geschlechts wurden ohne Barmherzigkeit niedergemacht und die Gefangenen unter den grausamsten Qualen zu Tode gemartert. Jetzt bringt es diesen barbarischen Menschen größeren Vortheil, ihre Gefangenen zu verkaufen, als sie niederzuhauen oder zu martern, welches ihnen nur ein kurzes Vergnügen gewährt.

Dies ist die eine Seite des Sklavenhandels, die in so fern der Menschheit vortheilhaft zu seyn scheint, weil viel Menschenblut dadurch geschont wird. Lasset uns aber jetzt die Sache umkehren und sie von der andern Seite betrachten. Man sagt, daß die Wilden jetzt eher suchen, ihre Feinde gefangen zu machen, als sie niederzuhauen. Daß sie aber die Gefangenen, die sie im Kriege machen, verkaufen können, hat dies zur Folge, daß sie jetzt weit mehrere Kriege führen. Dem Berichte Carvers zufolge tödten die nordamerikanischen Wilden nicht alle ihre Gefangenen, sondern schenken einigen von ihnen das Leben und machen sie zu Sklaven. Die katholischen Missionäre, den rühmlichen Gedanken hegend, durch Menschenverkauf vielen Grausamkeiten vorzubeugen, brachten sie auf den Gedanken, ihre Gefangenen zu verkaufen; daraus folgte aber, daß sie, statt wie vormals blos zur Befriedigung ihrer Rachgier und ihres Stolzes Kriege zu führen, jetzt aus Gewinnsucht Kriege führen, um Gefangene zu machen, die sie gegen hitzige Getränke vertauschen, welche sie sehr lieben und auf

*) Abhandlung über die Einwohner des Königreichs Benin, von Palisot-Beauvois in den allgemeinen geographischen Ephemeriden. B. VII. St. V. S. 419. ff.

Kosten ihrer Feinde [illegible] zu erhalten suchen *). Es wird also, in Ansehung des Blutvergießens, durch den Sklavenhandel nicht viel gewonnen; denn wenn auch in jedem einzelnen Kriege weniger Blut vergossen wird, so führen sie desto häufiger solche kleine Kriege. Sie kriegen aber jetzt nicht mehr, um sich gegen diejenigen, die sie angreifen, zu vertheidigen, sondern greifen nun friedliche Nachbarn aus bloßer Gewinnsucht an, um Gefangene zu machen, die sie als Sklaven verkaufen können. Zu welchen Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten werden die rohen Völker durch diesen schändlichen Handel verleitet, der von den kultivirten Völkern ihnen geöffnet worden ist!

Allein dieser Handel verleitet die rohen Völker nicht nur zu gegenseitigen Kriegen und zu dem Blutvergießen, das mit dem Kriege immer verbunden seyn muß, so sehr jede Partei auch sucht, lieber Gefangene zu machen, als seinen Feind niederzuhauen; denn es ist natürlich, daß keiner sich gefangen gibt, ohne sich zu vertheidigen; sondern er verleitet auch diese rohen Menschen zu vielen unmoralischen Handlungen, welche sie wohl sonst nicht würden begangen haben.

Die Mingrelier verdienten hier kaum eine Erwähnung, weil sie in allen Rücksichten ein sehr unmoralisches Volk sind. Sie setzen ihren größten Ruhm darein, stehlen zu können, und derjenige, der hierin den andern übertreffen kann, wird hoch geachtet. Meuchelmord, Todtschlag und Lügen werden bei ihnen große Handlungen genannt. Ehebruch, Hurerei und alle Arten von Unzucht halten sie für Tugenden. Der eine schämet sich nicht, die Frau des andern zu entführen. Sie heirathen ihre nächsten Blutsverwandten, ohne sich ein Gewissen darüber zu machen. Viele haben zwei bis drei Weiber und überdies eine Menge Beischläferinnen. Sie haben den Grundsatz, daß es erlaubt sey, ein neugebornes Kind zu tödten, wenn sie kein Vermögen haben, es zu ernähren, und einen Kranken, wenn sie

*) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 9.

ihm seine Gesundheit nicht verschaffen könnte. Sie können weidlich trinken und übertreffen, nach Chardin, darin sowohl die Deutschen, als auch die nordischen Völker. In ihren Gesellschaften machen Erzählungen von Diebstahl, Schlägerei, Kriegen, Mordthaten und Sklavenverkauf ihre Unterhaltung aus. Die Unterredungen der Weiber sind gewöhnlich sehr unanständig. Sie mischen darein allerhand verliebte Schweinereien und leichtsinnigen Scherz. Wie die Eltern sind, so werden die Kinder, weil sie früh zu allerlei Gottlosigkeit angeführt werden. Von einem so verdorbenen und in jeder Rücksicht abscheulichen Volke ist wohl auch die Abscheulichkeit zu erwarten, daß sie Menschen verkaufen. Was man aber doch so leicht nicht erwarten sollte, ist dies, daß ihre Gewinnsucht sie zu Grausamkeiten gegen ihre eigenen Verwandten verleitet, die allen Glauben übersteigen; denn sie suchen nicht nur Gelegenheit, um ihren Untergebenen ein Verbrechen aufzubürden, um sie nebst Weibern und Kindern verkaufen zu können; sondern entführen auch zu dem Ende die Kinder ihrer Nachbarn, ja sie verkaufen sogar ihre eigenen Kinder, Weiber, Mütter, und alles dieses thun sie, nicht aus Zorn oder aus Rache, sondern blos aus Gewinnsucht *).

Allein von solchen Menschen könnte man vielleicht solche unmenschliche Handlungen erwarten. Von den Cirkassiern sollte man sie aber nicht erwarten. Diese scheinen doch ein gutmüthiges Volk zu seyn. Sie sind sehr gastfrei und erlauben nicht, daß ein Fremder für sich, für seinen Bedienten, oder für seine Perde das geringste bezahlt. Sie zanken sogar darüber, wer die Ehre haben soll, den Fremden zu bewirthen. Wenn sie selbst reisen, führen sie keinen Vorrath mit sich, sondern sind allenthalben, als wenn sie zu Hause wären. Menschenverkauf aber ist ihre wichtigste Einnahme. Sie schleppen nicht allein auf ihren Streifzügen Menschen mit sich fort, um sie zu verkaufen, sondern tragen auch

*) Chardins Reise nach Persien; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. V. S. 516. ff.

kein Bedenken, selbst ihre eigenen Kinder, besonders ihre Töchter, an die Türken und Perser zu verkaufen. Diese Unglücklichen lassen sich auch ohne das geringste Mißvergnügen verkaufen, und verlassen mit Freude ihre Eltern und Verwandten, in der Hoffnung, in die Serails der Vornehmen zu kommen, und daselbst prächtig geputzt zu werden *). Erreichen sie aber auch dies eingebildete Glück, in diese Gefängnisse eingeschlossen zu werden, so bleibt ihr Schicksal doch immer traurig, was jeder einsieht, der aus der Geschichte die Lage dieser Frauenzimmer nur oberflächlich kennet.

Die Einwohner von Banchella, einer von den Sundainseln, verkaufen zwar ihre Weiber nicht, richten sie aber ab, Fremde zu ihren Umarmungen zu verführen; und wenn die Männer nun diese Fremden auf frischer That überraschen, so nehmen sie sie gefangen und verkaufen sie als Sklaven, ohne Rechenschaft davon zu geben **).

Dieser Handel mit Menschen gibt aber nicht allein Anlaß zu dergleichen unmoralischen Handlungen unter den rohen Menschen, die ohnedem in diesem Stücke keinen Begriff von Moralität haben, sondern verleitet sie auch zu sehr grausamen und unmenschlichen Handlungen, wovon ich zwei Beispiele anführen will.

Die meisten Processe unter den Negern in Guinea entstehen aus Schuldforderungen. Wenn ein Neger einem andern eine gewisse Summe leihet, die er zu einer bestimmten Zeit bezahlen soll, und es nicht thut, so läßt der Gläubiger sie noch einmal so lange stehen, als der Schuldner sie gehabt hat; und dann kommt er und verlangt nichts weniger, als das Kapital mit hundert pro Cent. Kann der Schuldner noch nicht bezahlen, so ist das Kapital in gleicher Zeit mit den Zinsen wieder auf hundert pro Cent gestiegen, und so fort. Sieht der Gläubiger, daß er allein nicht mit seinem Schuldner aus-

*) Gegenwärtiger Staat von Arabien, von Salmon. S. 148. ff.

**) Marolla's Reise nach Afrika; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. IX. S. 551.

kommen kann, so gibt er die Sache bei den Aeltesten an. Und wird ihm auch hier die Sache nicht schnell genug entschieden, so nimmt er, ohne weitere Umstände, so viele von den Anverwandten des Schuldners, die diese Schuld werth seyn können, und thut ihm kund, daß er sich innerhalb einiger Tage mit der Zahlung einfinden müsse, weil widrigenfalls diejenigen, die er zu Gefangenen gemacht hat, verkauft werden. Diese Unmenschlichkeit geht sogar so weit, daß, wenn der Gläubiger in einem andern Dorfe wohnt, und Leute aus dem Dorfe des Schuldners dort hinüber kommen, er auch diese zur Schadloshaltung nimmt, sie mögen Verwandte oder Bekannte des Schuldners seyn oder nicht, welches grausame Verfahren nicht selten ernstliche Kriege zwischen ganzen Stämmen veranlaßt *).

Sollte dies noch nicht genug seyn, um die Abscheulichkeit und grausamen Folgen des Menschenverkaufs zu zeigen, so will ich unter vielen Beispielen hiervon noch eins von Dar-Kulla anführen, einer Landschaft, die südwestlich von Darfur liegt. Die Sklaven werden hier entweder von den Sklavenjägern mit Gewalt weggenommen, oder als Leute verkauft, die für gewisse Vergehungen büßen. Wenn nämlich ein Einwohner dem andern nur das allergeringste entwendet, und es kömmt heraus, so wird der Thäter dadurch bestraft, daß man seine Kinder oder sonstige junge Anverwandte zur Sklaverei verurtheilt. Wenn jemand bemerkt, daß ein Anderer nur den Fuß in sein Kornfeld gesetzt hat, so ist er berechtigt, einige Zeugen herbei zu rufen und ihn bei seiner Ortsobrigkeit im Wege Rechtens zu belangen. Dies hat die gewisse Folge, daß man den Sohn oder die Tochter, den Neffen oder die Nichte des Verbrechers sogleich beim Kopfe nimmt und als Sklaven behandelt. Da sich dergleichen Zufälle fast täglich ereignen, so ergibt sich von selbst, daß die Anzahl der Sklaven in eben dem Verhältnisse zunimmt. Wenn jemand in Geschäften ausgeschickt wird und seinen Auftrag nicht gehörig besorgt, so hat er dieselbe

*) Iserts Reise nach Guinea. Brief 8.

Strafe zu gewärten. Ja, was noch mehr ist: wenn eine vornehme Standesperson stirbt und die Angehörigen derselben die Ursache ihres unvermutheten Ablebens nicht errathen können, so heißt es, sie sey von jemand behext worden. Um nun den Thäter heraus zu bringen, müssen die ärmern Einwohner, sie mögen nahe oder fern seyn, ihre Unschuld dadurch erhärten, daß sie einen gewissen Trank zu sich nehmen. Wenn dann die vermeintlichen Kennzeichen des verübten Verbrechens zum Vorschein kommen, so wird der angebliche Thäter entweder zum Tode verurtheilt, oder als Sklave verkauft *).

Aus diesen wenigen Nachrichten erhellet, wie grausam die wilden und rohen Völker mit ihres gleichen verfahren, und wie wenig sie ihre Mitmenschen achten. Es darf uns auch nicht wundern, wenn sie, die nach dem, was ich oben von ihnen berichtet habe, auf eine so grausame Art ihre Mitmenschen behandeln, sie auch verkaufen können. Aber das, worüber man sich wundern muß, ist dies, daß gesittete Völker, die den Werth und die natürlichen Rechte des Menschen kennen, diese Barbarei unter den rohen Völkern dadurch unterstützen können, daß sie ihnen ihre Mitmenschen abkaufen und sie nachher wie Thiere behandeln, vielleicht kaum mit der Milde, womit sie ihre Hausthiere behandeln. Wenn man sagen wollte, daß sie, falls man sie nicht kaufte, doch von andern würden gekauft werden, so ist dies das nämliche, als wenn man aus dem Grunde gestohlene Sachen kaufen wollte, weil andere sie sonst kaufen würden. — Wenn man mit Wahrheit behaupten könnte, daß man durch den Ankauf der Menschen sie aus dem Stande der Wildheit zöge, ihnen gesunde Begriffe in der Religion beibrächte, moralische Gefühle bei ihnen erweckte, ihren Verstand entwickelte, ihnen die natürlichen Rechte des Menschen schenkte und sie als Mitmenschen behandelte, so wäre es möglich,

*) Brown's Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 1. S. 362.

allmählich treue und gute Bürger aus ihnen zu erhalten, und es würde dann für sie und ihre Nachkommen ein Glück seyn, daß sie durch ihre Verkaufung in die Staaten kultivirter Nationen kamen. Aber wie viel geschieht von dem Allen? Geschähe alles dies, so könnte man sie nicht mehr wie Lastthiere behandeln, und dazu werden sie gekauft. Als solche werden sie auf ihrer Ueberfahrt auf den Schiffen, als solche überhaupt an den Orten behandelt, wo sie verkauft werden. Wie menschenfreundlich hat daher die dänische Regierung gehandelt, die den ersten Schritt zur Abschaffung eines Handels machte, der für den Käufer eben so schimpflich, als für den Verkäufer ist.

Kap. 16.

Menschenfresserei.

Daß der eine Mensch den andern verkauft, ist grausam. Daß der eine den andern tödtet, ohne durch Selbstvertheidigung dazu gezwungen zu seyn, ist thierisch; aber daß der eine den andern frißt, das kann selbst das Thier nicht thun. Nur wenige Thiere giebt es, die ihre eigene Gattung fressen. Sie können in der Erbitterung einander zerreißen; sie fressen aber einander nicht. Das kann der Mensch thun. — Die Wilden sehen zwar alle diejenigen, die nicht zu ihrem Stamme gehören, und nicht ihre Sprache reden, für solche an, denen sie keine Pflichten schuldig sind, und an welchen es nicht allein rechtmäßig, sondern auch rühmlich ist, die größten Grausamkeiten zu verüben. Aber, daß solche Menschen doch ihres gleichen sind, davon muß der bloße Anblick sie überzeugen können. Man sollte daher billig glauben, daß sie denselben natürlichen Widerwillen, wie das Thier, dagegen fühlen müßten, andere ihres gleichen zu fressen; diesen Widerwillen verspürt man aber bei den wilden Völkern nicht. Ohne Zweifel muß ihre rasende,

allen wilden Völkern eigne Rachgier diesen natürlichen Widerwillen erst überwunden haben. Sie fielen einander als wilde Thiere an; in der Wuth ihrer Rachgier tödteten und zerrissen sie ihre Feinde, und in derselben Wuth fraßen sie sie. Allmählich, als sie durch die Gewohnheit keinen Widerwillen gegen solche Nahrung fühlten, fingen sie, erst aus Bedürfniß, und nachher aus Geschmack, an, Menschenfleisch zu essen. Ich will dies aus der Geschichte beweisen.

Daß eine wilde, thierische Rachgier von den ältesten Zeiten her die erste Ursache des unter den Wilden eingeführten abscheulichen Gebrauchs, Menschenfleisch zu essen, seyn müsse, vermuthe ich theils daraus, daß die Wilden keine andere, als ihre Feinde, fressen, theils aus dem eigenen Geständnisse dieser Wilden, daß sie das Fleisch ihrer Feinde in keiner andern Absicht essen, als um ihre Rache zu zeigen. — So findet man es bei den Caraiben. Diese sind wirklich ein gutmüthiges Volk. Sie sind friedlich, und leben mit einander in der größten Einigkeit, weswegen auch Streitigkeiten unter ihnen etwas Seltenes sind. Sie haben eine angeborne Achtung für ihre alten Landsleute, und hören sie mit Aufmerksamkeit an. Die Jüngern folgen auch gemeiniglich ihrem Rathe; sie besuchen Weiber oder Mädchen nicht, ehe sie verheirathet sind. Männer und Weiber sind von Natur keusch, welches unter den Wilden eine seltene Tugend ist. Sie sind auch höflicher, als man solchen Menschen, die für Wilde gehalten werden, zutrauen sollte. Sie haben auch einen Abscheu vor Raub und Diebstahl. — Sollte man wohl glauben, daß diese Menschen, die eine so gütige, sanfte Gemüthsart haben, Menschenfresser wären? Und das sind sie doch. Sie essen aber nur das Fleisch ihrer Feinde, und behaupten, daß sie es thun, nicht um sich zu nähren, sondern um dadurch sich an ihnen zu rächen. *) Die Rachsucht ist also bei ihnen die Ursache dieser unmenschlichen, ja unthierischen Handlung,

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. B. 5. Hauptst. 15. Absch. 14.

die wahrscheinlich eine Sitte ihrer Vorfahren ist, die wilder als ihre Nachkommen gewesen sind.

Die Battas auf Sumatra essen auch Menschenfleisch, nicht aber um den Hunger zu stillen, oder aus Mangel an andern Nahrungsmitteln, sondern blos als eine Art von Ceremonie, theils um ihren Abscheu gegen das Laster durch eine schmähliche Strafe an den Tag zu legen, theils um eine schreckliche Rache an ihren Feinden zu nehmen. Die Gegenstände dieser unmenschlichen Mahlzeiten sind keine anderen, als im Kriege gemachte Gefangene und Missethäter, die großer Verbrechen überwiesen sind. Erstere können ausgelöset werden, weshalb sie auch lange mit ihrer Hinrichtung warten; und die letztern werden nur um das Leben gebracht, wenn ihre Verwandten nicht achtzig spanische Thaler für sie bezahlen können. Wenn dies nicht geschieht, so wird das unglückliche Schlachtopfer, es mag ein Kriegsgefangener oder ein Verbrecher seyn, an einen Pfahl gebunden. Das versammelte Volk wirft seine Lanzen nach ihm, und sobald er tödtlich verwundet ist, laufen sie wüthend hin, schneiden Stücke aus seinem Leibe mit ihren Messern, tauchen sie in eine Schüssel mit Salz und Citronensaft, rösten sie ein wenig über einem Feuer, das zu diesem Zweck bereitet wird, und verzehren sie darauf. Zuweilen — vermuthlich nachdem ihre Rachgier groß ist — verzehren sie den ganzen Körper, und man hat Beispiele, daß sie sogar mit den Zähnen das Fleisch abgerissen haben.*) Diese könnte man mit Recht wilde, thierische Menschen nennen, wenn sie nicht dadurch, daß sie andere Menschen essen, tief unter die Thiere herabgesunken wären.

Neben diese Unmenschen können die Einwohner von Brasilien gesetzt werden. Sie fressen, wie die oben erwähnten, ihre Feinde nicht blos aus Rache, sondern wollen auch, so lange wie möglich, das Andenken dieser Rache

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 385. ff.

erhalten. Sie essen daher das Fleisch ihrer Feinde nicht auf einmal, sondern schneiden es in Stücke, und hängen es in den Rauch. Von diesen Stücken essen sie einen Tag ein Stück gekocht und den andern gebraten.*) Die gesitteten Völker erhalten das Andenken ihrer Siege dadurch, daß sie die blutige Rache besingen, die sie an ihren Feinden genommen haben; die Wilden dadurch, daß sie ihre erschlagenen Feinde räuchern, damit sie sich über das Andenken ihrer Rache um so viel länger freuen können.

Nachdem die Wilden, durch ihre thierische Rachgier, ihren natürlichen Widerwillen gegen Menschenfleisch überwunden hatten, fingen sie auch an, es aus Bedürfniß zu essen. Davon sind die Neuseeländer ein Beispiel. Diese Wilden, welche die nördlichen und sanftern Gegenden von Neuseeland bewohnen, fressen ihre Feinde nicht aus Hunger, denn sie haben Nahrungsmittel in Ueberfluß, sondern blos aus Rache. Sie leben beständig in Furcht vor einander. Jeder Stamm glaubt, er habe eine unverzeihliche Beleidigung von einem andern Stamme erlitten, und lauert unablässig auf eine Gelegenheit, sich zu rächen. Oft verstreichen Jahre, ehe sich eine günstige Gelegenheit darbietet; allein so lange es auch dauern mag, so vergißt der Sohn eine dem Vater zugefügte Beleidigung nie, und die Rache, so lange sie auch aufgeschoben wird, bleibt am Ende doch nie aus. Gewöhnlich führen sie ihre mörderischen Anschläge zur Nachtzeit durch einen Ueberfall aus. Werden sie vor der Ausführung ihres Unternehmens entdeckt, so schleichen sie gewöhnlich in der Stille wieder davon. In ihren Kriegen werden nie Gefangene gemacht, und eben so wenig kann der Ueberwundne Gnade erwarten. Siegen sie, so wird alles ohne Unterschied, Weiber und Kinder, niedergemacht. Alsdann bleiben sie entweder gleich auf der Stelle und verzehren die Erschlagenen, oder sie schleppen so viel, als sie

*) Magelhans Reise um die Welt, von Pigafetta; in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel. Thl. IV. S. 13.

wegbringen können, nach ihren Wohnungen und fressen sie dort. Diese Grausamkeit ist um so viel größer, da, nach ihrem Glaubenssystem, die Seele eines Menschen, dessen Körper die Feinde verzehrt haben, zu einem ewigen Feuer verurtheilt wird, indeß die Seelen, deren Leiber ihren Feinden entrissen werden, oder die eines natürlichen Todes sterben, in die Wohnungen der Götter hinaufsteigen. Nach ihren Religionsprincipien soll also ihre Rache sich nicht allein auf diese, sondern auch auf die künftige Welt erstrecken. — Wenn sie mehrere Feinde erschlagen haben, als sie verzehren oder wegbringen können, so werfen sie sie in die See, ihre Freunde hingegen, die in der Schlacht gefallen sind, begraben sie in die Erde.*)

Allein, so wie die nördlichen Neuseeländer ihre Feinde aus Rache fressen, so scheint es, als wenn diejenigen, welche die südlichen und kältern Gegenden bewohnen, sie aus Bedürfniß fressen. Ihre Nahrung besteht vorzüglich in Fischen; diese sind aber nicht immer in hinlänglicher Menge vorhanden. Sie haben in ihrem Lande weder Schafe noch Ziegen, weder Schweine noch Ochsen. Zahmes Geflügel haben sie nicht, und das wilde wissen sie nicht in solchem Ueberfluß zu fangen, daß es zu ihrem Unterhalte hinlänglich seyn kann. Wenn Einige ihrer Lage, oder anderen Ursachen wegen, den Fischfang nicht benutzen können, so haben sie, in Ermangelung dessen, nichts anders, als Hunde und einige Wurzeln; und wenn dies sogar ihnen fehlt, so wird die Hungersnoth groß. Daraus entstehen ohne Zweifel ihre Kriege. Sie scheinen von Natur gutmüthig zu seyn. Sie begegnen einander in demselben Stamme äußerst zärtlich und liebreich; der eine Stamm ist aber beständig im Kriege mit dem andern begriffen. Sie schenken niemals ihren Feinden das Leben; wenn sie sie erschlagen haben, so fressen sie sie. Dieser barbarische Gebrauch scheint

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. I. S. 147. ff.

bei ihnen blos eine Folge der Hungersnoth zu seyn.*)
Wenn der Mensch aber erst seinen Mitmenschen frißt, um
den Hunger zu stillen, so wird er allmählig dieser Nahrung
gewohnt. Der natürliche Widerwille dagegen wird unter-
drückt, und was man zuerst aus Nothwendigkeit gethan
hat, das thut man zuletzt aus Wohlgeschmack. Das Men-
schenfleisch wird nun ein Leckerbissen.

Solche Menschenfresser findet man in Montanna
Real, einem grossen Landstrich im südlichen Amerika, der
gegen Osten an Brasilien gränzet. Dieses Land wird von
vielen Völkerschaften und besondern Stämmen bewohnt.
Einige von diesen Stämmen machen es zu ihrer vornehmsten
Beschäftigung, Menschen zu tödten, deren Fleisch sie
fressen, und nur in Ermangelung dessen nähren sie sich von
Fischen. Einige fressen ihre todten Freunde, und glauben,
daß sie ihnen dadurch eine grosse Ehre und Wohlthat erwei-
sen. Sie bestreuen daher auch ihre Speisen mit ihrer Asche.
Nichts desto weniger zeichnen sie sich durch Geselligkeit und
Menschlichkeit aus. Es muß also blos dieser Wahn seyn,
der sie zu Menschenfressern macht. Es giebt aber andere
Stämme, denen nichts leckerer schmeckt, als Menschen-
fleisch. Zu dem Ende salzen sie es ein und trocknen es in
der Sonne. Diese sind ganz wild. Ihr größter Schmuck
ist ein Halsband, welches sie von den Herzen ihrer erschla-
genen Feinde machen.**)

Das nämliche ist auf die Battas, die ich oben erwähnt
habe, anwendbar. Sie fressen ihre Feinde nicht blos aus
Rachgier, sondern auch um des Wohlgeschmackes willen. Sie
ziehen Menschenfleisch jeder andern Speise vor, und spre-
chen mit besonderer Entzückung von den Fußsohlen und fla-
chen Händen, als herrlichen Leckerbissen. Sie wunderten

---

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte
der neuesten Reisen um die Welt. B. III. S. 279.

**) Beschreibung der Montanna-Real; in Zachs monatlicher
Correspondenz. Mai 1801. S. 456 ff.

sich sehr, daß die Europäer ihre Gefangenen nicht tödteten, und noch weniger äßen. *)

Ich habe oben gezeigt, daß die Wilden aus Rachgier ihre Feinde fressen, die sie im Kriege zu Gefangenen gemacht haben; am Nutkasund fressen sie aber auch ihre Sklaven blos des Wohlgeschmackes wegen. Die Anwohner sind von Natur ein gutmüthiges Volk. Sie beleidigen keinen, und begegneten überhaupt den Engländern eben so höflich, als sie sich gegen einander freundschaftlich betrugen. Sie schienen auch ziemlich richtige Begriffe von Recht und Unrecht zu haben; denn sie waren dreist und zuversichtlich, wenn sie Recht hatten, ängstlich dagegen, wenn sie wußten, daß das Recht nicht auf ihrer Seite sey. Wenn sie auf einer bösen That ergriffen wurden, so zeigten sie augenscheinliche Proben von Schaam, und unter einander ließen sie es an Wohlwollen und Freundlichkeit nicht fehlen. Allein, dieses gutmüthigen Wesens ungeachtet waren sie doch Menschenfresser. — Ein gewisser Maquilla hatte eine so heftige Begierde nach Menschenfleisch, daß er jeden Monat einen Sklaven schlachten ließ, um diese unnatürliche Lust zu befriedigen. Dieß ging folgendermaßen zu. Dieser Mann hatte eine große Menge Sklaven. Wenn der Tag kam, an welchem er ein solches Gastmal anstellen wollte, ließ er eine gewisse Anzahl Sklaven in seinem Hause zusammen kommen, wo er sich sein Opfer auf folgende Art aussuchte. Die Unterbefehlshaber, die zu der Mahlzeit eingeladen waren, verrichteten die Vorbereitungs-Ceremonien, die darin bestanden, daß sie Kriegslieder sangen, um ein Feuer tanzten, und es dadurch unterhielten, daß sie Oel darein gossen. Maquilla ließ sich dann die Augen zubinden, und suchte einen von den Sklaven zu fangen. Es währte auch nicht lange, daß er einen ergriff, der sogleich umgebracht wurde. Der todte Körper ward in Stücke geschnitten, und die Por-

*) Auszüge aus verschiedenen Briefen des Herrn Millees; in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel, Th. I. S. 27.

tionen gleich ganz warm unter die Gäste vertheilt, und die übrigen Sklaven, welche diesmal diesem Schicksale entronnen waren, feierten indessen ihre Befreiung mit einem lauten Freudengeschrei. *)

Man sieht hieraus, daß diese Wilden blos des Wohlgeschmacks wegen Menschenfleisch essen; sie fressen jedoch nur die Sklaven, und es ist bekannt, daß Sklaven und Thiere bei den rohen Völkern gleichen Werth haben. Es wohnt aber ein Volk unweit Angola, das auf Menschenfleisch dermaßen erpicht ist, daß es seine Sklaven sowohl, als seine Freunde tödtet, um sie zu fressen. Die Fleischbuden sind daher immer bei ihnen mit Menschenfleisch versehen, sie mögen Krieg oder Frieden haben **). So hat man es auch bei den Peruanern gefunden, als die Europäer ins Land kamen. In einigen Gegenden waren die Einwohner so begierig nach Menschenfleisch, daß sie nicht warten konnten, bis derjenige, der tödtlich verwundet war, starb, sondern sein Blut, das aus der Wunde floß, mit der größten Begierde tranken, welches sie auch wiederholten, wenn sie den Körper in Stücke hieben. Sie hielten öffentliche Menschenfleischmärkte. Die gefangenen Frauenzimmer brauchten sie als ihre Weiber, und unterhielten die Kinder, die sie mit ihnen erzeugten, bis sie dreizehn oder vierzehn Jahre alt waren. Darauf schlachteten sie dieselben und aßen sie, und wenn die Mütter keine Kinder mehr gebären konnten, so mußten sie das nämliche Schicksal erfahren. Höher kann die Unmenschlichkeit wohl nicht steigen. Seine eigenen Weiber und Kinder zu essen, scheint das höchste Ziel der Grausamkeit und Unmenschlichkeit zu seyn, das nicht überstiegen werden kann. Sie gaben außerdem den Gefangenen, die sie im Kriege machten, Weiber aus ihrem Volke und aßen gleichfalls die Kinder, die aus dieser Ehe erzeugt wurden.

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Th. I. S. 273 ff.

**) Smiths Reisen und Begebenheiten; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. IX. S. 311.

Sie unterhielten also eine beständige Menagerie von jungen Kindern, welche sie, wenn sie ein gewisses Alter erreicht hatten, ohne Rücksicht auf Verwandtschaft zu nehmen, schlachteten und verzehrten. Sie schonten nicht einmal ihre besten Freunde; denn wenn jemand gestorben war, versammelten sie sich und aßen ihn gebraten oder gekocht, je nachdem er mager oder fett war. Darauf sammelten sie alle die Gebeine und begruben sie mit der größten Wehmuth in eine Felsenhöhle oder in einen hohlen Baum. Doch fand man, daß diese Begierde nach Menschenfleisch heftiger in den wärmern, als in den kühlern Gegenden war *). Man findet auch in der Geschichte mehrere Beispiele von Menschenfressern sowohl unter den warmen, als unter den kalten Himmelsstrichen, obgleich die kalten auch Beispiele dieser Abscheulichkeiten aufzuweisen haben. Was die Ursache davon ist, weiß ich nicht.

So habe ich den Ursprung dieser abscheulichen Menschenfresserei gezeigt. Der Anfang derselben war Rache, die man dadurch an seinen Feinden nehmen wollte. Zuweilen ward Hungersnoth eine mitwirkende Ursache, nachdem der natürliche Widerwille gegen Menschenfleisch durch die Gewohnheit unterdrückt worden war. Zuletzt ward Menschenfleisch ein Leckerbissen, und jetzt wurden nicht allein Kriegsgefangene, sondern auch Hausklaven, nicht allein Feinde, sondern auch Freunde das liebste Gericht bei den Mahlzeiten.

Allein nachdem der Widerwille gegen Menschenfleisch ganz überwunden worden war, findet man auch, daß die Menschen weder aus Rachgier, noch aus Bedürfniß, sondern blos aus Vorurtheilen ihre Mitmenschen gefressen haben. Man versicherte La Perousen, daß die Kalifornier weder ihre Gefangenen, noch im Kriege erschlagenen Feinde verzehrten, sondern daß sie, wenn sie Oberhäupter oder Männer von ausgezeichneter Tapferkeit in der Schlacht getödtet hatten, einige Bissen von ihrem Fleische äßen, nicht sowohl aus Haß

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von America. Thl. II. Buch II. Hauptst. V. Abschn. S. 9. 10.

und Rache, als in der Ueberzeugung, diese Rüstung würde ihren eigenen Muth erhöhen *). Es ist ebenfalls ein Vorurtheil, wornach die Einwohner von Brasilien, wenn einige von ihren Verwandten oder Freunden gefährlich krank werden, diese gleich schlachten und verzehren, in der Meinung, daß es besser sey, von ihnen, als von den Würmern verzehrt zu werden **). So hat Marco Polo auch in den Gebirgen auf Java Menschenfresser gefunden, die aus Liebe, mit Vorurtheil und Aberglauben vereinigt, ihre Freunde gleichfalls essen. Diese haben den Gebrauch, wenn einer ihrer Freunde krank ist, einen Wahrsager um sein Schicksal zu befragen. Wird der Tod ihm vorher gesagt, so tödten sie ihn und schneiden seinen Körper in Stücke. Die Stücke werden von seinen Verwandten verzehrt. Diese saugen das Mark ganz aus seinen Knochen, weil sie glauben, daß, wenn etwas zurückbliebe, Würmer daraus entstehen würden, welche, wenn sie die darin befindliche Materie verzehrt hätten, nachher zur unendlichen Qual für die Seele des Verstorbenen, aus Mangel an Nahrung verschmachten müßten. Die solchergestalt ausgesaugten Gebeine begraben sie tief in die Erde, um zu verhindern, daß sie nicht wieder aufgegraben und von den wilden Thieren verzehrt werden ***). Wer sollte glauben, daß diese Wilden für die ewige Seligkeit ihrer Freunde eine solche Sorge tragen könnten? Es ist nur Schade, daß die Mittel, die sie anwenden, der Absicht so wenig entsprechen. Wann wählen aber auch Vorurtheile und Aberglaube die rechten Mittel? Sie könnten doch wohl den Kranken erst sterben lassen, ehe sie ihn schlachteten! Aber wahrscheinlich muß einige heftige Begierde nach Menschenfleisch mit diesem Liebeswerke verbunden seyn;

*) La Perouse's Reise um die Welt, B. I.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVI. S. 376.

**) Marolla's Reise nach Afrika; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. IX. S. 342.

***) Reise des Marco Polo. Hauptst. 5.; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. III. S. [illegible]

denn sie essen nicht allein ihre kranken Verwandten, sondern das Fleisch gesunder, fremder Reisender schmeckt ihnen eben so gut, wenn sie ihnen in die Hände fallen.

So habe ich den Menschen in seiner tiefsten Entehrung geschildert, wie er nicht blos zum Thiere geworden, sondern sogar tief unter das Thier herabgesunken ist. Ich will diese Abhandlung mit einem Zuge des Charakters der rohen Menschen schließen, der sie von einer bessern Seite zeigt, obgleich diese auch nicht ganz ohne Flecken ist.

Kap. 17.

Gastfreiheit.

Gastfreiheit ist sehr allgemein unter den rohen, selbst unter den wilden Völkerschaften. Sie wird in allen Welttheilen, unter den kältern und den wärmern Himmelsstrichen, doch häufiger unter den wärmern gefunden. — Da das Menschengeschlecht nothwendig einen Anfang haben muß; (denn eine Reihe zurückgehender Generationen, ohne daß eine die erste gewesen ist, läßt sich durchaus nicht denken. Eine ewige Zeit ist meinem Verstande ein Widerspruch;) so muß es ihn ohne Zweifel unter einem sanften und fruchtbaren Himmelsstriche genommen haben. In einem kalten und unfruchtbaren Klima würde der Mensch vor Hunger und Kälte bald wieder untergegangen seyn, da er die Mittel noch nicht kannte, sich seine Nahrung zu verschaffen, oder sich gegen die Gewalt der Witterung zu schützen.

Anfangs hatte der Mensch wenig oder kein Eigenthum. Die fruchtbare Natur war allen gemein und für alle hinlänglich. Wenn die Erzeugnisse der Natur anfingen, an einem Orte abzugehen, zog man anderswo hin. Die ersten Menschen führten daher ein wanderndes Leben, und jeder Hausvater zog seines Weges mit seiner Familie. In diesem Stande der Natur, wo jede Familie für sich abgesondert lebte, mußte es erfreulich seyn, wenn sie mitunter einen

Fremden sehen, der auf seinen Wanderungen zu ihren Zelten oder Hütten kam. Es war ihnen angenehm, etwas Neues von fremden Gegenden zu hören. Sie nahmen daher solche Reisende mit Vergnügen auf, luden sie in ihre Hütten ein, bewirtheten sie mit dem, was sie hatten; und diese Bewirthung, die aus den freiwilligen Erzeugnissen der Natur, oder ihren Heerden genommen war, war für sie nicht mit Kosten verbunden, und eben so willig, wie sie andere Reisende aufnahmen, wurden sie auf ihren Wanderungen wieder aufgenommen.

Auf solche Art muß die Gastfreundschaft ohne Zweifel unter den rohen Völkern ihren Anfang genommen haben, und so wie sie auf ihren Wanderungen bei der Vermehrung des Menschengeschlechts sich weiter in die kältern Himmelsstriche verbreiteten, haben sie diesen uralten Gebrauch mit sich gebracht. Er war ihnen seines Alterthums wegen heilig. Er war der Gebrauch ihrer Vorfahren. Er ward ein Theil ihrer religiösen Pflichten, ein Herkommen, dem man, ohne sich einen Schimpf zuzuziehen und ein Verbrechen zu begehen, nicht zuwider handeln konnte. Daher findet man diesen Gebrauch selbst bei den Völkerschaften, die übrigens von dem schlechtesten Charakter sind.

Die Bewohner der Wüste Sahara sind nichts weniger als eine gute Menschenrace, und doch ist die Beobachtung der Gastfreundschaft eine ihrer wichtigsten Verpflichtungen. Sobald ein Fremder vor ihren Zelten ankommt, zeigt ihm die erste beste Person, die ihn erblickt, dasjenige Zelt, welches ihn aufnehmen muß. Ist der Herr nicht darin, so geht ihm die Frau, oder es gehen ihm die Sklaven entgegen und lassen ihn in einer Entfernung von zwanzig Schritten Halt machen. Hier wird ihm eine Portion Milch zur Erfrischung überbracht. Man ladet seine Kameele ab, bringt seine Effekten neben ihm in Sicherheit, gibt ihm eine Matte, um sich niederzulegen, und eine Decke, deren man gemeiniglich selbst entbehrt. Seine Waffen werden, um sie vor dem Thau zu bewahren, in das Zelt gebracht, das neben dem Zelte des Herrn steht. Abends trägt man ihm Nahrung zu;

und hat man keine Lebensmittel, welches oft der Fall ist, so holt man solche von den Nachbarn. Der Fremde leidet also niemals Mangel; denn zur Bestreitung seiner Bedürfnisse gibt jeder, was er hat *). Die Tschuktschen, ein Volk in Sibirien, sind in dem Grade wild und barbarisch, daß Diebstahl und Mord bei ihnen nicht nur erlaubt, sondern sogar rühmlich sind, wenn sie nur keine andern bestehlen oder ermorden, als die, welche nicht zu ihrer Familie gehören. Aber bei aller ihrer Wildheit sind sie doch in hohem Grade gastfrei. Sie überhäufen zwar ihre Gäste nicht mit Speisen, schlachten aber doch ein Rennthier, welches sie für ihre Person nie thun, oder sie entschuldigen sich wenigstens, daß kein Rennthier gerade zu der Zeit umgefallen, oder von den Bären zerrissen worden ist **). Aus der übrigen Denkungsart dieser Menschen erhellet, daß es keine Gutmüthigkeit in ihrem Charakter ist, die diese Gastfreundschaft unter ihnen bewirket. Es ist ein altes Herkommen, dessen Gesetze sie nicht übertreten dürfen.

Nichts beweiset aber dies hinlänglicher, als die Gastfreiheit, die man bei den Jalofen findet, einem Volke, das an der nördlichen Seite der Gambia wohnt. Kein Volk kann einen abscheulichern, unmoralischern Charakter haben, als sie. Sie sind unzüchtig und übermäßig faul, welches letztere sie äußerst arm macht. Sie sind unverschämt, stolz, habbegierig, rachsüchtig, lügenhaft, falsch, gefräßig, über die Maßen wollüstig und solche unmäßige Trinker, daß sie Branntwein wie Wasser saufen. Im Handel sind sie betrügerisch. Ehe sie arbeiten, rauben sie lieber auf den Landstraßen, oder schleppen die Leute von einem benachbarten Dorfe weg, und verkaufen sie als Sklaven. Sie sind zum Stehlen geneigt und dabei sehr geschickte Diebe. Man muß nicht so sehr auf ihre Hände, als auf ihre Füße Acht haben, weil sie ihre Zehen eben so geschickt zum Stehlen, als andere

*) Follie's Reise durch die Wüsten von Sahara. S. 73. ff.
**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 36[illegible].

ihre Finger, gebrauchen können. Viele verkaufen ihre eigenen Kinder, Anverwandten oder Nachbarn, und in Hungersnoth verkaufen sie oft sich selbst, damit sie nicht Hungers sterben. Sie sind auch der Zauberei und Wahrsagung durch Loose sehr ergeben. Wenn sie sich einbilden, daß sie jemanden vielen Nutzen schaffen, so sind sie ganz unerträglich. Sie sind beständig von Brannntwein berauscht, und wenn sie einen Rausch haben, so sind sie wie rasende Bestien. Die Pflicht der Dankbarkeit kennen sie nicht und haben gar keine Begriffe von Höflichkeit. Sie sind eben so unwissend, als ihre Sitten verdorben sind. Sie können kaum begreifen, daß zwei Mal zwei vier macht. Sie wissen nicht, wie alt sie sind, noch weniger etwas von den Wochentagen, wozu sie keine Namen haben. Sollte man wohl glauben können, daß Menschen, die so ganz verdorben sind und keine einzige gute Eigenschaft haben, gastfrei seyn könnten? Und doch sind sie es. Sie nehmen Fremde gern in ihre Wohnungen auf, und lassen niemals einen Fremden von ihrer Nation ohne Essen und Trinken von sich gehen. Sie nöthigen ihn sogar, etliche Tage zu bleiben. Doch verstecken sie sehr sorgfältig den Brannntwein vor ihren Gästen, weil sie ihn sonst Ehren halber denselben nicht abschlagen dürften *). Der Leser wird ohne mein Erinnern einsehen, daß die Gastfreiheit dieses Volkes keine Wirkung der Freundschaftlichkeit oder natürlicher Gutmüthigkeit sey. Diese sanften Eigenschaften sind diesem Volke unbekannt. Ihre Gastfreiheit ist nur ein Nationalherkommen, das durchs Alter geheiligt ist, welchem sie nicht zuwider handeln können, ohne Schande davon zu haben.

Dasselbe kann man mit gleichem Rechte von den Mauren sagen. Die Gastfreiheit wird auf das heiligste von ihnen beobachtet, wenigstens von denen, die ein gemeinschaftliches Oberhaupt haben. Der fremde Mahomedaner, der

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. III. S. [illegible] ff.

zu ihnen kommt, wird sehr freundschaftlich aufgenommen. Man gibt ihm Essen und ein Zelt, wo er die Nacht über liegen kann. Selbst ein erklärter Feind hat, wenn er erst in ihrem Dorfe aufgenommen ist, nicht leicht einigen Verrath zu besorgen. Doch ist dieses freundschaftliche Betragen nur Schein. So lange der Fremde in den Zelten der Mauren bleibt; hat er zwar nichts zu befürchten; denn es würde der Gastfreiheit zuwider seyn, ihn hier zu beleidigen. Haben sie aber auf sein Leben einen Anschlag gemacht, so lauern sie draußen auf ihn, und dann können sie mit dem kältesten Blute denjenigen umbringen, den sie kurz vorher in ihren Zelten als Freund und Gast bewirthet haben. Selbst Verwandtschaft macht in diesem Stücke keinen Unterschied. Der eine Bruder tödtet den andern, wenn nur einiger Vortheil dabei zu erwarten ist*). Wenn diese barbarischen Menschen auf solche Weise denjenigen auf der Landstraße tödten können, den sie als Freund in ihrem Zelte behandelt haben, was ist denn ihre Gastfreiheit anders, als ein alter Gebrauch, woraus sich auf keine Gefühle der Freundschaft oder Menschenliebe schließen läßt?

Ich vermuthe, daß die Gastfreiheit in Abyssinien nicht besser beschaffen ist, weil sie durch Gesetze gehandhabet wird und Strafe für diejenigen bestimmt ist, die den Gesetzen der Gastfreiheit zuwider handeln. Dies ist doch nicht bei den oben genannten Völkern der Fall. Bei ihnen ist der Schimpf die einzige Strafe; bei den Abyssiniern muß diese Strafe nicht hinreichend seyn; die Obrigkeit hat daher eine andere, als die durch das Herkommen eingeführte, festsetzen müssen. In diesem ganzen Reiche kann einer reisen, ohne daß es ihm das geringste kostet. Wenn ein Reisender in ein Dorf, oder in ein Lager kommt, so sind die Einwohner verpflichtet, ihn zu empfangen und ihn und seine Leute nach seinem Stande zu bewirthen. Der Mann, bei dem er eingezogen ist, benachrichtiget das Dorf, daß ein Fremder zu ihm gekommen ist, und sogleich gibt jeder seinen Beitrag. Sie schaffen

*) Reise in die Barbarei, von Poiret. Thl. I. Brief 16.

Brod und Bier und überhaupt alles Nöthige herbei. Man schlachtet sogar eine Kuh, und läßt es sich um so viel sorgfältiger angelegen seyn, daß der Gast befriedigt werde, weil das Dorf, falls er Ursache zu klagen hat, verurtheilt wird, ihm das Doppelte von dem zu bezahlen, was es ihm geben sollte. Dieser Gebrauch ist so allgemein, daß jeder Durchreisende bei demjenigen, den er in seinem Leben nie gesehen hat, einkehren und daselbst essen, trinken und schlafen kann, als wäre er bei einem seiner besten Freunde. So vortheilhaft aber diese Sitte für die Reisenden ist, so beschwerlich fällt sie den Einwohnern, weil sie viele Landstreicher herbei führt, womit Abyssinien angefüllt ist *).

Diese Gastfreiheit der Abyssinier ist also, da sie bei Strafe befohlen ist, eben so wenig, als der oben genannten Völker, ein Beweis der Gutmüthigkeit und Menschenliebe dieser Nation. Sie ist blos ein altes Herkommen, das die Obrigkeit handhabet, und dem die Unterthanen nur aus Furcht nachleben. Die andern Völkerschaften kommen demselben nach, um der Schande zu entgehen, die Abyssinier, um von der Geldbuße befreit zu werden. Aber weder diese, noch jene befolgen es in einer guten und edlen Absicht. Man hat also noch keine Ursache, die Gastfreiheit dieser Völkerschaften zu rühmen. Man kann aber doch auch nicht läugnen, daß verschiedene Völkerschaften diese Gastfreiheit aus edlern Gründen ausüben. Bei einigen ist die Handhabung dieses alten Herkommens mit Ehrgefühl, bei andern mit wahrer Gutmüthigkeit und freundschaftlicher Gesinnung verbunden.

Ich habe oben bei einer andern Gelegenheit der Cirkassier Erwähnung gethan, die eine Ehre darein setzen, Fremde zu bewirthen, und sich mit einander um diese Ehre zanken. Aus Ehrgefühl scheinen die Tartaren auch in einem hohen Grade gastfrei zu seyn. Wenn ein Reisender in ihr Dorf kommt, treten alle in die Thüren, um ihm anzudeuten, daß sie alle bereitwillig sind, ihn zu empfangen; kei-

---

*) Voyage historique d'Abissinie, par Lobo. S. 73. f.

ner ladet ihn aber besonders ein, um nicht die andern darüber mißvergnügt zu machen. Derjenige, auf den seine Wahl fällt, nimmt ihn mit Vergnügen auf und bewirthet ihn auf das beste nach seinem Vermögen. Bei seiner Abreise ist der Wirth nicht zu bewegen, einige Bezahlung dafür anzunehmen. Die Ehre und das Vergnügen ist ihm Bezahlung genug. Der einzige Unterschied, den die Tartaren in diesem Falle machen, besteht darin, daß sie den Unglücklichen entgegen gehen, die ihres elenden Zustandes wegen furchtsam seyn möchten. In solchem Falle hat jeder, der sich zuerst dieses Vergnügen verschaffen kann, das Recht, einen solchen Unglücklichen zu beherbergen *). Es ist wohl nicht möglich, wenn man diesen Zug der Denkungsart dieser Tartaren lieset, das Edle in ihrem Charakter, wodurch sie sich vor vielen kultivirten Nationen auszeichnen, zu verkennen. Denselben Edelmuth, dieselbe Großmuth findet man bei den Beduinen. Der Beduine mag so wenig haben, als er will, so ist er doch stets bereit, auch dieses wenige mit andern zu theilen. Er besitzt selbst die Delikatesse, sich nicht erst darum bitten zu lassen. Wenn er seine Mahlzeit hält, setzt er sich mit Fleiß an den Eingang seines Zeltes, um die Vorübergehenden einzuladen. Seine Großmuth ist so rein, daß er sie nie als ein Verdienst, sondern als eine Schuldigkeit betrachtet, und deswegen glaubt er auch, auf anderer Güter das Recht zu haben, das er diesen auf die seinigen zugestehet. Wenn man sieht, wie die Beduinen mit einander umgehen, so sollte man glauben, daß eine Gemeinschaft der Güter unter ihnen eingeführt sey. Sie kennen aber doch das Eigenthum, verbinden aber keinesweges damit Härte oder Filzigkeit. Ihre Gastfreiheit geht so weit, daß ihre Zelte bei allen ihren Stämmen für Asyle gehalten werden. Sobald ein Fremder, selbst ein Feind, das Zelt des Beduinen betreten hat, so wird seine Person gleichsam heilig und unverletzlich. Es wäre Feigheit und eine ewige Schande,

*) Totts Efterretlinger om Tyrkerne og Tartarerne. D. II. S. 30. f.

selbst eine gerechte Rache auf Kosten der Gastfreundschaft zu befriedigen. Hat der Beduine sich dazu verstanden, mit seinem Gaste Salz und Brod zu essen, so wird er ihn um alles in der Welt nicht verrathen. Die Macht des Sultans wäre nicht im Stande, einen Flüchtigen aus dem Schutze eines Stammes zu reißen; er müßte denn diesen selbst ganz und gar vertilgen. Dieser außerhalb seinem Lager so raubgierige Beduine hat kaum einen Fuß in dasselbe niedergesetzt, so wird er freigebig und großmüthig *). Was könnte nicht aus diesen Völkern werden, wenn sie einmal kultivirt würden und die Kultur der Europäer erhalten könnten, ohne von ihren schlechten Sitten angesteckt zu werden!

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß bei den oben genannten Völkerschaften das Ehrgefühl mit der Beobachtung der Gastfreiheit verbunden sey; bei andern hingegen scheint es eine bloße natürliche Gutmüthigkeit zu seyn. Dies ist bei den Hottentotten der Fall. Diese sind gegen einander in einem hohen Grade freundlich, gutmüthig und willfährig. Sie behalten fast nie etwas allein für sich. Erhalten sie etwas, so theilen sie es mit dem ersten Bekannten, der ihnen entgegen kommt, und behalten gewöhnlich das Schlechteste für sich selbst. Soll ein Vortheil ihnen Vergnügen gewähren, so muß einer oder mehrere von ihren Landsleuten auch Theil daran nehmen. Sie behalten für sich selbst nichts, als ihre Weiber. Ist jemand in Noth oder Lebensgefahr, so eilen sie ihm zu Hülfe, er mag noch so weit von ihnen entfernt seyn, und dieselbe Willfährigkeit wird ihnen wieder von andern erwiesen. Ist jemand auf der Reise und wird von der Nacht überfallen, so kehrt er in dem ersten Dorfe ein, wo die Einwohner ihn aufnehmen und bewirthen, ohne Bezahlung dafür zu verlangen, obgleich sie sonst einander nicht kennen. Ist der Wirth so arm, daß er ihn nicht nach Wunsch bewirthen kann, so überläßt er ihn

---

*) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten. Thl. I. Abtheil. 4. Kap. 23.

einem seiner Nachbarn, der sich eine Ehre daraus macht *). Wie sehr beschämen diese Hottentotten viele christliche Nationen!

Die Neger im französischen Afrika denken eben so. Sie haben sowohl einige schlechte, als auch gute Seiten; die Gastfreiheit aber ist ihre beste Seite. Sie kann nirgends allgemeiner seyn, als unter ihnen. Sie haben fast nichts für sich selbst. Ohne Zwang und Verbindlichkeit ist Alles gemeinschaftlich. Jeder Reisende, er mag ein Weißer oder ein Schwarzer, ein Bekannter oder ein Unbekannter seyn, kann in die erste beste Hütte hineingehen. Wenn er hineingekommen ist, fragt man: wie er heiße, wo er herkomme und wohin er reise. Man reicht ihm gleich Milch oder Palmwein dar, gibt ihm Tabak und ladet ihn, wenn die Eßzeit kommt, zur Mahlzeit ein. Will er ruhen, so bereitet man nach Landes Sitte ein Lager für ihn. Wenn er weiter reiset, gibt er seinem Wirthe nichts, sondern wünscht nur, daß er sich wohl befinden möge. Die Neger haben daher auf ihren Reisen weder Geld, noch Lebensmittel nöthig, weil sie allenthalben ihren Unterhalt finden. Hat der Wirth nicht selbst genug, um seinen Gast zu bewirthen, so tragen alle Einwohner im Dorfe dazu bei und wünschen dem Wirthe Glück, daß der Reisende seine Hütte gewählt hat **).

Welche gute Anlage zur allgemeinen Menschenliebe, die sich auf alle Menschen, ohne Unterschied der Nation und Religion, erstreckt und sich freuet, sich allen wohlthätig erweisen zu können, blos weil sie Menschen und, als solche, Brüder sind. Was ließe sich von diesen rohen Menschen erwarten, wenn sie eine gute, moralische Kultur erhielten, die ihre natürlichen guten Gefühle mehr entwickeln, besser leiten und vervollkommnen könnte! Gott, der Alles

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. I. Kap. 6.

**) Neue Geschichte des französischen Afrika; vom Abbé Demanet. B. II. S. 31. ff.

regiert, wird wohl einst das Licht der Aufklärung auch ihnen leuchten lassen!

Die Caraiben werden überhaupt für die schlechtesten aller Menschen ausgeschrieen. Das ist wohl auch wahr; rachgierig sind sie und aus Rachgier Menschenfresser, welches ich oben gezeigt habe. Sie sind aber doch zugleich, in Ansehung ihrer Freunde, friedlich, leben in grosser Eintracht mit einander, sind in hohem Grade höflich gegen Fremde und üben die Gastfreiheit sehr willig aus. Auf den meisten caraibischen Inseln haben die Einwohner Schildwachen am Ufer des Meeres ausgestellt. Diese stehen an erhabenen Stellen und können die Häfen übersehen, wo die Fremden ankommen. Sobald sie ein Schiff oder ein Boot ankommen sehen, benachrichtigen sie die nächste Schildwache davon. Diese macht es der dritten bekannt, und so fort, bis es im Dorfe bekannt wird, welches auf diese Art in einem Augenblicke geschehen kann. Der Endzweck dieser Schildwachen ist zwar nicht, die Reisenden zu empfangen und zu bewirthen; sondern zu verhüten, daß Feinde sich ihrem Lande nähern; sie dienen aber nichts desto weniger zugleich dazu, ihr Wohlwollen gegen Fremde, die nichts Feindliches gegen sie im Sinne haben, an den Tag zu legen. Sobald sie daher von der Ankunft fremder Personen benachrichtigt werden, werden drei Männer abgeschickt, um Nachricht von der Ursache ihrer Ankunft einzuziehen. Sind sie als Freunde gekommen, so werden sie auch freundschaftlich aufgenommen. Ihre Sachen werden ins Dorf gebracht. Sie selbst werden in die Hütten geführt, wo reine Hängematten für sie zubereitet sind. Früchte und Erfrischungen werden ihnen gebracht. Nachher wird ihnen, wenn sie ausgeruhet haben, eine Mahlzeit von dem Besten, was sie haben, zubereitet, und je mehr sie essen und trinken, desto lieber ist es ihnen. Sie freuen sich, daß man sich einige Zeit bei ihnen aufhalten will; und will man wieder fortgehen, so begleiten sie den Reisenden ans Ufer und geben ihm einige Geschenke an Früchten und verschiedenen andern Din-

gen mit. Eine so freundschaftliche Aufnahme vergilt der Reisende zwar mit andern Geschenken, womit man ihre ganze Liebe gewinnet; man sieht aber doch leicht, daß diese Wilden nicht aus Gewinnsucht, sondern aus wirklicher Gutmüthigkeit diese Gastfreiheit ausüben *).

Wenn ich noch die Otaheitier im Südmeere erwähnt haben werde, so habe ich gezeigt, daß die Gastfreiheit in allen Welttheilen bekannt ist. Diese Insulaner sind gleich gastfrei gegen Fremde und Freunde. Wenn jemand ankommt, wird ein Schwein oder ein Vogel augenblicklich zurecht gemacht, und wenn etwas übrig bleibt, so legt man dies in einen Korb und gibt es ihm mit nach Hause. Was er nun verlangt, und was in den Kräften des Wirths steht, wird ihm gegeben; hat es letzterer nicht selbst, so schickt er zu seinen Nachbarn und Freunden, um es ihm zu verschaffen. Man beschenkt ihn überdies noch mit Zeug, wohlriechendem Oel, mit etwas, das ihnen Arbeit gekostet hat. Ihre Galanterie geht so weit, daß sie dem einen zu geringen Werth beilegen, was die Natur selbst hervorgebracht hat. Für eine so gute Bewirthung sagt man dem Wirthe nicht einmal Dank. Dieses ist bei ihnen nicht gebräuchlich; auch scheinen sie in ihrer Sprache gar keinen Ausdruck für die Idee des Dankes zu haben. Sonderbar aber ist es, daß, wenn jemand niest, sie, wie die Europäer, sich des Zurufs bedienen: „Gott segne Euch!“ **). Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Gastfreiheit dieser Insulaner ihrer Gutmüthigkeit, und diese wieder ihrem muntern, sanguinischen Temperamente zuzuschreiben ist. Die Neuseeländer nehmen auch fremde Reisende von ihrer Nation, von denen sie keine bösen Anschläge befürchten, mit Güte auf und bewirthen sie, so lange sie bleiben. Nur erwartet man, daß dieser Aufenthalt nicht länger dauere, als zur Ausübung ihrer Ge-

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. B. 2. Hauptst. 15. Abschn. 15.

**) Wilson's Missionsreise, S. 398.; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. II.

schäfte nothwendig ist *). Ob diese Insulaner auch aus Gutmüthigkeit, oder blos aus hergebrachter Sitte ihre Gastfreiheit ausüben; scheint mir zweifelhaft zu seyn. Daß sie der fremden Reisenden bald los zu werden wünschen, scheint anzudeuten, daß nicht sowohl Gutmüthigkeit, als vielmehr hergebrachte Sitte die Triebfeder ihrer Handlungen ist. Der Gast ist gemeiniglich nicht sehr willkommen, dessen man bald los zu werden wünscht.

So habe ich gezeigt, daß die Gastfreiheit, als ein altes Herkommen, bei einigen Völkern mit Ehrgefühl, bei andern mit Gutmüthigkeit vereinigt ist; ob es aber Ehrgefühl oder Gutmüthigkeit ist, wenn einige Völkerschaften ihren fremden Reisenden ihre Weiber und Töchter abtreten, kann ich nicht entscheiden. Diese sonderbare Sitte ist indeß bei vielen rohen Nationen gebräuchlich. Bei den Koräken, einem Volke, das an Kamtschatka gränzet, findet man diesen Gebrauch; er ist aber nicht allgemein. Die umher irrenden Koräken sind sehr eifersüchtig über ihre Weiber, und tödten sie oft blos aus Argwohn; ergreifen sie aber ein Weib im Ehebruche, so muß es ohne alle Barmherzigkeit sterben. Um sich dieser Eifersucht ihrer Männer nicht auszusetzen, führen sie eine sehr unreinliche Lebensart, waschen und kämmen sich nie, gehen schweinisch und zerlumpt; denn die Männer sehen es für eine abgemachte Sache an, daß sie sich nicht putzen können, ohne um ihren Liebhabern zu gefallen. Die Koräken und Tschuktschen, die sich angebaut haben, fehlen hingegen auf der andern Seite durch eine übertriebene Nachgiebigkeit. Sie sehen es gern, wenn ihre Weiber gefallen und von andern geliebkoset werden; sie müssen sich daher auf das Beste schmücken, ihre Gesichter schminken und reine Kleider tragen; in ihren Hütten hingegen sitzen sie ganz nackt, ohne sich vor einem Fremden zu schämen. Die Koräken und Tschuktschen sehen es für den sichersten Beweis

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. I. S. 147. ff.

der Freundschaft an, daß sie einem fremden Reisenden ihre Frau oder Tochter zur Beischläferin geben, und wenn er es ausschlägt, wird er für den unhöflichsten Menschen von der Welt gehalten; ja sie sind, blos einer solchen Verachtung wegen, im Stande, ihn zu tödten. Die Tschuktschen gehen sogar in ihrer Höflichkeit so weit, daß sie nicht allein jedem Fremden ihre Weiber und Töchter anbieten, sondern auch, wenn diese nicht hübsch genug sind, ihm andere aus der Nachbarschaft zuführen. Diese Gastfreiheit der Korâken und Tschuktschen hat aber für den Gast das Unangenehme, daß diese Schönen ihm aus einer Art Galanterie eine Schale Urin, den sie in seiner Gegenwart lassen, überreichen, um den Mund damit auszuspülen *).

Die Einwohner des Königreichs Tangut geben jenen in dieser Art von Gastfreiheit nichts nach. Diese sind allen Arten von Wollust ergeben, und bringen ihr Leben mit Gesang, Tanz und Liebeshändeln zu. Wenn ein Fremder in ihr Dorf kommt, wird er in dem ersten Hause, wo er eintritt, sehr gastfrei aufgenommen. Der Hausherr bittet ihn, er möge, so lange er da bleibt, mit der vollkommensten Freiheit handeln. Zu dem Ende verläßt er selbst sein Haus und kommt nicht eher zurück, bis der Gast weggereist ist, der unterdessen mit der Frau, den Töchtern und Schwestern des Wirthes im vertrautesten Umgange lebt; und zu einem solchen Umgange soll die Schönheit dieser Weiber nicht wenig reizen. Diese unzüchtige Lebensart ist, ihrer Meinung nach, den Göttern angenehm. Ihr Chan ließ einst ein Verbot dagegen ergehen; sie schickten aber einige Deputirte an ihn, mit der Bitte, daß er aus dem Grunde dies Verbot widerrufen möchte, weil die Erde jetzt nicht mehr so fruchtbar wäre, und er mußte ihnen willfah-

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 348. 352. ff. — Krachinninnikows Beschreibung von Kamtschatka; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. V. S. 295.

ren *). Hieraus ergibt sich, daß die Ursache dieser Bewirthung mit Weibern und Töchtern bei diesem Volke ein religiöser Aberglaube ist. Bei den oben genannten Koräken und Tschuktschen hingegen ist sie ein falsches Ehrgefühl. Sie werden daher auf diejenigen erbittert, die das Anerbieten ausschlagen und dadurch Ehrenbezeugungen zu verachten scheinen.

An andern Orten scheint es, als wenn Eigennutz mit im Spiele sey. Dies ist auf Mindanao, der größten von den philippinischen Inseln, der Fall. Sobald ein Fremder hier ankommt, gehen die Männer auf das Schiff hinaus und bitten ihn, in ihre Häuser zu kommen. Hier fragen sie ihn, ob ihm eine Freundin beliebe? Aus Höflichkeit muß der Fremde das Anerbieten annehmen und durch ein kleines Geschenk seine Dankbarkeit bezeigen. Dagegen steht es auch dem Fremden frei, so oft er Lust hat, im Hause dieser Freundin zu speisen, zu trinken und zu schlafen, und darf nur wenig dafür, als eine Erkenntlichkeit, geben. Verschiedenen Fremden wird es auch gestattet, diese Freundin mit nach Hause zu nehmen. Die Weiber des Sultans und die der Vornehmen an seinem Hofe pflegen auch oft einen Fremden zu fragen, wenn er zufälligerweise bei ihnen vorbeigeht, ob er schon eine Freundin zu seinem Umgange habe? Antwortet er mit „Nein!“, so schicken sie ihm ein Geschenk von Tabak und Betel, um ihn ihrer Freundschaft zu versichern. — Auf Pulo Kondore, die ohne Zweifel auch eine von den philippinischen Inseln ist, bieten die Männer gleichfalls ihre Weiber allen Fremden gegen einen ganz kleinen Ersatz an. Und dieser Gebrauch wird nicht allein auf diesen Inseln, sondern auch, dem Berichte Dampiers zufolge, in Pegu, Kochin-China, Kambodia und an mehrern

---

*) Reisen des Marco Polo, in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. III. S. 194. ff.

andern Orten, sowohl in Ostindien, als auf der Küste von Guinea gefunden *).

Man sieht, daß die Männer an diesen Orten von Eifersucht nicht geplagt sind, und daher den schändlichsten Vortheil aus ihrer Gastfreiheit ziehen. Anders ist es aber in den Ländern beschaffen, wo Eifersucht zum Charakter des Volkes gehört, und die Gastfreiheit doch fordert, die fremden Reisenden zu bewirthen. In diesen Ländern sind sie auf andere Mittel bedacht, die Gesetze der Gastfreiheit zu beobachten, ohne darum die fremden Reisenden in ihre Häuser aufzunehmen, welches leicht schädliche Folgen haben könnte. Bei den Siamern, die auf die Keuschheit ihrer Weiber und Töchter ein sehr wachsames Auge haben, werden die fremden Reisenden von ihren Mönchen, den Talapoinen, die keine Weiber haben, bewirthet **). Im Reiche des Groß-Moguls hingegen, in Persien und in der Türkei sind große Gebäude aufgeführt, Karawanseras genannt, wo die Reisenden einkehren und für sich und ihre Thiere Schutz finden können.

Tournefort gibt unter andern uns eine Beschreibung von der Einrichtung dieser Gebäude. Sie sind, sagt er, große, geräumige Gebäude, die auf den Landstraßen für die Reisenden aufgeführt sind. Man findet in diesen Gebäuden nichts, als eine Erhöhung an der Mauer, die beinahe drei Schuh hoch und sechs Schuh breit ist, die zum Bette, zum Tische und zur Ruhe dienet. Auf dieser Erhöhung sind kleine Kamine eingerichtet, die sieben bis acht Schuhe von einander stehen, wo jeder sein Essen kochen kann, falls er etwas mitgebracht hat. Die Erhöhung dient zugleich zur Schlafstätte, und das Bett

*) Dampiers Reise um die Welt; in der Sammlung a. St. B. IX. S. 450. u. 459.

**) Beschreibung des Königreichs Siam, von de la Loubere. Abtheil. 2. Kap. 2.

ist bald gemacht, da ein jeder blos seine Decke ausbreitet, wenn er eine bei sich hat, und seinen Sattel zum Kopfkissen macht. Der übrige Platz ist für die Pferde, Maulthiere und Kameele bestimmt. Für ein solches Nachtlager wird nichts bezahlt. Für die Kost muß jeder selbst sorgen, wo er sie haben kann. Diese Einrichtung gehört zu der Gastfreiheit der Türken, wodurch sie einer alten hergebrachten Sitte nachkommen, ohne die Keuschheit ihrer Weiber in Gefahr zu setzen *).

So habe ich diese Abtheilung beendigt, woraus jeder vorurtheilsfreie Leser wahrnehmen kann, wie wichtig die Kultur des Verstandes und des Herzens dem Menschen seyn muß, und wie glücklich diejenigen sind, die in wohleingerichteten Staaten leben. —

---

*) Voyage du Levant, par Tournefort. Tom. 2. Lett. XIV.

Ende des ersten Theiles.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
